L. g.
o
591 d.

N 1388

Saint Germain.

Von

E. M. Oettinger.

Lg 0571d

ERNST ROESLING
(G. MAYER'SCHE BUCHHANDLUNG)
LÖRRACH.

Leipzig, 1846.
Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

KGL. BAYER. BIBLIOTHEK BAMBERG

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Graf Saint Germain.

„Un homme, qu'on n'a pu jamais déchiffrer."

Frédéric II.

oeuvres posthumes, tom IV, pag. 73.

I.

Die Republik Venedig feierte ihr Carneval. Aus allen Theilen Italiens, aus allen Ländern Europa's war eine Fluth von Reisenden herbeigeströmt, um Theil zu nehmen an der tollen Lust dieses Festes, das, beginnend am zweiten Weihnachtsfeiertage, sich nirgends schöner, nirgends heiterer gestaltete, als auf dem Sanct Marcus-Platze zu Venedig.

Das Carneval des Jahres 1756 war glänzender als alle früheren. Man zählte zwischen dreißig bis vierzigtausend Fremde, darunter die reichsten Cavaliere und die reizendsten Courtisanen, die aus aller Herren Ländern nach Venedig gekommen waren, um galanten Abenteuern

nachzujagen. Es wird behauptet, daß die Zahl jener Frauen, die das Fest der Ueppigkeit mit ihrer verführerischen Gegenwart beehrten, sich in jenem Jahre auf mehr als achttausend belaufen habe.

Der große, von einem Panorama der prachtvollsten Paläste eingerahmte Sanct Marcus-Platz, der Kern des venezianischen Lebens, der Brennpunkt des venezianischen Faschings, glich — von der Höhe des Campanile betrachtet — einem ungeheuern Ameisenhaufen, in dem dichte Schwärme von Masken jeder Art und Farbe, Seiltänzer, Bänkelsänger, Puppenspieler, Bärenführer, Quacksalber, Gondoliere und Sbirren (die Sicherheit der Republik verlangte, daß die Letztern bei keinem Feste fehlen durften), sich bunt durcheinander drängten und auf diese Weise ein pittoreskes Gewimmel, ein lebendiges Mosaik, ein bewegliches Kaleidoskop schufen, das jeden Zuschauer mit Staunen und Bewunderung erfüllte.

Aus diesem tausendfarbigen Bilde tauchten alle stehenden Masken der italienischen Volksbühne, alle stereotypen Figuren der **Commedia del arte** in zahlloser, unübersehbarer Menge hervor. Hier stolzirte der bolognesische Dottore, das zu Fleisch und Blut gewordene Pasquill auf alle gelehrte Pedanten; der eingebildete Narr, der alle menschliche Weisheit mit Löffeln ausgesuppt zu haben glaubt; der einfältige Philosoph, der Alles zu wissen wähnt und, streng geprüft, eigentlich gar nichts weiß; der alte Geck, der in der Einbildung lebt, daß jedes Mädchen in ihn verliebt sei, weil er einen

riesengroßen Hut, ein schwarzes Wamms und einen langen Mantel trägt und sich, weil er Doctor ist, für ein großes Licht hält; der langweilige Patron, der mit aufgeklaubten Floskeln und aufgeschnappten Phrasen um sich wirft und Gott und die Welt damit in Verzweiflung bringt; hier blähte sich der neapolitanische Capitano, auch Spavento, Esgangarato oder Cocodrillo genannt, der großmäulige Bramarbas, der bombenspeiende Eisenfresser, der italienische Rummelpuff, der sich ewig als Sieger preist, selbst dann noch, wenn er die furchtbarsten Prügel bekommen hat, eine köstliche Parodie jener Feldherren, die sich mit glänzenden Eroberungen brüsten, selbst wenn sie schmähliche Niederlagen erlitten haben, ohnmächtige Zwerge, die sich für fürchterliche Riesen halten, weil sie eine steife Halskrause und einen langen Säbel tragen, der — in der Scheide eingerostet — noch keiner Fliege etwas zu Leide gethan hat. Hier unter den Säulengängen der Procuratien trippelte der venezianische Pantalone, der reiche Krämer mit langem, spitzhervortretendem Judenbarte, mit rothen, enganschließenden Beinkleidern, gleichfarbigem Wammse und schwarzem, bournousähnlichem Ueberwurfe; der über alle Begriffe gutmüthige und über alle Beschreibung einfältige Vater der verhätschelten Colombine, einer jener stüpiden Dutzend-Papas, die blos darum auf der Welt zu sein scheinen, um sich von ihren Töchtern, in die sie äffig vernarrt sind, bei der Nase herumführen, foppen und betrügen zu lassen, Töchter, die ihrerseits kein kind-

licheres Vergnügen kennen, als das: ihren chers papas ein X für ein U vorzumachen. Hinter Colombinen schlich auf den Zehen der bergameskische Arlechino, in seinem buntscheckigen Habit mit schwarzer Larve und weißem Filzhute, der leichtfüßige, gewandte und verschmitzte Anbeter Colombinens, bewacht von dem argwöhnischen Blick des neapolitanischen Pulcinello, jenes häßlichen, faulen, feigen und genäschigen Dieners des trotz aller Vorsicht ewig geprellten Pantalone. Dieser Pulcinello — eine feine Persifflage auf die armseligen Polizeispione, die überall Verrath wittern, aber trotz aller hündischen Wachsamkeit immer zu spät kommen — ist ein feiler Schmarotzer, der im Dienste seines knauserigen Brotherrn mehr Prügel als Essen bekommt und noch obendrein ewig ausgelacht wird. Nicht fern von diesem Vielfraß, der an der Stelle des Herzens den Magen und an der Stelle des Magens eine Uhr hat, deren Zeiger beständig auf Mittag weisen, nicht fern von diesem nimmersatten, ewig durstigen Spürhunde schwänzelte der römische Gielsomino, der modisch frisirte, maaßlos pomadirte Nebenbuhler des begünstigten Nebenbuhlers Arlechino, der geschnürte und gezierte Zierbengel, das lächerliche Spiegelbild jener geistlosen Mode-Affen, die jedes weibliche Wesen mit Julius-Cäsar-Augen angaffen, worin die Herausforderung liegt: Ergebt Euch, Weiber, denn ich bin unwiderstehlich!

Aber nicht blos auf dem Marcus-Platze, auch in allen Straßen, Gassen und Gäßchen wogte ein Meer

buntfarbiger Masken, darunter eine zahllose Schaar schwarzer, rother, grüner, blauer und gelber Domino's, die wie Irrlichter hin- und herhuschten und nirgends Ruh' zu finden schienen.

In den Palästen des Adels wie in den Häusern der reichen Kaufmannswelt herrschte lauter Jubel, ungezügelter Muthwille, tolle Ausgelassenheit. — Alle Gasthöfe waren, bis zum Dach hinauf, mit Fremden überfüllt, die von den Wirthen — wie dies bei solchen Anläßen ja immer zu geschehen pflegt — venezianisch geprellt wurden. Es gab Gastfreunde, die sich für ein Zimmer, dessen Fenster Aussicht auf den Marcus-Platz gewährten, tagtäglich vier bis fünf Scudi bezahlen ließen, woraus sich schließen läßt, daß der Fremde die Gastfreundschaft, die er zur Zeit des Carnevals in der Dogen-Residenz genoß, zu den theuersten Erinnerungen seines ganzen Lebens zählte.

Während dieser Festzeit, die mit dem Aschermittwoch schloß, hatte Venedig der Schaulust nicht weniger als acht Theater geöffnet, deren größere Hälfte blos Schwänke und Possen, Harlekinaden und Bambocciaden aufführte, die eine Unzahl lachlustiger Zuschauer hineinlockten, welche, alle ohne Ausnahme, maskirt erscheinen mußten. Während des Faschings war ganz Venedig Eine Maske: die Mitglieder des großen Rathes wohnten maskirt den Sitzungen im Dogen-Palaste bei; ja selbst der Schrecken Venedigs, der Rath der Zehen, vertauschte sein schwarzes Inquisitionsgewand, an dem das Blut manches Edeln geklebt, mit heiteren Masken, und so geschah es, daß

eines Tages sämmtliche Mitglieder des Blutgerichts, als Dottori, Capitani, Pantaloni, Arlechini und Pulcinelli verkleidet, einen Venetianer, dessen Familiennamen seit Jahrhunderten im „goldenen Buche der Republik" stand, zu sechsmonatlichem Gefängniß in den Bleikammern verurtheilten, weil er auf öffentlichem Markte in der Nichte des Dogen, der er die Larve vom Gesicht gerissen, die Maskenfreiheit verletzt hatte, ein Vergehen, das als crimen laesi carnevalis oft noch viel härter bestraft wurde. Der Doge, ja selbst der päpstliche Nuntius, mußten sich bequemen, bei öffentlichen Festen ihr durchlauchtiges und apostolisches Ich in profane Narrengewänder zu hüllen, denn während des Faschings herrschte in dieser aristokratischen Republik die vollkommenste Gleichheit der Stände.

Den ganzen Tag, die ganze Nacht hindurch waren alle Ridotti geöffnet. Jedes dieser Spielhäuser hatte zehn bis fünfzehn große, feenhaft decorirte, magisch beleuchtete Säle, in denen an fünfzig bis sechzig grünen Tafeln alle erdenklichen Glücksspiele — vom erhabenen Pharo bis zum Würfel herab — mit einer oft bis zum Wahnsinn gesteigerten Leidenschaftlichkeit gespielt wurden. Des Rathes hohe Weisheit hatte jedoch nur den Nobili das Recht eingeräumt, Bank zu halten und auf Fortuna's grüner Wiese die goldenen Schafe zu scheeren. Zur Rechten und Linken jedes dieser edlen Bankhalter standen zwei unmaskirte Damen, welche die Stelle der Croupiers vertraten. Pointeurs, die nicht Nobili waren, durften zwar so gut wie diese ihr Geld verlieren, je-

doch nur maskirt an dem Spiele Theil nehmen. Und daher kommt es, daß man unter Ridotto — woraus der Franzose Redoute gemacht — eine Maskerade versteht.

Diese Ridotti waren die Hauptquartiere, worin alle Spieler, Glücksritter und Abenteurer, alle Courtisanen, Phrynen und Freudenmädchen zusammentrafen, um gegenseitig auf sich Jagd zu machen. In einem dieser Spielsäle war es, wo Friedrich August von Sachsen, im Carneval des Jahres 1693, in einer Nacht seine ganze Baarschaft und noch obendrein einen Edelstein von 100,000 Scudi Werth auf einer Karte verlor. Hier war es, wo er dafür die Bekanntschaft der reizenden Signora Mocenigo gemacht, von der uns der Verfasser des „galanten Sachsens" so viel Schönes erzählt, daß wir uns gern deren Bildniß vergegenwärtigen, um uns dabei des alten Sinngedichtes zu erinnern:

„Die Liebe ist ein altes Buch,
Drin steht auf jeder Seite:
Verboten bin ich oft genug,
Drum lesen mich die Leute."

II.

In einem dieser Spielhäuser prangte ein Flor der schönsten Courtisanen. Es war, als hätten die berühmtesten Schönheiten der alten und neuen Zeit sich hier ein Stelldichein gegeben. Es schien, als seien Aspasia, Lais, Theone und alle Grazien des alten Griechenlands aus ihren Gräbern auferstanden und zu neuem Leben erwacht,

um alle Männerherzen zu besiegen. Der Orientale glaubte sich in Mahomets Eden versetzt, in dem eine Schaar üppiger Peris überirdischen Zauber, himmlische Reize ausstrahlten, um den Gläubigen damit in ein uferloses Meer unbeschreiblicher Paradieses-Wonnen zu verlocken. Augen, die den Glanz der Sonne, Wangen, die den Purpur der Rose, Busen, deren blendendes Weiß den Schnee der Apenninen verdunkelten, vereinigten sich zu einem Füllhorn von Reizen, die man inbrünstig angebetet, abgöttisch verehrt hätte, wären sie nicht käuflich gewesen wie Blumen und Flitter. — Man hält die Chinesen für dumm; sie aber sind klüger als wir: in ihrem Lande wird nur blinden Mädchen das traurige Privilegium ertheilt, ihre Reize feil zu bieten. Andere aber, die ihre Schönheit leichtsinnig wegwerfen, werden eingesperrt und bestraft. Bei uns hingegen hat jedes weibliche Wesen die unselige Befugniß, mit seinen Reizen Wucher zu treiben und ungestraft aus der Höhe jungfräulicher Sittenreinheit in den Pfuhl der Schande zu versinken. Arme Geschöpfe!

Die Schönste dieser Schönen — eines der beiden Mädchen, welche an der Seite des alten Nobile, der die Bank hielt, das Gehilfen-Amt verrichteten — war der Magnet, mit dessen Hilfe der schlaue Bankhalter alles Gold aus den Taschen der Spieler in seinen Säckel zog. Dieses Wunder von Schönheit hieß Angioletta und war das einzige Kind eines alten Seesoldaten, der, einer jener Achttausend, die im Jahre 1718 unter dem

Oberbefehle des General-Proveditore von Morea, Hieronimo Delphino, mit Löwenmuth gegen den Ueberfall von hunderttausend Türken angekämpft hatten, ergraut im Dienste der Republik, sich endlich nach Ruhe und Freiheit gesehnt hatte und Gondelführer geworden war.

Der alte Bartolomeo hatte, bei aller Armuth, keine Sorge, denn er war Philosoph, d. h. mit Allem zufrieden. Sein ganzes Hab und Gut bestand in seiner Gondel, die sein Palast und seine Kirche war. Angioletta aber, ein Kind der Liebe, dessen Mutter acht Tage nach der Niederkunft sich in die Lagunen gestürzt, um dort sich und ihre Schande zu begraben, Angioletta war ihres Vaters Stolz und Freude. Es ist eben so wahr als rührend, daß Kinder, außer der Ehe erzeugt, von ihren Vätern wärmer, inniger, maaßloser geliebt werden, als die legitimen. — Angioletta war für den alten Bartolomeo ein Gegenstand religiöser Anbetung, ein Stück Cultus: er schwärmte für das Kind, wie er einst für dessen Mutter geschwärmt — war die Eine doch ganz das Ebenbild der Andern; er liebte, er betete sie an wie eine Heilige, vor der man niedersinkt, um den Staub ihrer Füße, den Saum ihres Kleides zu küssen. Und diese Heilige, die sich von den treulosen Schwüren eines Fremden hatte bethören lassen, war jetzt nichts Anderes, als die Maitresse des Bankhalters. Der alte Vater aber liebte sie darum nicht weniger; Angioletta blieb noch immer sein Stolz und seine Freude, denn sie war ja das Ebenbild ihrer Mutter, schöner als alle Frauen Venedigs.

Jener Fremde aber, der Bartolomeo's Tochter verführt hatte, war bald darauf entflohen. Angioletta hatte weder Stand, noch Namen ihres Verführers erfahren.

III.

Eines Abends erschien an der Bank, die von einem dichtgedrängten Kreise gewinnsüchtiger Spieler umlagert war, ein schwarzer Domino, der, angezogen von der blendenden Schönheit Angioletta's, an dem Spiele Theil zu nehmen beschloß, um sich den Genuß zu verschaffen, sein Auge weilen zu lassen auf diesem Flor von Reizen, die ihn mit namenloser Lust erfüllten.

Er zog eine lange, grünseidene Börse hervor, nahm eine Hand voll Zecchinen heraus und setzte sie auf die Coeur-Dame. Die Karte gewann. Die Maske bog ein Paroli und gewann wieder. Als sie ein Douze et le va und bald darauf auch ein Quatorze et le va gewann, zeigten sich auf der Stirn des alten Bankhalters erbsendicke Schweißtropfen. Er betrachtete den schwarzen Domino mit Blicken, die ihn zu fragen schienen: „Welcher Satan hat Dich hierher geführt?" Hätte unser Nobile ahnen können, daß Angioletta der Köder gewesen, der diesen Spieler herangelockt, er würde sie verwünscht, vielleicht gar fortgejagt haben. Noch höher stieg seine Angst, als der Domino auch das Quinze et le va gewann.

„Ich ersticke," murmelte der Nobile leise vor sich hin.

Die Pointeurs aber äußerten große Freude, daß die Bank, die Andere rupft, nun auch einmal gerupft werde.

Der Nobile zitterte, wie Espenlaub, an allen Gliedern. Angioletta, die sich — ohne zu wissen, weshalb — zum Domino hingezogen fühlte, gönnte ihm das Glück, das ihm ununterbrochen treu blieb, so zwar, daß er auch das Trente et le va gewann.

„Corpo di Cristo!“ riefen die erstaunten Spieler wie aus einem Munde.

„Sangue di Dio!“ fluchte der Bankhalter. „Dieser Schwarze muß entweder der Hexenmeister oder der Teufel in eigener Person sein. Noch keine von den sieben Karten, die er gewählt, hat fehlgeschlagen. Gewinnt er auch die achte, weh' mir, dann ist die Bank gesprengt.“

Im ganzen Saale herrschte Grabesstille. Niemand wagte zu athmen; Keiner konnte den Ausgang des nächsten Coup erwarten; Jeder war auf's Höchste gespannt, zu erfahren, ob der Domino Alles gewinnen oder Alles wieder verlieren werde. Mehr noch als das ausdauernde Glück, bewunderte Angioletta den Muth und die Seelenruhe dieses Spielers. Der Nobile aber betete, während er die letzten acht Karten der verhängnißvollen Taille abzog, zu allen Heiligen des Kalenders jetzt mehr, als sonst in einem ganzen Jahre.

„Schenkt der Himmel mir das Glück, daß ich den bösen Feind besiege, dann will ich zwei Tage fasten und dem heiligen Marcus, dem gebenedeiten Schutzpatrone unserer glorreichen Republik, einen goldenen... Zahnstocher verehren.“

Der einfältige Mensch! Wer die Herren Heiligen für

sich gewinnen will, muß nicht geizig sein. Kein Wunder, daß San Marco sich seiner nicht annahm.

Man denke sich den Schreck des Bankhalters und den Jubel der Spieler, als der schwarze Domino das non plus ultra im Pharo (ein außerordentlicher Glücksfall, der sich in hundert Jahren nicht zwei Mal wiederholt), das vierfache Paroli, das Trent-un et le va gewann!

„Die Bank ist gesprengt!" riefen Alle.

„Ich bin ruinirt!" schrie der Nobile und ließ, wie vom Schlagfluß getroffen, die Hände auf den Schoos sinken.

Auf dem reizendschönen Antlitze Angioletta's zeigten sich leise Spuren der Schadenfreude. — Der schwarze Domino füllte mit dem gewonnenen Goldhaufen eine Tasche nach der andern, trällerte dabei, ruhig und gelassen, ein Lied vor sich hin, dessen Worte Keiner von Allen verstehen konnte, grüßte blos Angioletta und entfernte sich dann.

Der Nobile, der gleich darauf wieder zu sich gekommen war, winkte einem Pulcinell, der ein verkleideter Sbirre war.

„Kanntest Du diesen Domino?"

„Nein, Signor."

„Schleiche ihm nach und suche zu erfahren, wer er ist und wo er wohnt. Kannst Du mir genügende Auskunft über ihn verschaffen, so rechne auf meinen Dank und . . ."

„Und?" wiederholte Pulcinell.

„Außerdem auf dreißig Zecchinen."

„Morgen hole ich sie," sagte der Sbirre und verschwand.

IV.

Die Marcus-Glocken hatten Mitternacht verkündet.

Der schwarze Domino, der im Laufe einer Viertelstunde die Bank gesprengt und dabei über vierzigtausend Zecchinen gewonnen hatte, trat eben vom Ridotto auf die Piazetta hinaus, um sich nach dem Kai zu begeben und dort eine Gondel zu besteigen, als der vom gesprengten Nobile abgeschickte Spürhund erschien, dem Domino nachzuschleichen.

Die Maske saß kaum in der Gondel, als der Sbirre sich in eine andere warf und jener in einer Entfernung von kaum dreißig Schritten nachfuhr.

„Alter Bursche," fragte der Domino den Gondelführer, „hast Du Lust, hundert Zecchinen zu verdienen?"

„Ei, warum denn nicht?"

„Nun denn, so sage mir, wie ich es anfange, noch heute Nacht Deine Tochter zu sprechen."

„Meine Tochter? Ich habe keine Tochter."

„Alter, Du lügst. Glaubst Du, Patron, daß ich Dich nicht kenne? Du heißest Bartolomeo, dientest dreißig Jahre in der venezianischen Marine, schlugst Dich Anno 1718 auf Morea mit den Türken herum und wurdest verwundet."

„Am rechten Arme," setzte Bartolomeo hinzu.

„Ich kenne Dein ganzes Leben: Du bist der Vater der engelschönen Angioletta, die — eine Perle zu Füßen der Sau — die Maitresse des alten Alari ist."

„Seid Ihr Venezianer?"

„Nein, Alter, ich bin ein Fremder, und erst seit acht Tagen in Venedig.“

„Und Ihr wißt schon?“

„Alles, was ich zu wissen brauche. Deine Tochter...“

„Gefällt sie Euch?“ fragte das Vaterherz mit zitternder Freude.

„Den möchte ich sehen, dem sie nicht gefiele. Ich habe alle fünf Welttheile durchreist, aber nirgends ein Wesen gefunden, das so schön wie Deine Tochter ist.“

„Ach, Signor, Ihr macht mich unaussprechlich glücklich.“

„Wodurch, Alter?“

„Durch das Geständniß, daß Ihr mein Kind schöner als alle Weiber dieser Erde findet. Seht, Herr, ich könnte Euch lieben, schon darum, weil Ihr meine Tochter liebt.“

„Angioletta ist das Ebenbild ihrer Mutter.“

„Wie, Herr, Ihr kanntet auch die Mutter?“ fragte Bartolomeo tief bewegt.

„Sie hieß Maria und war eine arme Waise, die auf dem Rialto Blumen und Früchte verkaufte.“

„Ach, Signor, reißt nicht die alten Wunden auf.“

„Angioletta, Alter, ist ein Engel, der ein besseres Loos verdient, als das: die schönsten Jahre seines Lebens hinsiechen zu sehen in den Armen jenes häßlichen Gerippes, das, aus Geiz, Knochen und Wollust zusammengesetzt, die Blüthen ihrer frühlingsfrischen Reize knickt...“

„Alari ist reich und kinderlos. Er hat versprochen, meine Tochter als Erbin seines ganzen Vermögens einzu-

setzen, um sie für das, was sie in der Gegenwart entbehrt, durch eine sorgenfreie Zukunft zu entschädigen."

„Alari, sage ich Dir, ist ein gemeiner Schurke, der Dein Kind wie eine Orange auspressen und dann zum Hause hinauswerfen wird."

„Herr, habt Mitleid mit meinen grauen Haaren! Stoßt nicht Dolche in das blutende Vaterherz."

„Ich muß Dich warnen. Du mußt, wenn das Glück Deines Kindes Dir am Herzen liegt, mir folgen, und Angioletta aus den Armen dieses alten Affen reißen."

„Ich bin der Sclave meines Kindes und gehorche nur ihrem Befehle. Fühlt sich Angioletta glücklich in ihrer Lage, dann wäre es schlecht von mir, ihr Glück zu stören. Fühlt sie sich unglücklich, dann bedarf es ja nur eines Wortes, eines Blickes, eines Winkes, um all' meinen Muth, all' meine Kraft anzufeuern, sie seinen Armen zu entreißen."

„Dein Kind ist unglücklich . . ."

„Signor, wer sagt Euch das?"

„Mir sagt's das bittere Lächeln, das den Purpur ihrer Lippen bleicht."

„Sie war niemals heiter."

„Sie wird es sein, sobald sie glücklich ist. Ich will, ich muß sie sprechen . . . führe mich in ihre Wohnung . . . ich will dort harren bis sie heimkehrt vom Ridotto . . . ich will zu ihren Füßen niedersinken und ihr sagen: Angioletta, ich liebe Dich, verlasse den Elenden und werde mein Weib."

„Signor, wer seid Ihr?"

„Deine Tochter soll's erfahren . . . es zieht mich

hin zu ihr mit magischer Gewalt . . . Alter, führ' mich zu ihr . . ."

„Signor, das wag' ich nicht . . ."

„Du bist Gondoliere und mußt mich führen, wohin es mir beliebt."

„Nur nicht zu meinem Kinde."

„Warum nicht?"

„Weil Euer voreiliger Schritt ihm Gefahr bringen könnte."

„Ich fürchte nichts."

„Desto mehr fürchte ich. Signor, ich bitte und beschwöre Euch, steht ab von Eurem Vorhaben. Ihr sollt sie sprechen, aber heute nicht."

„Wann denn?"

„Vielleicht in einigen Tagen."

„Das währt zu lange . . . ich will ihr schreiben . . . willst Du den Brief ihr überbringen?"

„Mit Freuden, Herr."

„Führe mich in meinen Gasthof."

Der Fremde wohnte im Albergo di lione d'oro, unfern der Rialto-Brücke. Zehn Minuten später hatte die Gondel ihr Ziel erreicht.

„Warte hier," sagte der Domino, als er ausstieg.

Gleich darauf hielt auch die zweite Gondel. Pulcinello sprang eilig heraus und folgte dem Domino auf dem Fuße nach.

„Gevatter," sagte der Sbirre zum Thürsteher des Hôtels, „wollt Ihr mir eine Freundschaft erweisen?"

„Mit Vergnügen."

„Nun so sagt mir, wer der Fremde ist, dem man soeben die Treppe hinaufleuchtet?"

„Es ist der Marquis de Bellemare."

„Tausend Dank, lieber Freund," sagte der Spion, warf sich in seine Gondel und fuhr nach dem Ridotto zurück.

V.

In derselben Nacht war großer Ball beim Dogen.

Alle Säle des herzoglichen Palastes schwammen in einem Meere von Lichtern. Im großen Thronsaale, ausgeschmückt mit den schönsten Gemälden von Titian, Paul Veronese, Tintoretto und andern Meistern der italienischen Schule, tanzte auf dem aus Marmor und Halbedelsteinen zusammengefügten Fußboden Venedigs reicher Adel, in Sammet und Seide gehüllt und vom Barett bis zur Schuhschnalle mit Perlen und Diamanten übersäet, deren Glanz wie Sterngefunkel den ganzen Saal durchzitterte und in den großen Wandspiegeln ein blendendes Echo fand. Im Saale del scruttinio — da wo die Nobili ihre Stimmen bei jeder neuen Wahl abgeben — prangten die Gemälde der 110 Dogen von Paolo Anafesto bis Francesco Loredano, dem jetzigen Herzog. Zwischen den Bildnissen der Dogen Andrea Dandolo und Giovanni Gradenigo hing ein schwarzer Rahmen mit der Inschrift: „Hic est locus Marini Falieri decapitati pro criminibus."

Nicht fern von diesem Rahmen, der uns an eine blutige Katastrophe der venezianischen Geschichte erinnert, stand

der Doge in traulichem Gespräche mit dem päpstlichen Nuntius und Herrn von Bernis, einem galanten Abbé, der durch ein Lied, worin er die Schönheit der damals allmächtigen Frau von Pompadour besungen hatte, über Nacht französischer Gesandter geworden war.

„Haben Sie Nachrichten aus Versailles erhalten?“ fragte der Doge den Herrn von Bernis.

„Heute Nachmittag erhielt ich ein eigenhändiges Schreiben von der Marquise von Pompadour, worin sie mir Auftrag ertheilt, Erkundigungen einzuziehen über einen gewissen Grafen von Saint Germain, der sich gegenwärtig in Venedig aufhalten soll.“

„Ein Graf von Saint Germain? Ich erinnere mich, von einem Manne dieses Namens schon vor fünfzig Jahren im Hause meines Oheims gehört zu haben,“ sagte der Nuntius.

„Dieser Mann,“ fuhr der französische Gesandte fort, „ist nach der Beschreibung, die mir Frau von Pompadour von ihm entworfen hat, die räthselhafteste Erscheinung, die mir im Leben vorgekommen ist. In Versailles erzählt man sich blaue Wunder von ihm . . . er soll ein wahrer Hexenmeister sein. Ew. Durchlaucht werden lächeln, wenn ich Ihnen sage, daß es Leute giebt, die diesen geheimnißvollen Mann für den ewigen Juden halten. Trotz der emsigsten Nachforschungen, die König Ludwig XV. durch seinen Polizei-Intendanten in Frankreich und durch seine Gesandtschaften im Auslande über den Grafen Saint Germain bis jetzt anstellen ließ, ist das Leben dieses Mannes

noch immer ein in tausend Schleier eingehülltes Geheimniß. Der Graf will schon zweiunddreißig Jahre vor Christi Geburt in Jerusalem das Licht der Welt erblickt haben. Wenn das wirklich wahr wäre, so müßte er jetzt 1788 Jahre alt sein."

„Ob es Thoren giebt, die das Alles für Wahrheit halten?" fragte der Doge.

„Er weiß jede seiner Aussagen so wahrscheinlich zu machen, daß selbst der größte Zweifler ihm endlich Glauben schenkt. Der Graf betheuert, den Kaiser Tiberius eben so genau als unsern Heiland und seine zwölf Apostel gekannt zu haben . . ."

„Sie scherzen, Herr von Bernis," unterbrach ihn der Nuntius.

„Ich erzähle nur Das, was Andere von ihm wissen wollen. Er behauptet, ein sehr intimer Freund des Apostel Petrus gewesen zu sein und ihm mehr als ein Mal den Rath ertheilt zu haben, seine Heftigkeit zu mäßigen. Er rühmt sich ein naher Anverwandter des großen Herodes zu sein, von dem er mehr als ein Andenken, unter Anderm auch einen kostbaren Siegelring, aufzuweisen hat."

„Märchen, nichts als Märchen!" sagte der Doge.

„Etwas aber muß denn doch wahr daran sein, denn schon François Rabelais, der im Jahre 1531 von der medicinischen Facultät in Montpellier den Doctorhut empfing, will mit dem Grafen Saint Germain dort in demselben Jahre öffentlich disputirt haben. Fünfzig Jahre später will Michel Montaigne ihn in Rom gesehen und vom

Papst Gregor XIII. Wunderdinge über ihn gehört haben. So viel ist gewiß, daß der Graf ein Stammbuch besitzt, in das Montaigne eigenhändig ein paar Verse eingeschrieben hat."

„Als Zeitgenosse Rabelais' müßte er also mindestens 220 Jahre alt sein," meinte der ungläubige Nuntius.

„Nach seiner eigenen Aussage zählte er, als Franz I. im Jahre 1515 den französischen Thron bestieg, schon 1547 Jahre. Er war bei der Schlacht von Marignano zugegen und ist im Besitze einer Haarlocke, die ihm Bayard, der Ritter ohne Furcht und Tadel, zwei Stunden vor der Flucht von Romagnano, geschenkt haben soll."

„Erlauben Sie, daß ich das Alles bezweifle," sagte Loredano.

„Auch ich, Durchlaucht, bin wenig geneigt, das Alles zu glauben; dessenungeachtet kann ich nicht leugnen, daß dieser räthselhafte Graf mir ein ganz eigenthümliches Interesse einflößt," sprach der Nuntius. „Mein Oheim, der 1705 in einem Alter von zweiundneunzig Jahren starb, erzählte mir kurz vor seinem Tode von einem Hexenmeister gleichen Namens, der sich um das Jahr 1660 in ganz Italien durch seine Wunderkuren berühmt gemacht hat."

„Dies ist derselbe Graf, der sich jetzt in Venedig aufhalten soll," setzte Herr von Bernis hinzu. „Nach der Depesche, die ich empfangen habe, soll er ein Lebens-Elixir verkaufen, das die Wunderkraft besitzt, alte Leute wieder jung zu machen. Und weil es am Hofe von Versailles gewisse Damen giebt, die vor einer Runzel mehr

Furcht als vor dem Tode haben, ist mir der Auftrag geworden, den Wundermann nach Paris einzuladen.“

„Erfahren Venedigs Frauen, daß dieser Hexenmeister, der das Geheimniß besitzen will, das Alter zu verjüngen, jetzt in ihrer Mitte weilt, dann lassen sie ihn sicher nicht mehr fort von hier. Von frühem Morgen bis in die späte Nacht werden sie seine Wohnung umlagern und nicht eher ruhen, bis er Alle entrunzelt hat.“

„Nur die Reichen, Durchlaucht, werden bei ihm Hilfe finden, denn der Graf läßt sich für seinen Wundertrank enorme Summen bezahlen. Eine Phiole, die kaum funfzig Tropfen des verjüngenden Aethers enthält, soll, wie ich höre, fünftausend Francs kosten. Ich habe den Auftrag erhalten, zehn Phiolen mit dem nächsten Courier nach Versailles zu schicken.“

„Beweis, daß Frau von Pompadour bereits zu altern anfängt,“ apostrophirte der Nuntius.

„Wahre Schönheit altert n i e,“ erwiderte der schlaue Günstling der mächtigen Marquise.

„Wollen Sie glauben,“ sagte der Doge, um dem Gespräche eine andere Richtung zu geben, „daß ich nach Ihren Mittheilungen in der That sehr gespannt bin, die Bekanntschaft dieses Mannes zu machen? In jedem Menschen, selbst in dem aufgeklärtesten, liegt ein mehr oder minder hoher Grad von Neigung, Dinge zu glauben, die wir für Wunder halten, weil sie uns momentan unerklärlich scheinen; und dennoch lehrt uns die Erfahrung, daß Manches, was uns im ersten Augenblick als räthsel-

haftes Wunder verblüfft, sich später als ein ganz natürliches Kunststückchen herausstellt. So wird es uns auch mit dem Grafen Saint Germain gehen. Ich fürchte nicht zu irren, wenn ich glaube, daß dieser Mann, der uns jetzt als ein übernatürlicher Hexenmeister erscheint, wohl weiter nichts als ein schlauer Betrüger ist, der aus unserer Leichtgläubigkeit so lange Nutzen zieht, bis uns die Schuppen von den Augen fallen und wir einsehen lernen, daß wir hinter's Licht geführt, geprellt, dupirt sind."

„Ich habe mir vorgenommen," sprach Herr von Bernis, „dem Wundermanne scharf auf den Zahn zu fühlen."

„Aber sind Sie denn auch wirklich überzeugt, daß er jetzt in Venedig ist?" fragte der Nuntius.

„Frau von Pompadour meldet mir, daß der Graf, der noch vor vierzehn Tagen in Marseille gewesen sei, sich von der dortigen Polizei seinen Paß nach Venedig habe visiren lassen. Mein Personal, das bei der hiesigen Polizei sofort Erkundigungen über ihn eingezogen, hat leider keine Auskunft erhalten. Der Graf versteht die Kunst, sich an manchen Orten in ein undurchdringliches Incognito zu hüllen. Er liebt es, unter zehn verschiedenen Namen, bald als Franzose, bald als Portugiese, bald als Deutscher, bald als Pole in der Welt umherzuziehen. Vor nicht gar langer Zeit soll er sich als Herr von Schöning in Pisa, als Chevalier Welldone in Mailand und als Graf Soltykow in Genua umhergetrieben haben. Gott weiß, unter welchem Namen der schlaue Fuchs sich jetzt in Venedig aufhält."

„Wir wollen das bald erfahren,“ sagte der Doge. Man sprach dann von andern Dingen.

VI.

Als der Marquis de Bellemare in sein Zimmer eingetreten war, hatte er Larve und Domino abgeworfen, sich an seinen Pult gesetzt und in aller Hast zwei Briefe geschrieben; den einen an Signor Alari, den andern an Angioletta.

Der erste lautete:

„Der schwarze Domino, der gestern Eure Bank gesprengt hat, ist fest entschlossen, sie heute, morgen, übermorgen und jeden Abend zu sprengen, wenn Ihr Euch nicht entschließen könnt, dem Besitze einer Perle zu entsagen, die für Leute Eures Schlages nicht geschaffen ist. Angioletta darf — ich schwöre es Euch — nicht länger mehr die Eure sein. Wollt Ihr freiwillig zurücktreten, so will der Unterzeichnete Euch die ganze Summe von 40,000 Zecchinen, die er Euch abgewonnen hat, mit Freuden zurückzahlen, um Euch für das Opfer, das Ihr ihm bringt, zu entschädigen. Wollt Ihr diesen Tausch nicht annehmen, so wird man Mittel und Wege finden, Euch dazu zu zwingen.“

„Nachschrift: Durch den Ueberbringer dieser Zeilen erwartet man Eure Antwort.“

Der Inhalt des zweiten Briefes lautete:

„Der schwarze Domino, dem gestern an der Pharobank Fortuna und — was ihn millionenmal mehr be-

glückt — das schönste Weib auf Gottes Erde gelächelt, wagt, hingerissen von der Allmacht Eurer Reize, gefesselt von dem Zauber Eurer Anmuth, sein liebeglühendes Herz Euch, angebetete Signora, zu Füßen zu legen und Euch bei Allem, was Euch lieb und heilig ist, zu bitten und zu beschwören, Ort und Stunde zu bestimmen, wo er Euch morgen sehen und sprechen kann."

Nachdem der Marquis beide Briefe gesiegelt hatte, ließ er durch seinen Diener Benjamin den alten Gondelführer rufen.

„Hier zwei Briefe und hundert Zecchinen," sagte er zum Eintretenden.

„Hundert Zecchinen? Für wen?" fragte Bartolomeo.

„Für Dich!"

„Und wofür?"

„Für den Dienst, den Du mir dadurch erweisest, daß Du beide Briefe richtig abgiebst."

„Behaltet Euer Geld und gebt mir Eure Briefe."

„Nimm sie hin. Aber wagst Du beide, oder auch nur einen zu unterschlagen, dann fürchte meine Rache. Giebst Du sie pünktlich ab, dann, Alter, rechne auf meinen Dank. Gelingt es Dir, mir bis morgen Mittag Antwort, wär's auch eine Zeile nur, von Deiner Tochter zu verschaffen, dann, Bartolomeo, machst Du mich zum Glücklichsten auf Gottes Erdboden."

„Addio, Signor!" sagte der Gondoliere und ging.

VII.

Jeder meiner Leser wird längst errathen haben, daß der Marquis de Bellemare kein Anderer als der Graf Saint Germain war. Selbst das Wenige, was sie über ihn im Dogen-Palaste aus dem Munde des französischen Gesandten vernommen, wird sie überzeugt haben, daß dieser Mann eine außergewöhnliche Erscheinung, ein geheimnißvolles Räthsel, ein Stück Wunder war.

Sein Aeußeres hatte nur wenig Auffallendes. Der Graf war ein großer, ziemlich robuster Mann; er hatte einen Wald schneeweißer Haare, einen weißen Backenbart und weiße Augenbrauen, dabei aber eine so gesunde, männlich frische Gesichtsfarbe, daß er nicht viel älter als ein Vierziger aussah. Er hatte ungemein kluge, pfiffige Augen, Augen, die jedem Menschen bis auf den Grund der Seele schauen und aus der tiefsten Tiefe des Herzens die geheimsten Gedanken herauslesen konnten. Die Marquise de Crequy, die ihn genau gekannt, giebt ihm in ihren Memoiren das Zeugniß, daß er die schönsten Zähne, die feinste Hand und den kleinsten Fuß besaß; mehr noch entzückte sie sein kleines, feingebautes Ohr, ein Merkmal, das diese geistreiche Beobachterin für das sicherste Zeichen vornehmer Abkunft hält. Große Ohren, sagt die Marquise, verrathen den Plebejer, kleine Ohren den feinen Aristokraten.

Viel auffallender war des Grafen Anzug, in dem sich immer etwas Gesuchtes, Ueberladenes, Geputztes allzu

sichtbar machte. Er trug in der Regel einen braunsammetnen, mit Gold und Edelsteinen übersäeten Rock, ein mit den theuersten Spitzen besetztes Jabot und feingestickte Manchetten. An jedem Finger blitzten vier bis fünf kostbare Ringe. Schuhe und Hosenschnallen waren mit großen Diamanten besetzt; die Knöpfe seiner reich gestickten Atlasweste waren, wie die Knöpfe seiner Rockärmel, funkelnde Rubinen. Gering angeschlagen, besaßen die Edelsteine, die er an sich trug, den Werth einer halben Million Lire.

Cicero erzählt von dem sechsten Mithridat, er sei nicht blos König, sondern auch — was bei Fürsten so selten der Fall ist — ein großer Gelehrter gewesen, der die Bewunderung all' seiner Zeitgenossen erregt, weil er nicht weniger als zweiundzwanzig Sprachen gesprochen habe. Aber welch ein Ignorant war dieser Mithridat gegen den Grafen Saint Germain, der, ein Polyglotte im weitesten Sinne des Wortes, alle alte und neue Sprachen der Welt so fehlerfrei und geläufig als das Arabische sprach, das er für seine Muttersprache ausgab.

Es schmeichelte der Eitelkeit des Grafen, bei jeder Gelegenheit, wo von seinen bewundernswerthen Sprachkenntnissen die Rede war, folgendes Geschichtchen zu erzählen: Auf dem Tridentiner Concilium, bei dem er im Jahre 1562 persönlich zugegen gewesen sein will, hatte er mit dem Präsidenten des Concils, dem Cardinal Prinzen von Mantua, die Wette gemacht, daß es weder eine todte, noch eine lebende Sprache gäbe, die ihm fremd geblieben wäre. Der Prinz habe nach Rom geschrieben

und sich aus der Bibliothek des Vaticans einige Handschriften kommen lassen, welche Papst Julius III. von seinen Missionären aus Mexiko als Seltenheit zum Geschenk erhalten hatte. Den Handschriften war, auf den Wunsch des Cardinals, eine italienische Uebersetzung beigefügt. Der Prinz triumphirte; wie groß aber war sein Erstaunen, als der Graf eine Handschrift nach der andern dechiffrirte und ihm den Inhalt derselben Wort für Wort verdolmetschte. Er war mit den Sprachen Asiens und Amerika's eben so vertraut, wie mit den europäischen.

Der Graf hatte das wunderbarste Gedächtniß: er war der größte Mnemoniker. Mithridat, König von Pontus, konnte jeden seiner 80,000 Soldaten beim richtigen Namen nennen. Seneca wußte 2000 Worte in derselben Ordnung zu wiederholen, in der sie ihm vorgesagt wurden. Hortensius vermochte sämmtliche Preise einer Auction zu behalten. Hugo Grotius behielt, als er in Frankreich der Musterung einiger Regimenter beiwohnte, die vorgelesenen Namen aller Soldaten. Justus Lipsius getraute sich, den Tacitus vom Anfange bis zum Ende herzusagen, stünde Jemand auch mit gezücktem Dolche neben ihm, um ihn augenblicklich zu durchbohren, wenn er ein Wort vergessen hätte. Eine durch ihre Gelehrsamkeit berühmte Venezianerin war im Stande, jede Predigt, die sie ein Mal gehört, auf der Stelle Wort für Wort zu wiederholen. Racine wußte den ganzen Euripides, Bayle den ganzen Montaigne, Hughues Doneau das ganze corpus juris, Metastasio den ganzen Horaz, und Carteret, Lord-

Lieutenant von Irland, das ganze neue Testament vom ersten Worte des Matthäus bis zum letzten der Offenbarung auswendig. Nicht minder merkwürdig ist jener götting'sche Doctor Brendel, der die ganze Aeneide vor- und rückwärts herzusagen wußte, und jener Herr von Nostitz, der ein Schauspiel nicht mehr als zwei Mal zu hören brauchte, um es dann von der ersten bis zur letzten Scene wörtlich recitiren zu können. Graf Saint Germain konnte das Alles und noch mehr. Jede Zeitung, die er ein Mal durchlas, wußte er auswendig. Er hatte ein so riesiges Zahlengedächtniß, daß er die Reihenfolge von 1000 Zahlen behielt, die er vorwärts, rückwärts und aus der Mitte herausgerissen hersagen konnte. Nach seiner Aussage hatte er im Jahre 1574 am Hofe Heinrichs III. zu Krakau ein Kunststückchen gezeigt, das man als das non plus ultra seiner Gedächtnißkraft bewundern muß. Er ließ sich hundert Spiel Piquetkarten geben, bat den König und dessen Umgebung, die 3200 Karten bunt durcheinander zu mischen, die Reihenfolge derselben ihm Blatt für Blatt vorzusagen und sie alsdann genau notiren zu lassen, um den Beweis zu liefern, daß er diese Reihenfolge vom ersten bis zum letzten Blatte behalten habe. Etwas Aehnliches will er 1612 am Hofe der Regentin von Frankreich, Maria von Medicis, in Gegenwart ihres Günstlings, des Marschalls d'Ancre und dessen Gemahlin, Leonore Galigai, gezeigt haben. Er bat sich drei Würfel aus, ersuchte den Marschall, damit tausend Würfe zu thun und die Augen jedes einzelnen

Wurfes aufzeichnen zu lassen, um ihnen alle Würfe in der aufgeschriebenen Reihenfolge wiederholen zu können. — Das grenzt an Zauberei, rief die Königin Wittwe und verlieh ihm dafür den St. Michael-Orden.

Eben so groß und bewundernswürdig war das musikalische Genie des Grafen. Er spielte fast alle Instrumente, vor allen aber die Violine mit so vollendeter Meisterschaft, daß man in ihm einen zweiten Maestro Tartini zu hören glaubte. Darf man den Versicherungen des Grafen vollen Glauben beimessen, so habe die berühmte Teufelssonate, die, wie Tartini erzählt, ihm unmittelbar vom Teufel eingegeben worden sei, nicht Meister Satan, sondern der Graf Saint Germain componirt und Tartini dessen Arbeit blos abgeschrieben. Den ersten Unterricht in der Musik wollte er vor ungefähr siebenhundert Jahren bei einem Benedictiner-Mönch und Abt zu Avellana, bei dem berühmten Meister Guido von Arezzo, genossen und, was die Kirchenmusik anlangt, sich fünf Jahrhunderte später unter Palestrina ausgebildet haben. Mit der ernstesten Miene von der Welt machte er seinem ersten Meister die Erfindung der Notenschlüssel streitig und betheuerte mehr als ein Mal bei allen Heiligen des alten und neuen Kalenders, daß er Derjenige gewesen sei, der zuerst zur Bezeichnung der sieben Töne die sieben Anfangssylben einer Hymne an den heiligen Johannes, das ut, re, mi, fa, so, la, si, eingeführt habe.

Der Graf war ein ebenso ausgezeichneter Maler. Cimabue, der um das Jahr 1240 zu Florenz gelebt und

mit Recht als der Schöpfer der neuern Kunst betrachtet wird, und Giotti, des Erstern Schüler, der seinen Vorgänger sowohl im Colorit als in der Behandlung der Perspective übertroffen hat, waren des Grafen erste Meister. Letztern nannte er mit Thränen in den Augen einen seiner liebsten Freunde, der anno 1336 in seinen Armen gestorben sei. Zweihundert Jahre später will er Brüderschaft mit Giulio Romano getrunken und ihm die Idee zu den zwanzig schlüpfrigen Bildern, zu welchen Pietro Aretino eben so viele obscöne Sonette gedichtet, angegeben haben. Ueberhaupt gab es weder einen Maler noch Musiker alter und neuer Zeit, der ihm unbekannt geblieben wäre; er kannte alle Künstler und wußte aus dem Leben jedes Einzelnen die drolligsten Schwänke zu erzählen. — Im Malen selbst bestand seine Hauptstärke darin, den Glanz der Edelsteine so täuschend nachzuahmen, daß sie wie wirkliche brillirten. Den Sammet wußte er weicher als Jan Breughel, den Atlas schöner als Terburg, Douw und Netscher wiederzugeben.

Im Schreiben hatte er die wunderbare Fertigkeit erlangt, jede Handschrift dergestalt treu nachzuahmen, daß die Copie von dem Original nicht zu unterscheiden war: er schrieb mit beiden Händen zugleich, und mit der linken eben so schnell und schön, als mit der rechten; doch war es Grundsatz von ihm, daß er seinen Namen nie ein wie das andere Mal, sondern immer anders schrieb, woher es kommt, daß eine Unzahl der allerunähnlichsten Handschriften von ihm existiren.

Aus der Handschrift Anderer wußte er fast immer den Charakter, manchmal sogar den Namen des Schreibers zu errathen. Im Jahre 1724 legte ihm Philipp V. von Spanien, der sich nach seiner Thron-Entsagung ins Kloster St. Ildephonse zurückgezogen hatte, drei Schreiben mit der Frage vor, ob vielleicht auch diese Schriftzüge ihm bekannt seien. Der Graf durchflog den Inhalt und sagte: „Wenn ich Ew. Majestät darauf erwidere, daß dieser Brief von dem unsterblichen Entdecker Amerikas herrührt, so ist dies schon darum kein Wunder, weil derselbe Christoph Columbus mir die Ehre erwiesen, sich drei Tage vor seinem Tode, am 17. Mai 1506 zu Valladolid, in mein Stammbuch einzuschreiben. Die zweite Handschrift rührt, wenn ich nicht irre, von Luis Velez de Guevara, dem berühmten Verfasser des Diablo cojuelo her, aus dem Lesage seinen hinkenden Teufel ausgebrütet hat. Den dritten Brief hat ein Maler geschrieben, dessen Name mir leider entfallen ist, dessen ich mich aber wohl erinnern werde, wenn Ew. Majestät die Gnade haben wollen, mir den Anfangsbuchstaben zu nennen." — „A," sagte der Enkel Ludwigs XIV. — „O Schwachkopf," rief der Graf, sich auf die Stirn schlagend, „wie konntest Du vergessen, daß er Juan de Avellana hieß!" — „Kannten Sie diesen Künstler?" fragte der blödsinnige Monarch. — „So gut als mich selbst," antwortete der Graf. „Er war einer der ausgezeichnetsten Blumenmaler, der um das Jahr 1640 zu Toledo geblüht." — „Der Graf," sagte bald darauf der Günstling Farinelli zur Königin,

„ist entweder der Teufel selbst oder einer seiner verschmitztesten Lügengeister.“

Das Erstaunen des Lesers wird den Brennpunkt erreichen, wenn ich sage, daß es Tage gab, wo der Graf, mit Hellseherblick begabt, den Inhalt versiegelter Briefe errieth. Ueberhaupt hatte er etwas Prophetisches, einen Geist, der zukünftige Ereignisse voraussehen und Dinge weissagen konnte, die in der Regel eingetroffen sind. Es ist allgemein bekannt, daß er im Jahre 1755 zu Genua prophezeiht hatte, daß Ludwig XV. am 10. Mai 1774 an den Kinderblattern sterben werde, eine Weissagung, die sich in der That bestätigt hat. Der Graf behauptete, diese prophetische Gabe von dem 1566 zu Salon in der Provence gestorbenen Zukunftsverkündiger Michel Nostradamus geerbt zu haben, der schon am 27. Juni 1558 in einem Briefe an König Heinrich II. die Revolution von 1792 geweissagt hatte *). Der Graf will den fameusen Astrologen persönlich gekannt, ja sogar an dessen „Prophéties“, die zuerst im Jahre 1568 zu Lyon bei Paul Rigaud im Drucke erschienen waren, thätig mitgearbeitet und die **zweite Correctur** besorgt haben. —

Der Graf hatte nur eine Leidenschaft: er kannte alle Spiele der Welt und liebte namentlich solche, in denen

---

*) Das ist factisch. Die Stelle lautet: „Plus grande persécution sera faite à l'église chrétienne, qui n'a été faite en Afrique (sous Genséric et Hunéric) et durera ceste-ci jusque à l'an mil sept cent nonante (1792), que l'on cuidera estre une rénovation du siècle.“

der Zufall, das Glück entscheidet. Mehr als ein Mal wollte sein prophetischer Geist die fünf Nummern vorausgesagt haben, die in der Zahlenlotterie herauskommen mußten. Für das Pharo hatte er nach jahrhundertlanger Berechnung endlich eine Formel, eine sogenannte Kabbala gefunden, mittelst welcher es in seine Macht gegeben war, ganz nach Belieben jede Bank zu sprengen — ein kostbares Geheimniß, für dessen Mittheilung ihm die berühmte Marquise de Montespan, die eine der leidenschaftlichsten Hasardspielerinnen am Hofe Ludwigs XIV. gewesen ist, fünf Millionen Francs, und als sie eingesehen hatte, daß der Graf nicht durch Geld zu fangen war, ihm verblümt eine Nacht in ihren Armen angeboten haben soll, ein Preis, der ihm aber so kostspielig erschienen war, daß er, wie Demosthenes zu Lais, gesagt haben soll: Das hieße eine Reue zu theuer erkaufen. Ob die Reue auf seiner oder ihrer Seite geblieben, wollen wir unbeantwortet lassen, da ich nicht zu entscheiden wage, ob des Grafen Pharo-Formel auch in der That unfehlbar richtig gewesen sei. War das wirklich der Fall, so ist es Jammerschade, daß diese Kabbala mit ihm unwiederbringlich verloren ging.

Der Graf war einer der größten, ja vielleicht gar der größte Schachspieler, der je gelebt hat. Auch in dieser Kunst datirte er seine Meisterschaft von einem der ersten Schachspiellehrer, von dem sicilianischen Mönche Pietro Carrera her, der im Jahre 1617 zu Militelli eines der gediegensten Werke darüber herausgegeben hat. Herr von

Saint Germain schien auf seine Virtuosität in diesem Spiele stolzer als auf manche andere seiner ausgezeichneten Fähigkeiten zu sein, denn mit größter Genugthuung erzählte er, dem berühmten Matador Paolo Boi am Hofe Philipps II. von Spanien einen Bauer; dem Sir Charles Blount, nachmaligem Lord Monjoy, dem die Königin Elisabeth von England ein goldenes Schachspiel geschenkt, einen Springer; dem Calabresen Gioachimo Greco, der durch die Meisterschaft in diesem Spiele in Paris 50,000 Ducaten gewann, im Jahre 1640, in Gegenwart des Herzogs von Nemours, einen Laufer und hundert Jahre später dem Araber Philipp Stamma sogar einen Thurm vorgegeben und trotzdem — wie sich das von selbst versteht — all' diese Gegner überwunden zu haben. Den Componisten Philidor, der um die Zeit, in welcher unsere Erzählung spielt, in Frankreich als erster Schach-Virtuose bewundert wurde, geruhte unser Graf geradezu einen Schwachkopf, einen Einfaltspinsel, einen Stümper zu nennen, dem er die Königin vorzugeben sich getraue und sich außerdem anheischig mache, ihm gegenüber mit verbundenen Augen zu spielen. Unglaublich und dennoch so wahr, daß ich Alles verbürgen kann.

Die Freunde der Roulette werden sich meinem Grafen dankbar verpflichtet fühlen, wenn sie erfahren, daß er auf die Erfindung dieses Spieles Anspruch macht. Doch auch dafür, gleichwie für das verwandte Rouge et noir, schmeichelte er sich im Besitze einer Berechnung zu sein, mit deren Hilfe es ihm, mit seltenen Ausnahmen, gelin-

gen müsse, auch in diesem Spiele die Bank zu sprengen. Glücklicher Graf!

Doch vorläufig genug davon. Lassen Sie mich jetzt den Faden der Erzählung da aufheben, wo ich ihn fallen ließ.

VIII.

Nachdem der Marquis de Bellemare die Briefe und den Gondelführer abgefertigt hatte, rief er seinen Diener Benjamin, mit dem er auf so vertraulichem Fuße, wie ein Vater zu seinem Sohne, wie eine Frau zu ihrem Kammermädchen, wie der Liebhaber in den Komödien zu seinem Vertrauten stand.

Benjamin war ein blutjunger, äußerst netter, ganz allerliebster Bursche, der seinem Herrn viel ähnlicher sah als manches eheliche Kind seinem officiellen Vater. Benjamin hatte, wie der Graf, ein Paar schwarze Spitzbuben-Augen, langes, schwarzes, ungekünstelt gelocktes Haar, einen rosenrothen Teint, perlweiße Zähne und ein Grübchen im Kinn, was schon nach Porta's Physiognomik ein sicheres Kennzeichen angeborener Schelmerei sein soll. Im Ganzen betrachtet, war Benjamin so zart und zierlich, daß Mancher in Versuchung gerieth, den hübschen Jungen für ein Mädchen zu halten, was ihm und dem Grafen oft Stoff genug zum Lachen, seinen Feinden hingegen Veranlassung zu boshaften Vermuthungen gab, die sich aber weder Herr noch Diener sehr zu Herzen nahmen, da Beide über die Scheelsucht der Welt viel zu sehr erhaben waren.

Benjamin — ein verwaistes Kind, das der Graf schon vor 120 Jahren in Paris zur Zeit der Regierung Ludwigs XIII. adoptirt haben wollte — war höchstens neunzehn Jahre alt, aber trotz seiner großen Jugend doch schon so pfiffig und verschmitzt, so schlau und durchtrieben, wie sein gnädiger Herr Adoptiv-Vater.

„Weißt Du, Freund Benjamin," fragte der Graf, „wie alt ich bin?"

„Ew. Gnaden gehen jetzt ins 1789ste Jahr."

„Und wirst Du es glauben wollen, daß ein Mann in meinem Alter, urplötzlich und zum ersten Male in seinem Leben, sich ernstlich verlieben kann?"

„Ei, gnädiger Herr, warum sollte ich das nicht glauben? Finde ich es doch sogar sehr wahrscheinlich und — wenn auch nicht verzeihlich — wenigstens ganz natürlich."

„Und warum?"

„Weil Alter nicht vor Thorheit schützt."

„Benjamin!" sagte der Graf in einem Tone, in dem eine leise Drohung lag.

„Grollen Sie mir nicht. Haben Sie mir doch oft genug die Erlaubniß ertheilt, Ihnen nackt und ungeschminkt Alles sagen zu dürfen, was mir auf dem Herzen liegt. Mit der Kunst zu lügen habe ich auch die Gabe des Schmeichelns verlernt. Befehlen aber der Herr Graf, daß ich lügen soll, so ..."

„Nein, nein, guter Benjamin, fahre fort, mir die Wahrheit zu sagen. Du bist ja das einzige Wesen auf der Welt, vor dem ich kein Geheimniß habe. Du mußt

es treu und ehrlich mit mir meinen, in allen Lagen des Lebens, mir gegenüber, aufrichtig und wahr sein. Benjamin, tadle, schelte, verachte mich ... ich bin verliebt.“

„Und darf Ihr Diener fragen, in wen?“

„In ein Weib, schöner als alle Engel des Paradieses.“

„Wie so ein Engel wohl aussehen mag?“

„Wie das Weib, das ich heute Nacht an der Spielbank gesehen.“

„Also eine jener Phrynen, die von den Bankhaltern als Lockspeise ausgeworfen werden, um mit ihnen verliebte Gimpel zu ködern?“

„Mäßige Deine Ausdrücke, Freund Benjamin. Bemitleide mich, daß es mir an Kraft gebricht, gegen ein Gefühl anzukämpfen, von dem ich lange keine Ahnung mehr gehabt, ein mächtiges Gefühl, das sich all' meiner Sinne bemeistert und meinen Geist zum ohnmächtigen Sclaven seines Willens macht.“

„Das also ist der stolze Graf, der vor aller Welt damit geprahlt, daß kein Weib auf Erden mehr im Stande sei, einen Eindruck auf sein für die Täuschungen der Liebe abgestorbenes Herz zu machen! Das also ist der stolze Graf, der sich noch gestern gerühmt, daß aller Frauenreiz machtlos abprallt an dem Harnisch seiner Vernunft, an dem Panzer seiner Gleichgiltigkeit! Und dieser Mann, der sich immer und ewig damit gebrüstet, ein abgesagter Feind aller Weiber, ein Verächter ihrer gleißnerischen Schönheit zu sein, dieser stolze Mann, dieser kalte Philosoph erklärt sich jetzt gefangen, gefesselt, überwunden,

unterjocht, und von wem, von wem? frage ich. Von einer Hetäre!"

„Die schöner ist als Sanzio's Madonna."

„Erlauben Sie, Herr Graf, daß ich lache. Ich kannte einen Mann, der, so oft Andere ihm Etwas von Frauenschönheit vorgefaselt hatten, den Schwätzern ins Gesicht gelacht und sie an ein altes Sprüchwort erinnert hat: »Ein schönes Weib ist ein Paradies für die Augen, eine Hölle für die Seele und ein Fegefeuer für den Geldbeutel«; ich kannte einen Mann, der die Liebe für ein Hirngespinnst, für den Traum eines Verrückten erklärt hat. Dieser Mann . . ."

„War ich, Benjamin; doch seitdem ich Angioletta gesehen, sage ich wie König Salomo, Liebe ist stark wie der Tod."

„Angioletta? Die Tochter des armen Gondelführers? Die Maitresse des alten Alari?"

„Was kümmert's mich, ob sie Fürstin oder Bettlerin, eine Heilige oder das verworfenste Geschöpf ist. Ich liebe sie, ich bete sie an."

„Sie scheinen ernstlich krank zu sein, Herr Graf. Erlauben Sie Ihrem Diener, einen Arzt zu rufen."

„Für die Liebe ist, wie für den Tod, kein Kraut gewachsen. Ich fühle, daß ich ohne sie nicht leben kann."

„Was also wollen Sie thun?"

„Alles aufbieten, mir das Herz dieses Engels zu gewinnen."

„Und was dann?"

„Zu ihren Füßen niedersinken und ihr sagen: sei mein Weib!“

„Sie treiben Scherz mit Ihrem Benjamin. Was würde die Welt dazu sagen, erführe sie, der Graf Saint Germain, einer der berühmtesten Männer, einer der größten Geister, einer der reichsten Cavaliere seiner Zeit, der Liebling aller Frauen, das Vorbild aller Männer, der Gegenstand des allgemeinen Neides, habe sich so tief erniedrigt, die abgenutzte Maitresse eines alten abscheulichen Affen zu seinem Weibe zu erheben?“

„Was frag' ich nach der Welt? Bin ich nicht frei und unabhängig wie der Vogel in der Luft?“

„Und Ihr armer Diener Benjamin?“

„Wird er mich darum hassen können, weil ich außer ihm noch ein zweites Wesen liebe? Wird er, wenn diese arme, von aller Welt verachtete Maitresse seines väterlichen Freundes Gattin wird, ihn lieblos verlassen wollen?“

„Nein, nein, das wird er nicht. Benjamin hat Sie so lieb, so unaussprechlich lieb, daß er bis zum letzten Hauche seines Lebens ein treuer Diener bleibt, der mit seinem lieben, lieben Herrn Freud' und Leid, Glück und Unglück theilen will,“ betheuerte der kleine Benjamin, erfaßte des Grafen Hand und bedeckte sie mit Küssen und mit Thränen.

„Gute Nacht, Benjamin!“ sprach der Graf, aus dessen Augen sich eine Thräne stahl.

„Gute Nacht, gute Nacht!“ sagte Benjamin.

IX.

Nichts ist veränderlicher als der Mensch. Der kleinste Zufall kann ihn gänzlich umgestalten und all' seine Liebe in Haß und all' seinen Haß in Liebe verwandeln. Der Graf, der zwanzig Jahre lang ein stolzer Weiberfeind gewesen war, hatte, seitdem er Angioletta gesehen, mit einem Male den Haß, den er allen Frauen geschworen, weil einst Eine treulos war, über Bord geworfen und die Flagge der Liebe aufgepflanzt.

O Ihr Thoren, die Ihr Euch brüstet, alle Weiber zu verachten, ich zweifle an der Wahrheit Eures Hasses. Plato soll den Umgang mit Frauen standhaft gemieden, Isaac Newton in seinem ganzen Leben kein Weib berührt haben; ich glaube weder das Eine, noch das Andere. Theophrastus Paracelsus soll, wie Helmont erzählt, die Liebe zum andern Geschlechte nur dem Namen nach gekannt haben, und Cagnoli, ein italienischer Schriftsteller des siebzehnten Jahrhunderts, den Frauen so abhold gewesen sein, daß er selbst einer der Schönsten, die ihm für eine Umarmung dreitausend Kronen angeboten, männlich widerstanden habe. Der größte Weiberfeind, Iwan Basiliewitsch, Großfürst von Moskau, soll beim Anblick jedes weiblichen Wesens Unruhe, Widerwillen, Ekel, ja sogar Anwandlungen von Ohnmacht empfunden haben; ich glaube von all' diesen Mährchen kein einziges, denn Frauen-Schönheit ist ein so großer, mächtiger, magischer Reiz, ein so süßer, siegreicher, unüberwindlicher Zauber,

daß ich keinen Mann für stark genug halte, diesem Reize, diesem Zauber ewig widerstehen zu können.

Zwanzig Jahre lang hatte der Graf Saint Germain Haß und Verachtung gegen alle Frauen in sich aufgesammelt und Ein Blick, Ein Lächeln war mächtig genug, das helle Lodern seines Hasses in Asche zu verwandeln, aus der die Liebe als verjüngter Phönix sich erhob.

Der Graf schloß kein Auge; er konnte den folgenden Tag nicht erwarten.

X.

Am andern Morgen kam der Gondoliere. Saint Germain gab seinem Diener einen Wink; Benjamin entfernte sich.

„Alter,“ fragte der Graf auf's Höchste gespannt, „was bringst Du?“

„Antwort von meiner Tochter.“

„Wo ist ihr Brief?“

„Bewacht von Alari's Eifersucht und dem Argwohn seiner Dienerschaft, hat es ihr an Zeit und Muth zum Schreiben gefehlt. Mein Auftrag lautet, Euch zu sagen, daß sie heute um die Vesperstunde in die Kirche Santa Maria della Salute zur Beichte geht. Euer Schreiben an Alari hat sie geöffnet und zerrissen.“

„Zerrissen? Und weshalb?“

„Die Gründe will sie Euch selbst sagen. Zwischen Vier und Fünf sollt Ihr sie am Eingange der Kirche erwarten.“

„Ich werde sie also sprechen dürfen. Dank, tausend

Dank, Alter, für den Dienst, den Du mir erwiesen. Nimm diese Börse, sie enthält das Dreifache der Summe, die ich Dir als Lohn für Deine Botschaft zugesagt."

„Behaltet Euer Geld, Signor; ich that das für mein Kind," sagte Bartolomeo, verneigte sich und ging.

XI.

Der Doge hatte schon am frühen Morgen den Chef der geheimen Polizei, ein ehemaliges Mitglied des Raths der Zehn, zu sich beschieden, um von diesem Auskunft über den geheimnißvollen Fremden zu erhalten, von dem Herr von Bernis in vergangener Nacht blaue Wunder erzählt. Balthasari, der erste Spürhund der Republik, der Asmodi Venedigs, vor dessen Späherblick alle Häuser ohne Dächer, alle Thüren ohne Schlösser und alle Briefe ohne Siegel lagen, der schlaue Ueberall und Nirgends, unter dessen Befehle alle Sbirren und geheimen Spione, in dessen Solde alle Gastwirthe und Kellner, alle Fremden- und Gondelführer, alle Brief- und Sesselträger, alle Wechsler und Pfandleiher, alle Nachtwächter und Freudenmädchen, alle Barbiere und Hebammen, alle Aerzte und Beichtväter standen, war der Allwissende Venedigs: er kannte die Chronique scandaleuse der Paläste, die Geheimnisse jeder Familie; er wußte, wieviel jeder Nobile Schulden und Liebschaften, wieviel jeder Krämer Kunden und Forderungen, wieviel jeder Roué Rendezvous oder Prügel bekommen hatte; er war das dionysische Ohr, dem selbst das leiseste Flüstern nicht entging.

„In unserer guten und getreuen Stadt Venedig,“ sagte das Oberhaupt der Republik, „soll sich seit einigen Tagen ein Graf Saint Germain aufhalten. Hat er sich bereits angemeldet?“

„Noch nicht,“ sagte der Spürhund, der selten mehr als zwei Worte sprach.

„Ist er Euch bekannt?“

„Dem Rufe nach.“

„Und wie lautet dieser Ruf?“

„Die Stimmen sind getheilt. Die Einen halten ihn für einen Magier, die Andern für einen Schurken.“

„Und wofür haltet Ihr ihn?“

„Ich halte jeden Menschen für einen Schurken.“

„Jeden?“ fragte der Doge etwas gereizt.

„Euch ausgenommen.“

„Glaubt Ihr im Stande zu sein, jetzt, wo gegen vierzigtausend Fremde unter uns verweilen, die Spur des Grafen, der hier wahrscheinlich unter anderm Namen lebt, auskundschaften zu können?“

„Nichts leichter als das. Was aber anfangen mit ihm?“

„Man sperrt ihn ein.“

„Und warum?“

„Weil er ohne Erlaubniß der Polizei sich hier umhertreibt unter falschem Namen.“

„Das genügt.“

„Und bis wann gedenkt Ihr ihn zu arretiren?“

„Vor Sechs.“

„Ihr scheint bereits auf seiner Spur zu sein?“

„Halb und halb.“

„Und dennoch seid Ihr Eurer Sache so gewiß?“

„Ganz gewiß.“

„Gehabt Euch wohl; auf Wiedersehen . . .“

„Heute Abend,“ sagte Balthasari und ging.

XII.

Saint Germain hatte unterdessen den Plan zu Angioletta's Entführung entworfen.

„Sie fühlt sich unglücklich und wird mit Freuden die Gelegenheit erfassen, Alari's lästiges Joch abzuschütteln,“ sagte der Graf zu Benjamin. „Ich werde sie überreden, mit mir nach Frankreich zu entfliehen. Weigert sie sich, mir freiwillig zu folgen, dann bin ich entschlossen, Gewalt zu gebrauchen, denn *mein* muß sie sein noch *diese* Nacht.“

„Wir sind in Venedig, wo der zehnte Mensch ein geheimer Polizeispion ist; in Venedig, wo es einen Rath der Zehn und eine Staatsinquisition giebt; in Venedig, wo aus dem ersten Stockwerke des Dogen-Palastes eine Seufzerbrücke in die Bleikammern führt.“

„Ich fürchte keine Polizei auf Erden. Mein Plan steht fest, Angioletta wird noch heute entführt. Packe unsere Sachen, Benjamin. Mit dem Glockenschlage Vier, wenn die Hora zur Vesper ruft, harrst Du mit zwei Senften in der Sestertia di Dorso duro in der Nähe der Kirche Santa Maria della Salute . . . Für das Andere sorge *ich*.“

Die Reise-Effecten des Grafen waren schnell eingepackt, denn er und Benjamin hatten nur einen Koffer, in dem ihre Wäsche und Garderobe, und eine kleine silberne Schatulle, in der sich alle wichtigen Papiere befanden. Das wichtigste dieser Papiere, ein geheimnißvolles Actenstück, das er seinen Freund in der Noth, seinen Schutzgeist, seinen Talisman zu nennen pflegte, trug er Tag und Nacht in einer goldenen Kapsel auf der Brust. In der Brieftasche trug er einen kleinen Theil seines großen in allen Banken Europa's angelegten Vermögens, eine Million Francs in Banknoten aller Länder, bei sich. Auf allen Reisen schleppte er zwei Bücher: Giulio Camillo's Ars reminiscendi (Venet. 1522. 12.) und Guarini's „Pastor fido“ (Venez. 1604. 4.) mit sich herum. Letzteres, ein in rothen Maroquin eingebundenes Pracht-Exemplar, wollte er von dem berühmten Autor im Jahre 1612, kurz vor dessen Tode, zum Andenken erhalten haben. Wie vom heiligen Chrysostomus erzählt wird, daß er nie ohne die Komödien des Aristophanes zu Bett gegangen und nie eingeschlafen sei, ohne einige Seiten darin gelesen zu haben, darf von dem Grafen Saint Germain berichtet werden, daß er jeden Morgen, sobald er aufgewacht, den Pastor-fido, und jede Nacht, vor dem Einschlafen, Camillo's Mnemonik studirt habe, um mehr und mehr sein Gedächtniß zu schärfen. Und so kam es, daß er, wie der gelehrte Schotte Thomas Dempster, mit vollem Rechte von sich behaupten durfte: er wisse nicht, was vergessen heiße. Man erzählt von Scaliger, er habe in

21 Tagen den ganzen Homer und in vier Monaten alle griechischen Dichter auswendig gelernt — der Graf rühmte sich, in nicht viel längerer Zeit Bayle's „Dictionnaire historique et critique" — die Amsterdamer Ausgabe von 1740 — vier starke Foliobände — in sein Gedächtniß eingeprägt zu haben und zwar dergestalt, daß er den ganzen Inhalt vom ersten Artikel — Aaron — bis zum letzten — Zoroaster — geläufig wie das Vaterunser herzusagen wußte. Auf diese Weise war der Graf ein lebendiges Wörterbuch der Geschichte, ein Polyhistor geworden, dem kein historisches Factum, kein berühmter Name unbekannt geblieben war. Eine der göttlichsten Eigenschaften des Menschen ist die Gedächtnißkraft. Ohne Gedächtniß, pflegte der Graf seinem Benjamin zu sagen, ist der größte Gelehrte ein einfältiger Tropf. Ein Kopf ohne Gedächtnißkraft ist ein Uhrgehäuse ohne Räderwerk.

XIII.

Mit dem Glockenschlage Vier stellten sich Benjamin und in dessen Gefolge zwei geheimnißvoll verhängte Senften ein, die an der Ecke, unfern der Kirche, Halt machten. Die eine dieser Senften war leer, in der andern befand sich das sämmtliche Reisegepäck, die Schatulle, der Koffer und die zweibändige Bibliothek des Grafen.

Einige Minuten später erschien auch der Eigenthümer dieser Effecten, in demselben Domino, mit demselben Barett und in derselben Larve, in der man ihn in vergangener Nacht an der Spielbank, seines Glückes wegen,

staunend angeglotzt hatte. Er pflanzte sich dicht am Eingange der Kirche auf, um jede weibliche Gestalt beim Kommen oder Gehen genau zu mustern. Zur Zeit des Carnevals war aber die fromme Bevölkerung Venedigs, die sich in Bordellen und Spielhäusern umhertrieb, so wenig zum Beten und Beichten geneigt, daß alle Kirchen leer blieben.

Es schlug ein Viertel . . . Niemand kam; es schlug Halb . . . Niemand ging.

Voll ungeduldiger Erwartung schritt der Graf vor seinem Posten auf und ab, ließ seine Blicke über den Platz bald nach dieser, bald nach jener Seite hinschweifen und winkte, da Angioletta noch immer nicht erscheinen wollte, den an der Ecke harrenden Benjamin zu sich heran, den er nun in das Innere der Kirche von einem Beichtstuhle zum andern schickte, um sich zu überzeugen, ob sich unter den Beichtenden auch Angioletta befinde, die Benjamin, schon früher als sein Herr, an der Spielbank gesehen hatte.

Der Diener kam bald darauf mit der Nachricht zurück, daß alle Beichtstühle leer und in der ganzen Kirche blos zwei alte Mütterchen, die auf den Knieen das Ave Maria abbeteten, zu sehen seien.

Es schlug Dreiviertel und noch immer keine Spur von Angioletta. Der Graf stand auf Kohlen und Benjamin, des Winkes gewärtig, wieder bei den Chaisenträgern.

Es schlug endlich Fünf, als Saint Germain urplötzlich eine imposante Frauengestalt, in eine schwarze Sammetmantille und in einen langen, vom Kopfe bis zum Knie

hinabreichenden Spitzenschleier gehüllt, ein Gebetbuch in der Hand, über den Platz schweben und auf den Eingang der Kirche zuschreiten sah. Sein ungestüm pochendes Herz sagte ihm, daß diese Dame, von einer Dienerin begleitet, keine andere, als die Heißersehnte sei. Die Stimme seines Herzens hatte ihn nicht getäuscht: es war Angioletta.

Der Graf schien unentschlossen, ob er ihr entgegeneilen oder, um jedes Aufsehen zu vermeiden, sie am Eingange erwarten solle.

Angioletta kam immer näher und näher. Als sie die steinernen Stufen erstieg, die zur Kirche hinaufführen, schlug auch ihr das Herz, denn sie erkannte im schwarzen Domino den Mann, der ihr heute geschrieben, den Mann, zu dem sie sich schon gestern magisch hingezogen gefühlt, den Mann, dem sie, auf Zureden ihres alten Vaters, ein Rendezvous gegeben. In demselben Augenblick, als der Graf sich ihr näherte, um sie anzureden, huschten aus einem dunkeln Schlupfwinkel einer der Säulengruppen, die das Portale der Kirche zieren, zwei vermummte, finstere, unheimliche Gestalten mit lautlosem Gespensterschritt auf ihn zu.

„Signora," rief der Graf, in überschwenglich warmer Liebesgluth ihre Hand erfassend.

„Was wollt Ihr?" fragte Angioletta, die von dem Momente an, in dem sie die beiden Chauves-souris heranschleichen sah, alsogleich Verrath ahnend, die Miene schuldloser Verwunderung annahm.

„Was ich will? Ich will Euch sprechen, will Euch sagen..."

„Halt," riefen die zwischen sie tretenden Nachtgestalten, „was habt Ihr vor mit dieser Dame?"

„Wer giebt Euch ein Recht, darnach zu fragen? Folgt mir, Signora," sprach der Graf, ihr seinen Arm anbietend.

„Schützt mich," rief Angioletta.

„Signor, wer seid Ihr?" fragten die beiden Fledermäuse den Domino.

„Wer seid denn Ihr?" donnerte der Graf, der keinen Augenblick seine Fassung verlor.

„Wir sind die getreuen Diener der hohen Polizei der erhabenen Republik," sagte der Eine.

„Und haben den schmeichelhaften Auftrag erhalten," setzte der Andere hinzu, „uns in Eurer werthen Person des Grafen Saint Germain, der sich seit acht Tagen unangemeldet und unter dem falschen Namen eines Marquis de Bellemare hier umhertreibt und gestern Nacht die Pharobank gesprengt hat, zu bemächtigen."

„Ihr scherzt wohl nur?"

„Venedigs Polizei scherzt nie," sagten die Masken.

„Kommt, Signora, kommt," bat der Graf, Angioletta erfassend, um sie mit sich fortzuziehen.

„Laßt die Dame los," riefen ihm die Fledermäuse zu.

„Treibt Eure Faschingsschwänke nicht zu weit," drohte Saint Germain.

„Folgt uns, Marquis von Bellemare," sagten die Sbirren, ihre Kutten aufreißend.

„Seid Ihr toll? Ich bin weder Marquis noch Graf."

„So?" fragte der Eine, „ei nun, wer seid Ihr?"

„Ich bin der Chevalier Schöning.“

„Ha, ha, ha, den gerade suchen wir,“ antwortete keck der Andere. „Folgt uns, Chevalier!“

„Ihr tollen Hunde, wohin?“

„In's Gefängniß, guter Herr,“ sagte der Eine.

„Verzeiht, Signora,“ sprach der Andere, „daß wir Euer Rendezvous gestört. Geschah's doch nur auf Eures Freundes Wunsch.“

„Wir sind verrathen,“ flüsterte Angioletta dem Grafen zu. „Lebt wohl, lebt wohl!“

„Auf Wiedersehen, Signora,“ sagte der Graf.

Angioletta und ihre Vertraute begaben sich zur Beichte. Saint Germain folgte den Sbirren, die ihn wegführten.

„Hier harren Eure beiden Senften,“ sagte der eine der beiden Spürhunde.

„Ist's Euch gefällig einzusteigen?“ fragte der Andere, die Thür der Chaise öffnend.

„Besser ist's, sich tragen lassen als zu Fuße gehen,“ dachte der Graf, der, zum bösen Spiele gute Miene machend, trällernd in die eine Senfte stieg.

„Und Du, Bursche?“ fragte der Eine den kleinen Benjamin.

„Du wirst Deinem Herrn doch wohl Gesellschaft leisten,“ meinte der Andere.

„Alle Mal,“ sagte Benjamin und hüpfte in die andere Senfte hinein.

Wie groß aber war Beider Erstaunen, als Jeder von ihnen in der Senfte, die sie unbesetzt geglaubt, in der

Person eines Supplement-Sbirren einen lästigen Begleiter fanden; der eine, der dem Grafen Gesellschaft leistete, war Balthasari.

Respect, Respect vor Venedigs geheimer Polizei!

XIV.

Eine Stunde später befand sich der Graf Saint Germain und sein treuer Diener Benjamin unter dem Dache des Dogen-Palastes in zwei jener engen, finstern, schmutzigen Gefängnisse, die unter dem Namen „Bleikammern" in der Geschichte Venedigs eine traurige Berühmtheit erlangt haben. Im Winter waren diese Kerker noch halb und halb erträglich, im Sommer aber, wenn die glühenden Sonnenstrahlen senkrecht auf die Bleiplatten dieses Daches fielen, unerträgliche Folterkammern, worin die armen Gefangenen durch wahre Höllengluth zur Verzweiflung gebracht wurden. Wer zählt die Schmerzen und Qualen, die hier unverschuldet erduldet worden sind? Wer zählt die Seufzer und Verwünschungen, die hier von den Schlachtopfern der Staatsinquisition ausgeröchelt wurden, während unter ihnen, in den Sälen des Herzogs, bacchantischer Jubel gejauchzt? Heilige Nemesis, wenn du jeden Act himmelschreiender Ungerechtigkeit, im Namen der Gerechtigkeit verübt, in deine Liste eingräbst, wie gräßlich wird dann am Tage des jüngsten Gerichtes die Strafe manches Richters sein!!!

Der Graf war in Nachdenken versunken. Es wollte ihm nicht klar werden, von welcher Seite der Verrath

ausgegangen war, ob Bartolomeo oder Angioletta, ob Alari oder ein Anderer sein Incognito und, was ihm weher that, das Rendezvous den Spürhunden der Polizei verrathen und ihn ins Gefängniß gebracht habe. Am tiefsten schmerzte ihn der Gedanke, daß vielleicht Angioletta die Ursache seiner Verhaftung sei. Der Graf that ihr Unrecht. Der Verrath war von ihrer Vertrauten ausgegangen, die Morgens an der Thür gelauscht und Alles, was sie dem Gespräche Bartolomeo's mit seiner Tochter abgehorcht, brühheiß dem alten Alari hinterbracht hatte, der, durch den Sbirren in Kenntniß gesetzt, daß der schwarze Domino, welcher gestern die Bank gesprengt und Angioletta heute zum Stelldichein überredet, der Graf de Bellemare sei, diese wichtige Entdeckung sofort dem Oberhaupte der geheimen Polizei mitgetheilt hatte, dem es leicht geworden war, auf diese Weise das dem Dogen gegebene Versprechen wahr zu machen.

Der Graf trommelte, in Gedanken vertieft, mit den Fingern auf den Tisch, nahm dann — um seinen Geist anzufeuern — eine Prise Tabak und . . . nieste.

„Zur Genesung!“ rief ein Unsichtbarer, dessen Stimme halblaut aus dem Nebenkerker zu dem Grafen herüberklang.

„Bist Du es, Benjamin?“ fragte Saint Germain.

„Nein, Herr, ich bin weder Joseph noch Benjamin.“

„Darf ich wissen, wer Ihr seid?“

„Ich bin einer Eurer Leidensgefährten, ein Gefangener, dem die Zeit entsetzlich lang wird und der nun sehr er-

freut ist, einen Nachbar zu haben, mit dem er sich unterhalten kann."

„Nehmt es nicht übel, wenn ich Euch bemerke, daß ich mich in der Regel nur mit solchen Leuten unterhalte, die ich kenne," sagte der Graf, der seinen Nachbar für verdächtig hielt, weil es ihm wohl bekannt war, daß die hohe Staatsinquisition oft die List gebraucht hatte, geheime Spione in die Gefängnisse zu schicken, um durch sie die Gespräche der Gefangenen zu belauschen und deren Pläne und Gedanken aushorchen zu lassen.

„Ihr traut mir nicht," lachte der Nachbar. „Wer kann Euch das verdenken? Wir sind ja in Venedig, wo schon das Kind im Mutterleibe ein Spion seiner Eltern ist; in Venedig, wo es unter fünf Menschen sechs geheime Agenten giebt. Aus diesem Grunde wäre es mir erlaubt, auch Euch für einen Spürhund der Polizei zu halten, aber eine innere Stimme, die mich nie getäuscht hat, sagt mir, daß Ihr kein Verräther seid. Um Euch einen Beweis meines vollen Vertrauens zu geben, will ich Euch sagen, wer ich bin."

„Nun, Herr, wer seid Ihr?"

„Ihr habt vielleicht schon irgendwo von einem Mann gehört, der Casanova heißt."

„Wie, Herr, Sie sind Jean Jacques Casanova de Seingalt?"

„Sie wissen meinen Vornamen, wissen meinen Beinamen? Kennen Sie mich?"

„Sie haben am 12. April 1725 zu Venedig das Licht

der Welt erblickt; ich kannte Ihren Vater und all' seine Vorfahren. Ihre Familie stammt von dem lateinischen Dichter Marcus Antonius Casanova ab, der — ein zweiter Martial, dessen blutige Epigramme in der Sammlung „Deliciae poetarum Italorum" abgedruckt sind — im Jahre 1527 zu Rom gestorben ist."

„Ganz recht, Signor!"

„Ich kenne auch Ihren Bruder Franz, der, 1730 zu London geboren, fünf Jahre jünger als Sie, gegenwärtig als junger Maler in Dresden lebt, wo er Schlachten in Bourguignons und Landschaften in Wouvermans Geschmack malt. Vor zwei Jahren machte ich die Bekanntschaft Ihres Bruders an der Tafel des österreichischen Staatskanzlers, Fürsten von Kaunitz, der einer meiner intimsten Freunde ist. Man sprach von Rubens. »Rubens,« sagte der Fürst, »war ein ausgezeichneter Diplomat und nebenbei zum Zeitvertreibe auch ein großer Maler.« — »Ew. Excellenz irren sich,« sagte Ihr Bruder, »Rubens war ein großer Maler und nebenbei zum Zeitvertreibe auch ein ausgezeichneter Diplomat.« Ich drückte Ihrem Bruder die Hand, und seit jener Antwort sind wir die besten Freunde."

„Wollen Sie dem Bruder Ihres Freundes einen Dienst erweisen, so haben Sie die Güte, ihm Ihren Namen zu sagen."

„Vertrauen weckt Vertrauen: ich bin der Graf Saint Germain."

„Der Graf Saint Germain, von dem die Welt sich blaue Wunder erzählt?“

„Ich zwinge Niemanden, daran zu glauben.“

„Derselbe Wundermann, von dem ich, als ich noch auf freiem Fuße war, in allen Zeitungen gelesen, daß er das große Problem der Adepten gelöst, daß er den Stein der Weisen gefunden, daß er Gold machen kann?“

„Ich schmücke mich nicht gern mit fremden Federn und mache deshalb kein Geheimniß daraus, daß ich diese Kunst nicht erfunden, sondern Andern abgelernt habe. Mein erster Meister war der berühmte Doctor illuminatus Raimundus Lullus, der in seinem 81. Jahre am 29. März 1315 zu Bugia in der Berberei gesteinigt wurde.“

„Weshalb?“

„Weil die einfältige Welt ihn für einen Hexenmeister hielt. Später vervollkommnete ich mich unter den Auspicien John Dee's, der bei der Königin Elisabeth von England in so großer Gunst gestanden, daß sie ihn zum Hof-Philosophen ernannt hatte. Mit dem berühmten Geisterseher Edward Kelley unternahm er eine Reise nach Deutschland und Polen. Anno 1605, zwei Jahre vor seinem Tode, hatte ich das Glück, in Krakau, am Hofe König Sigismunds III., die Bekanntschaft des großen Adepten zu machen und bei ihm Unterricht im Studium der Magie zu nehmen.“

„So ist es also wirklich wahr, was ich von Ihnen gehört?“

„Was haben Sie von mir gehört?“

„Daß Sie zweiunddreißig Jahre älter als die christliche Zeitrechnung sein wollen?“

„Es steht Jedem frei, daran zu zweifeln.“

„Reden wir von etwas Anderm, lieber Graf. Ist's erlaubt, zu fragen, welcher Zufall mir die Ehre Ihrer Nachbarschaft verschafft hat?“

„Dieselbe Frage richte ich an Sie.“

„Ich mache kein Geheimniß daraus. Unsere liebenswürdige Staatsinquisition, die sich in Dinge mischt, die sie durchaus Nichts angehen, hat die Bêtise begangen, mich einsperren zu lassen, weil ich aus purer Langweile die Braut eines einflußreichen Senators und so nebenbei auch die junge Frau eines Mitglieds vom Rathe der Zehn dem Bräutigam und Manne untreu gemacht.“

„Und darum hat man Sie eingesperrt? Wär' ich Gesetzgeber, ich würde decretiren: »der Mann, der eine Frau verführt, ist nur halb so strafbar als die Frau, die sich verführen läßt.«“

„So denke auch ich, lieber Graf; ganz anders aber denkt unsere einfältige Staatsinquisition. Der Verführten wird verziehen, dem Verführer aber der Proceß gemacht. Doch darf nun auch ich erfahren, welch' ungünstiger Stern Sie mit unserer hohen Polizei in Berührung gebracht?“

„Vor acht Tagen kam ich in Venedig an, um mich in den Strudel des Carnevals zu stürzen. Den ganzen Tag trieb ich mich auf dem Marcusplatze, Abends in den Schauspielhäusern umher und fing mich bereits zu

langweilen an. Gestern Nacht trieb mich die Langweile in ein Spielhaus; im Laufe einer Viertelstunde gewann ich vierzigtausend Zecchinen, büßte aber dafür die Ruhe meines Herzens ein, denn ...“

In demselben Augenblick vernahmen Beide die plumpen Schritte eines Kommenden.

„Still, still,“ sagte Casanova.

Zwei Minuten später öffnete sich der Eingang zur Gefängnißzelle des Grafen.

„Wer da?“ rief Saint Germain.

„Ich bin der Kerkermeister. Folgt mir!“

„Wohin?“

„Zum Dogen, der Euch zu sprechen wünscht, Herr Graf.“

An dem artigen Tone des Kerkermeisters erkannte der Graf, daß seine Sache nicht so schlecht stand, als er sich Anfangs eingebildet hatte.

Er folgte dem Gefängnißwärter, der leuchtend voranging.

„Teufel,“ sagte Casanova, „in den Bleikammern von Venedig macht man oft honnettere Bekanntschaften, als in den vergoldeten Sälen unserer Aristokratie. Dieser Graf Saint Germain ist ein so schlauer Fuchs, daß Unsereiner Manches von ihm lernen kann.“

XV.

Als der „Allwissende Venedigs“ dem Dogen Bericht erstattet hatte, daß Graf Saint Germain bereits arre-

tirt sei, klopfte das Oberhaupt der Republik dem ersten Spürhunde auf die Achsel und sprach:

„Meister Balthasari hat seine Sache gut gemacht. Verlaßt mich nun.“

Gleich darauf ließ er den Gefangenen kommen. Der Graf wurde in ein Zimmer eingeführt, dessen Wände mit den Familienbildern des Herzogs ausgeschmückt waren.

„Ihr seid der Graf Saint Germain?“ fragte Loredano.

„Durchlaucht, ich habe keinen Grund, es zu leugnen.“

„Wenn das wirklich der Fall ist, so finde ich auch keinen Grund, weshalb Ihr Euch hier für einen Marquis de Bellemare ausgebt.“

„Ich führe diesen Namen von einer meiner Besitzungen im Neapolitanischen.“

„Wie alt seid Ihr?“

„Viel älter, als ich aussehe ... ich werde im nächsten April ... Himmel, wen sehe ich da?“ rief der Graf, den Blick auf eines der Wandbilder gerichtet.

„Nun, wen seht Ihr?“

„Einen uralten Bekannten, einen der ehrwürdigsten Ahnen Ew. Durchlaucht, den ersten Dogen Ihres Namens, meinen glorreichen Freund Leonardo Loredano.“

„Wie, Herr Graf, den Mann kannten Sie?“ fragte der Herzog mit allen Zeichen der Verwunderung.

„Im Jahre 1501 wurde er zum Nachfolger des Dogen Agostino Gradenigo erwählt. Sieben Jahre später, am 10. Decbr. 1508, wurde die Ligue zu Cambray zwischen Papst Julius II., Kaiser Maximilian I., König Ludwig XII.

von Frankreich und Philipp I. von Aragonien, ein Bund zur Vernichtung Venedigs geschlossen. Hätte Ihr erlauchter Vorfahr damals meinen Rath beherzigt und den Zorn des heiligen Vaters durch ein Geschenk von 100,000 Zechinen entwaffnet, dann wäre diese Ligue niemals zu Stande gekommen, dann hätte der 14. Mai des Jahres 1509, die unheilvolle Schlacht bei Agnadello, der Republik nicht jene Schmach bereitet, die sie an den Rand des Verderbens gebracht."

„Schweigen wir davon," sagte der Doge.

„Leonardo starb 1521," fuhr Saint Germain fort. „Sechsundfünfzig Jahre später bestieg Pietro Loredano den Thron. Dies dort ist sein Bild, das ihm sprechend ähnlich sieht, denn auch ihn kannte ich, auch er war mein Freund, bei dem ich Tag und Nacht freien Zutritt hatte. Ich war es, der in der Nacht vom 13. September 1569 ihm die Trauerbotschaft überbrachte, daß das Pulvermagazin aufgeflogen sei und das Arsenal in Flammen stehe. »Helft, rettet, Graf,« flehte Pietro, als das Feuer, immer weiter um sich greifend, schon Hunderte von Häusern und vier Kirchen eingeäschert hatte. Da, Durchlaucht, versuchte ich meine Kunst: ich nahm ein wunderthätiges Pergament, das ich einst von dem großen Kabbalisten John Dee zum Geschenk erhalten hatte, warf es in die Flamme und rettete Venedig, denn in fünf Minuten war das feindliche Element besiegt."

„Sie erzählen mir Dinge, die unglaublich sind; doch je länger, desto lieber hör' ich Sie. In Ihrem Wesen

liegt ein wunderbarer Zauber: aus Ihrem Munde klingt die Lüge fast wie Wahrheit."

„Das schöne Frauenbild, das zwischen Leonardo und Pietro hängt und madonnenmild auf uns herniederschaut, war Leonardo's einziges Kind, das Catharina hieß und drei Tage vor der Hochzeit starb."

„Graf, wissen Sie denn Alles?"

„Arme Catharina," seufzte Saint Germain und zerdrückte eine Thräne im Auge.

„Graf, lieber Graf, wie alt sind Sie?"

„Am 17. April des Jahres 1355, als das Haupt des achtzigjährigen Dogen Marino Faliero in diesem Hofraume, dort auf der Riesentreppe, unter dem Beile des Henkers fiel, war ich . . . kein Jüngling mehr."

„Sie lügen, Graf!"

„Das sagt mir Jeder und am Ende muß ich selbst es glauben."

Hierauf trat eine kurze Pause ein.

„Sind Sie verheirathet?" fragte der Doge.

„Noch bin ich frei und ledig."

„Frei sind Sie nicht, denn so lange Sie mich zu täuschen wagen, bleiben Sie mein Gefangener."

In demselben Augenblick meldete der eintretende Diener den französischen Gesandten.

„Es macht mir Freude," sagte der Herzog zum Herrn von Bernis, „Ihnen den Grafen Saint Germain vorzustellen."

„Ich habe die Ehre, Seine Excellenz bereits zu kennen."

„Seit wann?“ fragte der Diplomat.

„Seit Ihrer frühesten Jugend. Sie werden das begreiflich finden, wenn ich Ihnen sage, daß ich das Glück gehabt, Sie acht Tage nach Ihrer Geburt, am 30. Mai 1715, zu Saint Marcel de l'Ardèche aus der Taufe zu heben.“

„Mich?“ fragte der Gesandte mit einem Tone, in dem ein ganzes Peloton von Fragezeichen lag.

„Ja, Herr von Bernis,“ wiederholte der Graf.

„Wohl möglich! In diesem Falle kannten Sie auch ganz bestimmt meine Pathin?“

„Sie war eine der liebenswürdigsten Frauen ...“

„Und hieß?“

„Adèle de Mirepoix,“ antwortete der Allwissende.

„Wahrhaftig, so hieß sie,“ bestätigte der erstaunte Diplomat. „Sie waren also ein Freund meiner Eltern?“

„Ihr Vater, ein Edelmann im schönsten Sinne dieses Worts, war mein Ideal. Ihre Mutter, ein Engel an Anmuth und Liebreiz, war der letzte Zweig eines der edelsten Geschlechter Frankreichs ...“

„Und hieß?“

„Jacqueline de Pons.“

„Parole d'honneur, das war der Name meiner Mutter. Sie sind also wirklich mein Pathe?“

„Ich würde auf diesen Titel Verzicht leisten, wär' er nicht eine jener wenigen Ehren, worauf ich immer stolz gewesen bin.“

„Ihr Pathe, Herr von Bernis, kannte, eben so genau als Ihre Eltern, auch meine Vorfahren, die vor dreihun-

dert Jahren gelebt; er sah diese Bilder und nannte jedes beim richtigen Namen ... der Graf setzt mich in Erstaunen."

„Hab' ich Eurer Durchlaucht nicht schon gestern gesagt, daß der Graf — mein verehrter Pathe — ein ganzer Teufelskerl ist? Ma foi, auch ich bewundere ihn!"

„Bedauern Sie mich lieber," sagte Saint Germain mit ironischem Lächeln zum Herrn von Bernis.

„Ich Sie bedauern? Ei weshalb?

„Weil ich der Gefangene seiner Durchlaucht bin."

„Der Graf hat sich seit acht Tagen in Venedig unter fremdem Namen aufgehalten ..."

„Und wegen solcher Kleinigkeit wollen Ew. Durchlaucht meinen Pathen der goldenen Freiheit berauben?"

„Wollen Sie für den Marquis de Bellemare uns Bürgschaft leisten?"

„Mit tausend Freuden!"

„Dann darf ich Sie wieder freilassen, lieber Graf," sagte der Doge zum Pathen des Gesandten.

„Und mein Diener Benjamin?"

„Auch er soll seiner Haft sogleich entlassen werden."

„Genehmigen Ew. Durchlaucht für die Nachsicht, die Sie meinem Pathen zu Theil werden lassen, die Versicherung des innigsten Dankes Ihres treuergebenen Dieners," sagte der galante Diplomat, ergriff den Arm des Grafen und zog ihn mit sich fort.

XVI.

„Morgen Mittag, lieber Graf, müssen Sie mein Gast sein," sagte Herr von Bernis zu seinem Pathen, als Beide

die Treppe hinabstiegen. „Ich habe Briefe aus Versailles erhalten, Briefe, die Sie angehen."

„Mich?" fragte Saint Germain.

„Sie und keinen Andern. Ihr Ruf ist bis zu den Stufen des Thrones gedrungen. Unsere allerchristlichste Majestät wünscht Sie an Ihrem Hofe zu sehen. Frau von Pompadour, die Allmacht im Unterrocke, brennt vor Begierde, die Bekanntschaft jenes Wundermannes zu machen, von dem die tausendzüngige Fama so viel Wahres und — verzeihen Sie mir meine Aufrichtigkeit — auch so viel Unwahres erzählt, daß Niemand weiß, was und wieviel er davon glauben soll. Ich selber, lieber Graf, schwanke noch immer hin und her, ob ich in Ihnen einen Magus oder einen Charlatan bewundern soll; jetzt aber, da ich weiß, daß Sie mein Pathe sind, liegt es in meinem eigenen Interesse, Sie für das, was Sie wollen, zu halten."

„Sie werden nie Ursach haben, das Vertrauen, das Sie mir schenken, zu bereuen."

„Sie müssen so bald als möglich nach Paris. Meine Empfehlung an Frau von Pompadour wird Sie mit dem Könige und dem ganzen Hofe in Berührung bringen. Gelingt es Ihnen, das Vertrauen der Marquise zu gewinnen, dann ist Ihr Glück gemacht, denn sie vermag Alles: in ihrem Schooße ruhen Marschallsstäbe, Ministerportefeuilles, Ludwigskreuze, Bischofsmützen und Cardinalshüte, denn der heilige Vater ist ihr Freund und was sie will, will auch er. Genug für heute. Morgen um Drei erwarte ich Sie in meinem Hôtel."

Bernis und Saint Germain drückten sich die Hände, wie zwei Leute, die schon seit langen Jahren vertraute Freunde sind.

„Addio, padrino,“ sagte der Gesandte.

„A rivederci, carissimo,“ erwiderte der Graf.

Und dann trennten sich die Freunde.

Saint Germain kehrte nach seinem Gasthofe zurück. Bald darauf kam auch Freund Benjamin.

XVII.

Als Angioletta aus der Kirche heimgekehrt war, hatte Alari, von Allem unterrichtet, den ganzen Köcher seiner Schmähungen erschöpft, um sie für ihre Treulosigkeit, für das Stelldichein, das sie „einem fremden Abenteurer“ gegeben, so tief zu demüthigen, als es seinem Zorne möglich war. Ueberdrüssig ihrer Reize, hätte er sie schonungslos fortgejagt, wäre sie nicht der lockende Köder gewesen, womit er allabendlich neue Goldfische fing. — Angioletta saß, wie gestern, auch heute an seiner Seite, um das den Spielern abgewonnene Geld einzuscharren. Alari war wieder glücklich im Bewußtsein, daß der vom Teufel besessene Marquis, der gestern die Bank gesprengt, ihm heute nicht gefährlich werden konnte, weil ihm die Gastfreundschaft der hohen Polizei eine freie Wohnung in den Bleikammern eingeräumt hatte. Das Glück schien dem alten Geizhalse heute freundlicher zu lächeln, als je: die Bank hatte im Laufe des Abends über sechzigtausend Zecchinen gewonnen. Der gestrige Verlust war verschmerzt und Alari

so glücklich und selig, als es ein alter Sünder seines Kalibers noch zu sein im Stande ist. Aber all' sein Glück, all' seine Seligkeit verwandelte sich urplötzlich in Schreck und Todesangst, als, wie ein neckender Gnom aus der Unterwelt, ein schwarzer Domino ihm gegenüber stand. Im ersten Augenblick hielt er die Erscheinung dieser Maske für ein Blendwerk seiner Sinne. Als diese Erscheinung aber, wie gestern, eine grünseidene Börse hervorzog, trat kalter Angstschweis auf seine Stirn; es war ihm, als schnüre eine unsichtbare Hand ihm die Kehle zu. Als der Domino eine Hand voll Zecchinen herausnahm und diese, wie gestern, auf die Coeur-Dame warf, wurde Angioletta feuerroth und Alari leichenblaß, denn jetzt unterlag es keinem Zweifel mehr, daß diese Maske dieselbe sei, die gestern die Bank gesprengt. Welcher Dämon dem verteufelten Marquis so schnell die Riegel seines Kerkers geöffnet, blieb dem Nobile ein unerklärliches Räthsel, das ihm Höllenpein, ihr hingegen unbeschreibliche Freude bereitete. Nachdem die Karte zwei Mal gewonnen hatte, raffte Alari all' seine Kraft, all' seinen Muth zusammen, übergab die Taille einem Theilnehmer an der Bank, näherte sich dem schwarzen Domino und zog ihn sanft bei Seite.

„Was wollt Ihr?" fragte der Graf.

„Hört mich an. Der böse Geist, der Euch gestern und heute an meine Bank gelockt, ist Angioletta. Ihre gleißnerische Schönheit hat auch Euch bethört... Ihr liebt sie..."

„Unaussprechlich!"

„Thor, Ihr werdet es früh genug bereuen. Auf dem ganzen Erdball giebt es kein Geschöpf, das undankbarer ist, als dieses Weib. Ihr kennt sie nicht. Sie ist falsch wie die Schlange, listig wie der Teufel, kalt wie der Tod; ich hab' sie satt und will mit Freuden ihr entsagen, sobald Ihr Euch verbindlich macht, nie mehr meiner Bank zu nahen."

„Nun hört auch mich, Signor! Ich meide Eure Bank und zahl' Euch Alles, was ich heut und gestern hier gewann, zurück, wenn Angioletta heute noch, jetzt gleich, mir folgen darf."

„Wo ist das Geld?" fragte der alte Schurke.

„Nehmt es hin," sagte der Graf, dem Nobile eine Brieftasche einhändigend, die 50,000 Zecchinen enthielt.

„Ihr seid ein Engel," sprach Alari, das Papiergeld zählend, „Angioletta aber ist . . . zwanzig . . . merkt es Euch wohl, Marquis . . . dreißig . . . falsch wie die Schlange . . . vierzig . . . listig wie der Teufel . . . fünfzig . . . kalt wie der Tod . . . nun nehmt sie hin!"

Alari winkte mit dem Finger. Angioletta blieb unbeweglich auf ihrem Platze. Der Alte näherte sich ihrem Stuhle und raunte ihr in's Ohr:

„Aus meinen Augen, verworfenes Geschöpf! Ich habe Dich verkauft wie einen Hund, den ich nicht länger um mich dulden mag, weil er heimtückisch, falsch und boshaft ist. Dein Anblick, Elende, ekelt mich an, Dein Athem verpestet die Luft, fort, fort!"

Angioletta knirschte mit den Zähnen, in ihrem Herzen kochte Rache, auf ihren Lippen aber spielte ein Lächeln,

das keine Feder zu beschreiben wagt, ein Lächeln, in dem Hölle und Teufel lag.

„Lebt wohl,“ sprach sie und ging.

Der Graf, der an der Thür sie erwartete, reichte ihr seinen Arm und führte sie durch die Säle in's Vorzimmer. Dort sank sie erschöpft, athemlos, auf einen Sessel.

„Was fehlt Euch, Signora?“ fragte der Graf.

„Nichts, nichts,“ antwortete Angioletta mit einem Tone, in dem die ganze Pein eines verbissenen Schmerzes lag.

„O dann folgt mir,“ bat ihr Führer.

„Wohin es Euch beliebt. Zuvor aber muß ich noch ein Wort mit meinem Vater reden.“

„Am Strande der Piazetta erwartet uns seine Gondel.“

„Kommt, kommt, Marquis,“ sagte sie und zog ihn heftig mit sich fort.

Im Nu hatten Beide den Kai erreicht.

„Bartolomeo!“ rief der Graf.

„Hier bin ich,“ antwortete der alte Gondelführer.

„Laßt uns einen Augenblick allein,“ bat Angioletta. Der Graf gehorchte.

„Liebt Ihr Euer Kind?“ fragte sie ihren Vater.

„Mehr als mich selbst.“

„Dann rächt mich noch heute.“

„An wem?“ fragte er zitternd.

Angioletta flüsterte ihm einen Namen zu; dann winkte sie dem Grafen, worauf Beide in Bartolomeo's Gondel stiegen.

XVIII.

Es war eine kalte, finstere Nacht. Der Sturm pfiff durch die dünnen Wände des Fahrzeuges, in dem für das liebeglühende Herz des Grafen die schönste Stunde seines Lebens schlug. Er hörte nicht das wilde Heulen des Orkanes, er sah nicht die schwarzen Wolken, die sich über seinem Haupte zusammenzogen; er hörte nur den süßen Klang ihrer Stimme, er sah nur die helle Gluth ihrer Augen und . . . war selig.

Während draußen kalter Sturm und drinnen heiße Liebe tobte, bändigte Bartolomeo mit seinem Ruder die empörten Wogen und sang dazu, mit Thränen im Auge und Rache im Herzen, die Barcarole:

„Kalt und finster schaut der Himmel
Auf der Gondel dunkeln Schrein,
Aber drinnen lächelt heiter
Heißer Liebe Sonnenschein.

Traurig schwimmt die schwarze Gondel
Durch der Wellen wilde Fluth,
Aber drinnen zuckt und zündet
Brennend heiße Liebesgluth.

Zagend zieht die finst're Gondel
Durch die sternenlose Nacht,
Draußen stürmt es, aber drinnen
Lacht der Liebe Zaubermacht."

Liebe! Liebe! Was ist Liebe? Hat Aristoteles, der sie die Seele zweier Körper, oder Buffon Recht, der sie le f . . . . t de deux intestins nennt? Irrt

Plato, der sie mit dem Wolfshunger, welcher Lämmer verschlingt, oder irrt Maupertuis[1]), der sie mit einem Epigramm vergleicht, das die Stärke des Geistes auf die Schwäche des Herzens ersonnen hat? Nach Sokrates ist sie ein durch Schönheit geweckter Zeugungstrieb; nach Nicolas Venette[2]) ein aus dem Himmel in den Koth gefallener Morgenstern. Augustin Niphus[3]) bezeichnet sie als die Brücke vom Irdischen zum Göttlichen, als die Zauberschwinge, die den Sterblichen der Gottheit nähert; Montaigne nennt sie eine Leidenschaft, die den Menschen zum Thiere macht. Die Marquise von Lambert[4]) sieht in ihr einen Talisman, der die Erde in ein Paradies und das Paradies in eine — Hölle verwandelt. Vincenz Fabricius nennt die Liebe einen Arzt und Jacques Ferrand[5]) eine Krankheit. Sylvain Maréchal[6]) nennt sie einen Januskopf aus Aether und Schlamm, und Etienne de Neufville[7])

---

[1]) Vénus physique, Genève 1780. 18.

[2]) Tableau de l'amour conjugal, Amst. 1687. 2 Bde. 12.

[3]) Tractatus de amore, Lugd. Bat. 1641. 16.

[4]) Réflexions sur les femmes, ou métaphysique d'amour.

[5]) Traité de la maladie d'amour, ou mélancolie érotique, Par. 1622. 12.

[6]) Dictionnaire d'amour, Par. 1789. 16.

[7]) Physiologie des amoureux, Par. 1842. 32. Es befremdet mich, daß noch kein Bibliophile auf die Idee gekommen, eine Bibliographie érotique zusammenzustellen. Philosophen und Dichter, Theologen und Juristen haben über das unerschöpfliche Thema „Liebe" eine Unzahl von Büchern geschrieben. Mir allein sind über 200 Werke dieser Gattung bekannt.

eine Statue von Diamant mit Füßen von Thon. Wer hat Recht?

Leo Abarbanel, ein gelehrter Rabbiner des sechszehnten Jahrhunderts, erzählt in seiner Philosophie der Liebe[1]): Der erste Mensch habe zwei Köpfe, vier Arme und vier Beine gehabt und sei Androgyn, Zwitter, Mann und Weib zugleich gewesen. Nachdem er alle Thiere der Schöpfung gemustert und unter allen Geschöpfen kein einziges gefunden, dessen Gesellschaft ihm angenehm und wünschenswerth erschienen, sei er in tiefen Schlaf gesunken, worauf der Schöpfer sich seiner erbarmt und ihn in zwei Hälften getheilt habe; auf diese Weise sei dann Adam und

---

[1]) Das citirte Werk erschien in italienischer Sprache u. d. T. Dialoghi d'amore, Venez. 1531. 8. Rom. 1535. 4. Venez. 1541. 8. ibid. 1545. 8. ibid. 1549. 8. ibid. 1552. 8. ibid. 1558. 8. ibid. 1573. 8. ibid. 1607. 8. Eine französische Uebersetzung u. d. T. Dialogues d'amour, von Ponthus de Thyard, kam 1551 zu Lyon heraus; eine andere Uebersetzung von D. Sauvage erschien u. d. T. Philosophie d'amour, Lyon 1551. 8. ibid. 1557. 8. ibid. 1559. 16. ibid. 1595. 16. Eine spanische Uebersetzung von C. Montesa trat zu Venedig, eine andere von J. Costa el Aragonese 1584 und 1593 zu Saragossa ans Licht. Beide spanische Ausgaben sind in Quartformat. Eine lateinische Uebersetzung von J. C. Saracenus (Sarasin) erschien in Venedig 1564. 8. Es wundert mich, daß in unserer übersetzungssüchtigen Zeit noch Niemand auf den Einfall gerathen, Meister Leo's Liebesdialoge ins Deutsche zu übertragen. — Da, so viel mir bekannt, noch kein Bibliograph ein vollständiges Verzeichniß aller Ausgaben und Uebersetzungen dieses Werkes gebracht, so dürfte diese Notiz für Bücherfreunde nicht ganz uninteressant sein.

Eva, Mann und Weib, entstanden. Aber jeder der beiden Theile des getrennten Körpers habe eine starke Neigung behalten, sich wieder zu vereinigen, und aus dieser Sehnsucht nach Wiedervereinigung der zwei Hälften zu Einem Ganzen sei die Liebe entstanden. Etwas Aehnliches hatte auch schon Plato behauptet.

Mario Equicola[1]) nennt die Liebe das Ineinanderspielen zweier Flammen, das Zusammenfließen zweier Seelen in Eine; daraus entstehen dann, wie der Dichter der „Griseldis" singt:

„Zwei Seelen und Ein Gedanke,
Zwei Herzen und Ein Schlag."

XIX.

Am andern Morgen, als Graf Saint Germain, erschöpft von den Freuden der Nacht, noch gefangen in den Blumenbanden süßer Träume lag, weckte ihn Benjamin und überreichte ihm einen soeben angekommenen und als dringend bezeichneten Brief vom französischen Gesandten, der seinem Pathen, an dessen Schicksal er seit gestern den wärmsten Antheil nahm, „in größter Eile" anzeigte, daß man vor zwei Stunden in der Gegend des Arsenals den Leichnam des Signor Alari gefunden, daß man den alten Bartolomeo, dessen Gondel den Nobile erst spät in der Nacht vom Ridotto abgeholt, sofort verhaftet und ver-

---

[1]) Libro di natura d'amore, Venez. 1525. 4. Eine französische Uebersetzung erschien u. d. T. le six livres de la nature d'amour, von G. Chapuis. Par. 1584. 8.

hört und daß „der alte Schwachkopf" sogleich eingestanden, den Peiniger seiner Tochter, wegen einer Beschimpfung, die er ihr gestern zugefügt, in der Gondel erdrosselt und dann in's Wasser geworfen zu haben.

„In diesem Augenblick" — so schloß der Brief des Herrn von Bernis — „erhalte ich von einem meiner wohlunterrichteten Attachés den Wink, daß man Sie und die Tochter des Gondoliere — ein leichtfertiges Geschöpf, das mein lieber Pathe gestern entführt haben soll — für die Urheber dieser schwarzen That hält und Sie Beide arretiren will. In der Nebenlage schicke ich Ihnen einen Paß, der Sie als Courier der französischen Gesandtschaft nach Mailand bringt. Eilen Sie, eilen Sie! Wenn die nächste Stunde Sie noch im Weichbilde von Venedig antrifft, kann ich Sie nicht mehr retten. Die Briefe an Frau von Pompadour werden Sie in Mailand erhalten und sich dann ungesäumt nach Paris begeben, wo Sie sehnlichst erwartet werden."

Der Graf, in einem Nu angekleidet, eilte in's anstoßende Gemach, wo Angioletta, schon lange wach, vor dem Spiegel sitzend, ihre Haare flocht. Erschreckt sprang sie vom Stuhle auf, um den blendenden Schnee ihrer nackten Schultern zu verhüllen. Saint Germain theilte ihr mit wenigen Worten den Inhalt des Briefes mit, erfaßte ihre Hand, sah prüfend in ihr Auge und sprach:

„Angioletta, willst Du mich glücklich machen, o dann sage mir, daß Du unschuldig an diesem Morde bist."

„Warum verlangst Du, das ich lügen soll? Ich bin

Italienerin: in meinen Adern siedet heißes Blut, das Rache! Rache! schreit, wenn Jemand mich beschimpft. Alari! Alari! Weißt Du, was er gethan? Weißt Du, was er gesagt? »Aus meinen Augen, verworfenes Geschöpf, ich habe Dich verkauft wie einen Hund, den ich nicht länger um mich dulden mag, weil er heimtückisch, falsch und boshaft ist.« Er hat mich fortgejagt wie einen Hund, hörst Du's, verkauft wie einen Hund! Dank Dir, mein Vater, Du hast die Schmach gerächt!"

„Er wird diese That mit seinem Leben bezahlen."

„Ein Vater, wie er, stirbt für sein Kind mit tausend Freuden."

„Laß uns fliehen, Angioletta."

„Hab' ich nicht geschworen heute Nacht, als Dein Herz an dem meinen schlug, Dir zu folgen bis an's Ende der Welt? Angioletta hält ihren Schwur!" — — —

Eine halbe Stunde später befanden sich Graf Saint Germain, Angioletta und Benjamin am Bord eines französischen Schiffes, das gleich darauf die Anker lichtete.

Die „Esperance" war eben abgesegelt, als Balthasari im Gasthofe zum goldenen Löwen erschien, um den Grafen zum zweiten Male in die Bleikammern abzuführen. Diesmal aber kam er zu spät.

XX.

Dreizehn Tage nach des Grafen Flucht aus Venedig langten er, Angioletta und Benjamin in der Hauptstadt Frankreichs an.

Am folgenden Morgen brachte der „Mercure de France“ folgende Nachricht:

„Wir beeilen uns, den Lesern unsers Journals die Ankunft des Grafen Saint Germain anzuzeigen, der gestern Mittag hier angekommen und im Hôtel de Provence abgestiegen ist. Ganz Paris brennt vor Begierde, den Mann zu sehen, den Viele — Scherz bei Seite — für den ewigen Juden halten!!!“

Diese Nachricht, die sich wie ein Lauffeuer schnell durch die Stadt verbreitet hatte, war hinreichend, die Neugier von ganz Paris aufzustacheln. Von der Barrière de Picpus bis zur Barrière de Monceaux sprach Alt und Jung von nichts Anderm, als dem „Juif errant.“

„Wer ist denn der ewige Jude?“ fragte die ganze Stadt.

Am folgenden Morgen brachte der „Mercure de France“ folgenden Artikel:

„Wir hoffen manchem unserer Leser einen Dienst zu erweisen, wenn wir ihm einige Auskunft über den ewigen Juden ertheilen, der seit gestern der Gegenstand des allgemeinen Stadtgespräches ist.“

„Nach der Aussage des heiligen Johannes (21, 23.) soll ein jüdischer Schuhmacher, weil er unsern Heiland, Jesus Christus, als dieser zur Kreuzigung von Jerusalem nach Golgatha zog, mit einem Leisten vom Hause, wo Jener ausruhen gewollt, fortgejagt hatte, von Gott Vater zu der Strafe verdammt worden sein, ewig, ohne Rast und Ruh', die Welt zu durchwandern und nicht eher ster-

ben zu können, bis Jesus wiederkommt, die Welt zu richten. Nach der Legende soll dieser Schuhmacher Ahasverus, oder richtiger Achaschverosch, nach Matthieu Paris aber, einem Geschichtschreiber des dreizehnten Jahrhunderts, Kartaphilos geheißen haben, von Ananias getauft worden sein und den Taufnamen Josephus erhalten haben. Botoreus nennt ihn Gregorius, Libavius giebt ihm den Namen Buttadeus. Aber Alle stimmen darin überein, daß der ewige Jude alle hundert Jahre von einer schweren Krankheit befallen wird, nach der er wieder zu neuem Leben erwacht.

„Jedem, der sich mit dem ewigen Juden näher vertraut machen will, empfehlen wir folgende Abhandlungen: Wunderlicher Bericht von einem Juden, aus Jerusalem bürtig und Ahasverus genannt, welcher fürgiebt, er sei bei der Kreuzigung Christi gewesen, Leipz. 1602. 4. Histoire admirable du juif errant, Bruges, ohne Jahreszahl. 12. G. Thilo, Meletema historicum de Judaeo immortali, Witteb. 1668. 4. C. Schultz, Dissertatio historica de Judaeo non mortali, Regiomont. 1689. 4. ibid. 1711. 4. Der ewige Jude, aus dem Lateinischen übersetzt, Dresden 1702. 8. [1])

[1]) Ein Paar neuere Schriften, die der „Mercure de France" nicht gekannt haben kann, sind: C. Anton's Dissertatio in qua lepidam fabulam de Judaeo immortali examinat. Helmst. 1756. 4. ibid. 1760. 4. und Geschichte des ewigen Juden von ihm selbst beschrieben, enthaltend einen kurzen und wahrhaften Abriß seiner bewundernswürdigen Reisen seit ungefähr 1800 Jahr., Gotha 1821. 8.

„Schließlich sei nur noch bemerkt, daß im 16. und 17. Jahrhundert mancher Betrüger diese Sage benutzt hat, um als »ewiger Jude« . . . sein Glück zu versuchen. Nächstens mehr!!!“

XXI.

Während „der ewige Jude“ in größter Galla nach Versailles fährt, um sich dort der Marquise von Pompadour vorzustellen und ihr das Schreiben des Herrn von Bernis einzuhändigen, sei es mir erlaubt, meinem Leser ein flüchtiges Bild vom Leben und Wirken dieser damals allmächtigen Frau zu entwerfen.

Jeanne Antoinette Poisson, geboren am 23 September 1721, war die einzige Tochter einer sehr galanten Mutter, die, außer ihrem Manne, einem etwas rohen, aber äußerst gutmüthigen Pachter, zwei Hausfreunde hatte, von denen der Eine, Herr Paris de Montmartel, ein reicher Financier, der Andere, Herr Lenormand de Tournehem, ein noch viel reicherer Generalpächter war. Aller guten Dinge sind drei, meinte Dame Poisson und liebte den Einen seiner Schönheit, den Andern seines Geldes willen. Als Papa Poisson, der officielle Vater der reizenden Antoinette, sich wegen unterschlagener Gelder eines Morgens aus dem Staube gemacht, hatte der Vice-Vater Tournehem sich des Kindes angenommen und es auf seinem Landgute, unfern des Waldes von Senar, fürstlich erziehen lassen. Um diese Zeit hatte Antoinette, der verhätschelte Liebling ihrer Mutter, der Abgott ihres Pflegevaters, die Bekanntschaft des Herrn Bernis gemacht, der,

damals ein blutjunger, äußerst zierlicher Abbé, auf eine Pfründe harrend, ihr Unterricht in der Musik und nebenbei auch Unterricht in den Anfangsgründen der Liebe ertheilt haben soll. Neunzehn Jahre alt, hatte sie ihr Pflegevater mit einem seiner Neffen, Herrn Lenormand d'Etioles, vermählt und sie reicher als eine Prinzessin ausgestattet.

Madame d'Etioles war damals eine der reizendsten Frauen von Paris, eine jener Huldgestalten, die Abbé Bernis, als er noch rosenfarbene Madrigals für den „Mercure de France" gedichtet, ein Concert aller Reize, ein Prisma aller Liebenswürdigkeiten, ein Flacon aller Liebesgötter zu nennen geruhte. Die Grazien hatten das ganze Füllhorn ihrer Anmuth auf sie ausgegossen und ihr einen Zauber eingehaucht, der Jeden zur Bewunderung hinriß. Ihr Gemahl hingegen war eine Encyclopädie aller Häßlichkeiten, ein Catalog aller Unliebenswürdigkeiten, ein Mann, der nur eine gute Eigenschaft besaß, die nämlich, daß er nicht im Geringsten eifersüchtig war und allen Weihrauch, den man der Schönheit seiner Frau gestreut, für einen Parfum hinnahm, der auch an seinen Kleidern hängen blieb.

Madame d'Etioles, Freundin der Musen, Beschützerin aller Künste, war vielseitig gebildet: sie malte und zeichnete, sie dichtete und declamirte, sie sang und tanzte so schön, so reizend schön, daß Dame Poisson ihre Tochter geradezu für ein Wunderkind erklärte. Antoinettens Salon war ein Sammelplatz aller Dichter, Maler und Musiker. Zu den Schöngeistern, die der reizenden Frau

während der ersten vier Jahre ihrer Verheirathung den Hof gemacht, gehörten der jüngere Crébillon, der sich durch seinen galanten Roman „les egaremens du coeur et de l'esprit," Duclos, der sich durch sein reizendes Feenmährchen „Acajou", und Bernis, der sich durch sein schönes Gedicht „la religion vengée" einen Platz auf dem französischen Parnaß erkämpft hatte. All' diese Dichter hatten ihre Reize im „Mercure de France", der 1744 das Eigenthum Marmontels geworden war, in allen Vers- und Tonarten besungen, und selbst Voltaire, dessen Name sich schon damals einen europäischen Ruhm errungen, hatte es nicht verschmäht, sich auf die Liste ihrer Anbeter zu schreiben und auch seine Feder in Aetherblau und Morgenroth zu tauchen, um ihre Veilchenaugen und Rosenwangen zu besingen. Onkel und Neffe, Pflegevater und Gemahl, hatten sich dadurch nicht wenig geschmeichelt gefühlt, Mama Poisson aber auf all' diese Auszeichnungen wenig oder gar keinen Werth gelegt und mehr als ein Mal zu ihrem Supplement-Gatten gesagt: „All' diese Anbeter meiner Tochter sind arme Schlucker, die mit aller ihrer Poesie keinen Hund aus dem Ofen locken können. Meine Antoinette ist zu gut für Deinen Neffen. Ein Engel, wie sie, verdient das Bett eines Königs zu theilen." — Tournehem, in seine Pflegetochter nicht wenig vernarrt, pflegte der Mutter Recht zu geben und zu sagen: „il faut avouer que ta fille est un morceau de roi."

Der brave Mann, der an der Gattin seines Neffen so großes Wohlgefallen gefunden, hatte es so einzurich-

ten gewußt, daß sie in der Nähe seines Landgutes, im Walde von Senar, wo Ludwig XV. sich häufig den Freuden der Jagd hinzugeben gepflegt, dem König durch den Glanz ihrer Schönheit aufgefallen war. Die Herzogin von Châteauroux, die am 8. Decbr. 1744, in der Blüthe ihrer Jugend, in einem Alter von 27 Jahren, man sagt, an Gift, gestorben war, hatte in Ludwigs Herzen eine Leere zurückgelassen, die wieder auszufüllen wohl Niemand besser im Stande war, als Madame d'Etioles. Mit Hilfe des Kammerdieners Binet, eines Verwandten der Madame Poisson, war ihre Tochter schneller, als man selbst vermuthet hatte, in den Platz der Herzogin von Châteauroux eingerückt. Im Herbste des Jahres 1745 hatte sie der König zur Marquise von Pompadour erhoben, ihr einen Jahrgehalt von 300,000 Francs ausgesetzt, ihr nach und nach Choisy, Crecy, Bellevue und andere Schlösser geschenkt und — das Wichtigste hätte ich beinah' vergessen — ihren Gemahl mit einer Mission nach Constantinopel geschickt, ihm bei seiner Rückkehr, als Pflaster für die Wunde, eine Abstandssumme von 500,000 Francs geschenkt und ihn — wegen seiner Verdienste um Frankreich — zum Ritter des Heiligengeistordens ernannt. Vive le roi, quand même! . . .

Von 1745 bis 1755 hatte sich Frau von Pompadour mit der Charge einer Geliebten begnügt; von da an, wo sie zu altern anfing, suchte sie den König durch ihren Geist zu fesseln und die Rolle eines Premierministers zu spielen. So kam es, daß Cotillon II. — ein Spottname,

den ihr Friedrich II. gegeben hat — der Richelieu des fünfzehnten Ludwigs, die Seele des Cabinets von Versailles, die Allmacht wurde, in deren Hand das Schicksal von ganz Frankreich lag.

XXII.

Wir befinden uns jetzt in Versailles.

Vor unsern Blicken öffnet sich das schönste, reichste, üppigste Boudoir Frankreichs, ein von den zartesten Wohlgerüchen durchduftetes Atelier der Grazien, in dem jedes Stück ein sprechender Zeuge des feinsten Luxus, des finnigsten Geschmacks, der reizendsten Anmuth ist. Auf den mit dunkelrothem Sammet überkleideten Wänden flattern große, goldene Schmetterlinge, deren ausgespannte Flügel eine Mosaik kleiner bunter Edelsteine zeigen. Ueber den marmornen Fußboden breitet sich ein kostbarer Gobelinteppich, auf dem Göttin Flora ein Füllhorn hundertfarbiger Blumen ausstreut, deren Colorit uns so lebendig frisch anlächelt, daß wir den Duft dieser gestickten Blumen einzuathmen glauben. Durch zwei hohe, mit buntfarbigen Glasmalereien geschmückte und von Epheu umrankte Fenster dringt ein bläuliches Licht, das allen Gegenständen eine magische Färbung, einen weichen Zauber leiht. Zwischen beiden Fenstern steht in einer mit Blumen garnirten Nische ein großer, mit gesticktem Musselin behangener Tisch, auf dem hundert Kleinigkeiten von Silber und Krystall, von Porzellan und Muscheln, ein Arsenal von Geräthschaften, die zur weiblichen Toilette

gehören, zu sehen sind. Zu beiden Seiten dieses Tisches steht ein von zwei Bronzefiguren getragener Spiegel, dessen venezianisches Glas das Bild der Dame zurückstrahlt, die soeben Toilette macht. Diesem Tische gegenüber sieht man den Camin, in dem ein lustiges Feuer prasselt. Auf dem Marmorsimse dieses Camins zeigt sich eine Gallerie kleiner, barocker Figuren von chinesischem Porzellan; über dem Simse prangt ein großer, breiter, in massives Gold eingerahmter Wandspiegel, der die Bildsäule der Venus zurückstrahlt, die in der Blumennische gleichsam als Wache dicht vor dem Toiletten-Zeughause aufgestellt ist. Zu beiden Seiten des Camins gewahrt man zwei rothsammetne Fauteuils und auf dem dritten, dicht vor der Toilette, sitzt eine Dame von fünfunddreißig Jahren, in einem jener reizenden Demi-négligées, die sich viel leichter ahnen, als beschreiben lassen. Hinter dieser Dame steht eine etwas ältere Frau, welche Puder in das reizend frisirte Haar ihrer Herrin streut. Die Eine ist die Marquise von Pompadour, die Andere deren Kammerfrau, Madame Duhausset.

„Ah que je m'ennuie!“ seufzte die Geliebte des Königs, deren Toilette nun vollendet war.

„Warum so verdrießlich?“ fragte die Vertraute aller Geheimnisse ihrer Gebieterin.

„Siehst Du nicht, liebe Duhausset, wie schnell ich altere?“

„Der Spiegel trügt.“

„Ja, ja, das ist der alte Trost, den Du mir giebst.

Und dennoch muß ich mir gestehen, daß dieser Spiegel mir die Wahrheit zeigt. Siehst Du die erste Runzel da?"

„Ich sehe nichts."

„Du willst nichts sehen. Geschwind noch etwas Schminke her! O Jugend, Jugend, wer dich ewig fesseln könnte!"

„Denken Sie, gnädige Frau, an Diana von Poitiers. Sie war vierzig Jahre alt, als sie das achtzehnjährige Herz König Heinrichs II. in eherne Fesseln schlug. Sie, Madame, sind eilf Jahre jünger, als der König."

„Der zweite Heinrich, meine Liebe, war ein anderer Mann, als unser vielgeliebter Ludwig; Jener blieb seiner Freundin bis zu ihrem Tode treu..."

„Und als sie starb, war sie, obgleich schon sechsundsechzig Jahre alt, noch so schön, daß Brantome, der sie sechs Monate vor ihrem Ende sah, ihre Schönheit so bezaubernd fand, »daß selbst ein Herz von Stein sie hätte lieben müssen.«"

„Aber Du weißt auch, daß Diana in dem Rufe starb, ihre Seele dem Teufel verkauft zu haben, unter der Bedingung, daß er ihr bis an's Ende ihrer Tage das Glück ewiger Jugend gewähre."

„Glauben auch Sie, gnädige Frau, an solche Märchen?"

„Behauptet doch selbst ein so aufgeklärter Geschichtschreiber wie de Thou, daß Diana von Poitiers, Herzogin von Valentinois, mit bösen Geistern im Bunde, den König behext habe. O gäb' es doch auch jetzt noch

einen Teufel, der uns Frauen das Geheimniß lehrte, den flüchtigen Zauber unserer Jugend, der schnellfüßig wie ein Morgentraum vorüberzieht, festzuhalten bis ans Ende unseres Lebens. Und hätte ich zehn Seelen, ich verschriebe sie dem Teufel, denn was sind wir arme Frauen ohne Jugend! Jupiter ohne Blitz, Mars ohne Schwert, Cupido ohne Pfeil! Lieber sterben in der Jugend voller Blüthe, als hinwelken, alt und häßlich und sich selbst zum Ekel werden! Ach, Duhausset, naht nicht bald ein guter oder böser Geist, der diese Runzel bannt, dann ist des Königs Gunst für mich verloren, dann bin ich todt, lebendig todt."

„Vielleicht, gnädige Frau, ist Hilfe näher als Sie glauben. Sie scheinen es noch nicht zu wissen, was seit gestern ganz Paris weiß. Ein berühmter Wundermann…"

„Graf Saint Germain?"

„Ist vorgestern in der Hauptstadt angelangt."

„Duhausset, sprichst Du Wahrheit?"

„Ich las es heute Morgen in den Zeitungen…"

„Sie lügen alle."

In demselben Augenblicke trat der erste Kammerdiener ein.

„Was giebt's?" fragte die Marquise aufgeregt.

„Gnädige Frau, ein fremder Herr, der einen Brief vom französischen Gesandten aus Venedig abzugeben hat, bittet um die Gnade, ihm einen Augenblick Gehör zu schenken."

„Sein Name?"

„Graf Saint Germain."

„So ist es also wirklich wahr?" rief die Marquise freudig überrascht. „Führ' ihn sogleich herein!"

Der Diener und die Kammerfrau entfernten sich. Die Marquise goß ein Paar Tropfen Parfum auf ihr Schnupftuch, warf noch ein Paar Blicke in die beiden Spiegel, seufzte noch ein Mal und begab sich hierauf in das angrenzende Empfangszimmer, in das von der entgegengesetzten Seite in demselben Augenblicke Saint Germain hineintrat.

XXIII.

Der Graf überreichte sein Empfehlungsschreiben.

„Willkommen in Frankreich!" sagte die Marquise, die ihm huldvoll entgegengeeilt war. „Nehmen Sie Platz, Herr Graf. Wir sind erfreut, Sie in Versailles zu sehen... Was macht unser Herr Gesandte in Venedig?"

„Er befindet sich ganz wohl und hat mich beauftragt, eine Welt von Huldigungen seiner hohen Beschützerin zu Füßen zu legen."

„Wie gefällt er sich in der Residenz des Dogen?"

„Er langweilt sich wie der Löwe von Sanct Marcus und sehnt sich nach Paris zurück."

„Kommt Zeit, kommt Rath. Herr von Bernis ist übrigens einer jener blasirten Leute, die sich überall ennuiren."

„Nur nicht in Ihrer Nähe."

„Sind Sie heut zum ersten Male in Versailles?" fragte Frau von Pompadour, um dem Strome des Gespräches einen andern Lauf zu geben.

„Ich war schon vor 126 Jahren einmal hier.“

„Vor 126 Jahren?“ wiederholte die Marquise.

„Es war im Jahre 1630. Versailles war damals ein armseliges Dorf, das König Ludwig XIII. für 60,000 Livres an sich brachte und daselbst ein Jagdschloß anlegte, in dem ich mehr als ein Mal übernachtet habe.“

„Sie kannten den König?“

„So genau als mich selbst. Er hatte mir sein ganzes Vertrauen geschenkt, als sein Herz, entflammt von der Schönheit des Fräuleins von Lafayette, in der süßen Ahnung schwelgte, daß es von ihrem Herzen Gegenliebe hoffen dürfe.“

„Sie kannten das Fräulein?“

„Wie Erasistratus einst, vor zwei Jahrtausenden, durch den Pulsschlag des Antiochus Soter die Liebe errieth, die dieser zu seiner Schwiegermutter Stratonice in der tiefsten Tiefe seines Herzens verbarg, so errieth auch ich an Louisens ungestümem Pulsschlag ihre Liebe zu dem Gatten Annens von Oesterreich.“

„Da Sie Louise von Lafayette persönlich gekannt haben, so werden Sie das Fräulein in einem Bilde, das ihr sprechend ähnlich sein soll, leicht wieder erkennen. Erweisen Sie mir den Gefallen, mich in ein Cabinet zu begleiten, wo unter vielen andern Bildern auch das ihre prangt.“

Die Marquise führte den Grafen durch eine lange Reihe prachtvoll eingerichteter Zimmer in eine länglich schmale Gallerie, der sie den Namen Panthéon d'amour gegeben

und worin sie die Portraits aller königlichen Favoritinnen Frankreichs in chronologischer Reihenfolge aufgestellt hatte.

„Ich finde hier lauter liebe, alte Bekannte. Dies erste Bild ist Odette de Champdivers, die Tochter eines Pferdehändlers, die Geliebte des geistzerrütteten Carls VI., der sie seine »kleine Königin« genannt. Dies zweite Bild ist Agnes Sorel, jener Engel an Schönheit und Güte, der bis zu seinem Tode der unumschränkte Gebieter Carls VII. war, der Schutzgeist Frankreichs, der den König zum Kampfe gegen England begeistert hatte. In diesem dritten Bilde begrüße ich Françoise de Foix, Gräfin von Chateaubriand, die Herzenskönigin des ritterlichen Franz I., ein beklagenswerthes Opfer der Eifersucht ihres Gemahls, der ihr in einem unterirdischen Gewölbe seines Schlosses, zur Strafe ihres Treuebruchs, von drei vermummten Mördern die Adern öffnen ließ. Danken wir dem Himmel, daß die Ehemänner unserer Tage nicht so grausame Barbaren sind, wie dieser stolze Graf von Chateaubriand.“

„Als die Männer noch eifersüchtig auf die Schönheit ihrer Frauen waren, durften diese Frauen noch von der Liebe ihrer Männer überzeugt sein. Liebe ohne Eifersucht ist Rauch ohne Flamme.“

„Dies vierte Bild ruft mir die schönen Tage zurück, die ich im Schlosse zu Anet in der Gesellschaft einer der schönsten Frauen aller Zeiten verlebt.“

„Ist es wahr, lieber Graf, daß Diana von Poitiers noch in ihrem sechsundsechzigsten Jahre so jung und frisch wie eine Frau von dreißig Jahren aussah?“

„Wem anders, als mir, verdankte sie die Gabe der ewigen Jugend?“

„Graf, besitzen Sie wirklich ein Mittel, das Alter zu verjüngen?“

„Ich zwinge Niemanden, Etwas zu glauben, was ihm nicht möglich scheint. Wer aber meinen Worten vertraut, wird sich von der Wahrheit derselben schneller überzeugen, als er glaubt. Dies fünfte Bild ist Renée von Chateauneuf, die, als das schönste Ehrenfräulein Catharinens von Medicis, den dritten Heinrich bezauberte. Zwölf Jahre später, nachdem der König sie mit dem Florentiner Antinotti vermählt hatte, wurde ich Zeuge einer Scene, die mir ewig unvergeßlich bleibt. Renée, die ihren Gatten in den Armen einer ihrer Dienerinnen überrascht hatte, riß einen Dolch aus meinem Gürtel und stieß ihn hohnlachend in das liebejauchzende Herz des Verräthers.“

„Nicht jeder Frau ist die Kraft verliehen, die Untreue ihres Mannes so zu rächen, wie es Renée von Chateauneuf gethan.“

„Das sechste Bild ist Marie Touchet, eine Apothekerstochter aus Orleans, die sich vier Jahre nach dem Tode König Carls IX., der sein ganzes Leben hindurch ein treuer Verehrer ihrer Schönheit, ihres Geistes war, mit François Balzac d'Entragues, Gouverneur von Orleans vermählte, dem sie eine Tochter gebar, die mit Maria von Medicis das Herz des vierten Heinrichs theilte.“

„Schon oft habe ich bedauert, daß das Bild der Marquise von Verneuil in meiner Sammlung fehlt.“

„Das siebente Bild ist Gabrielle d'Estrée, die schönste Perle im Diademe Heinrichs IV., die reizende Herzogin von Beaufort, die mit einem Fuße schon auf dem Throne Frankreichs stand, als sie am 10. April 1599 im Hause des reichen Financier Zamet durch eine vergiftete Orange als Opfer der Eifersucht der Königin Margaretha von Valois fiel."

„Sind Sie dessen so gewiß überzeugt?"

„Ich weiß es aus Zamet's eigenem Munde. Dies hier ist Louise von Lafayette, Ludwigs XIII. angebetete Geliebte. Das Bild ist ziemlich ähnlich, doch vermisse ich das flammendrothe Mal, das, wie eine Rose in Schnee gebettet, auf dem blendendweißen Atlas ihrer rechten Schulter lag."

„Sie sind allwissend, Graf!" sagte die Marquise, deren Erstaunen von Minute zu Minute wuchs.

„Diese vier letzten Bilder sind die vier Jahreszeiten des vierzehnten Ludwigs: die Herzogin Louise von La Vallière, der keusche Frühling; die Herzogin Marie Angélique von Fontanges, der schöne Sommer; die Marquise Françoise Athénais von Montespan, der üppige Herbst, und Françoise d'Aubigné, die schlaue Witwe Paul Scarrons, die Frau von Maintenon, der stille Winter in dem langen Leben des großen Ludwigs. Die Aehnlichste von Allen ist die Marquise von Montespan: jeder Zug dieses Bildes athmet Wollust."

„War sie denn wirklich so schön?" fragte die Frau von Pompadour, die sie um deren Reize zu beneiden schien.

„So schön, daß ich kein Wort wüßte, was reizend genug wäre, den Zauber ihrer Anmuth zu beschreiben.“

„Und Louise von La Vallière?“

„Sie war bleich, pockennarbig, mager und trotz alledem ein Engel, wie ich seit ihr noch keinen zweiten sah.“

„Ach, lieber Graf, ich könnte Tage, Wochen lang mit Ihnen plaudern und würde niemals müde werden, Ihrer Unterhaltung Wort für Wort zu folgen, denn ob ich gleich noch immer nicht recht glauben kann, daß Sie Alles, was Sie mir erzählen, wirklich selbst erlebt haben, so liegt doch in jedem Bilde, das Sie aus dem Staube längst vergangener Zeit heraufbeschwören, so viel Frische, so viel Wahrheit, so viel Zauber, daß man Sie bewundern muß, selbst dann noch ...“

„Wenn Alles blos Täuschung wäre,“ fügte Saint Germain mit schlauem Lächeln hinzu. „Ich selber, gnädige Frau, ertheile Ihnen den Rath, mir ja nicht Alles zu glauben.“

„Ihre Aufrichtigkeit, lieber Graf, gefällt mir. Ich bin Herrn von Bernis tausend Dank schuldig, daß er mir das Vergnügen, den Genuß Ihrer Bekanntschaft verschafft hat. Auch der König muß Sie kennen lernen; auch er wird einen Mann Ihres Geistes und Ihrer Bildung gewiß bald lieb gewinnen und alle Mittel aufbieten, Sie an seinen Hof zu fesseln. Noch heute spreche ich mit Seiner Majestät; noch heute soll er erfahren, welch' hohen Reiz mir Ihre Unterhaltung gewährt hat. — Wo sind Sie abgestiegen in Paris?“

„Ich wohne im »Hôtel de Provence.«“

„Sind Sie verheirathet? Haben Sie Familie, lieber Graf?“

„Ich habe eine . . . Schwester.“

„Wenn sie nur halb so geistreich als ihr Bruder ist, dann wird sie die Zierde aller Zirkel sein. Sie werden mir doch recht bald die Ehre ihrer Bekanntschaft verschaffen?“

„Ich werde nicht säumen, Ihnen meine Schwester so bald als möglich vorzustellen.“

„Wann sehen wir Sie wieder in Versailles?“

„So oft Sie es befehlen, gnädige Frau.“

„Nun denn auf baldiges Wiedersehen,“ sagte die Marquise und reichte ihm ihre Hand.

„Dieser Augenblick, Frau Marquise,“ erwiderte der Graf, ihre Hand an seine Lippen ziehend, „ist der schönste meines ganzen Lebens.“

XXIV.

Nachdem Saint Germain sich entfernt hatte, kehrte Frau von Pompadour in ihr Boudoir zurück, um den Inhalt des Briefes kennen zu lernen, den der Graf ihr vom Herrn von Bernis überbracht hatte.

Es war ein Brief von sechs enggeschriebenen Seiten, von Anfang bis zum Ende mit blauen Wundern angefüllt, wodurch sein Empfohlener ganz Venedig dergestalt in Erstaunen gesetzt, daß selbst die aufgeklärteren Leute ihn für einen mit den Geistern der Hölle verbündeten Hexenmeister gehalten, der nur mit knapper Noth dem Blutgerichte

des Raths der Zehn entgangen, welcher ihm gern den Proceß gemacht hätte. Unter Anderm schrieb Herr von Bernis auch Folgendes:

„Der Graf rühmt sich, ein Schüler des berühmten Magiers Cosmo Ruggieri zu sein, den die Königin Catharina von Medicis, als einen der größten Sterndeuter ihres Vaterlandes, aus Florenz nach Paris gebracht und für das Horoskop, das er allen Herren und Damen des Hofes gestellt, mit der Abtei Saint Mahé in der Bretagne belehnt hatte. Dieser Schwarzkünstler, der 1615 zu Paris im Geruche eines Gottesleugners gestorben war, hatte, was sich durch eine gerichtliche Untersuchung in dem Processe La Mole und Coconas als wahr herausgestellt, magische Wachsbilder angefertigt, welche die Macht besaßen, jedem Manne und jeder Frau Liebe einzuflößen, wenn Diejenigen, welche sich Gegenliebe erringen wollten, mit einer goldenen Nadel drei Mal das Herz des Wachsbildes durchstachen, das eine Copie des geliebten Gegenstandes war[1]). Auch der Graf will, im Besitze dieses wunderbaren Geheimnisses, ähnliche Wachsbilder anzufertigen im Stande sein und erst unlängst in Genua damit einen Versuch gemacht haben, der ihm — wenn man seiner Aussage glauben darf — vollständig gelungen sein soll."

„Ferner rühmt sich der Graf, im Besitze einer Zauberbrille zu sein, welche ein Geschenk des berühmten Wun-

[1]) Das Nähere über die magischen Wachsbilder dieses florentinischen Schwarzkünstlers findet man im „Mercure français" vom Jahre 1615, Tome IV. pag. 46.

derarztes Pietro von Abano sein soll, der sich mit Hilfe von sieben Gnomen, die er in eine unzersprengbare Flasche gebannt, zum Gebieter aller guten und bösen Geister gemacht hatte und darum von der Inquisition zum Feuertode verurtheilt worden war. Dieses Geschenk soll die unheilvolle Kraft besitzen, das menschliche Herz zu durchschauen und auf der Stirne beider Geschlechter aus deutlichen, jedoch nur ihm verständlichen Zauberzeichen die Untreue jedes Mannes eben so gut als die Untreue jedes Weibes herauszulesen — ein Glas, das ich um keinen Preis der Erde besitzen möchte, weil ich befürchten müßte, in jedem Herzen Falschheit und auf jeder Stirne Verrath zu lesen. Wäre aber jeder Mann im Besitze eines solchen Zauberglases, dann läge das ganze Leben ohne Täuschung da und wäre eine reizlose Last, und jede heimliche Sünde ein offenes Geheimniß, das uns zu Boden drücken würde."

Die Marquise, die jede Zeile dieses Briefes mit wahrem Heißhunger verschlang, las ihn zwei, las ihn drei Mal und war noch immer unentschlossen, ob sie den Inhalt dieses Schreibens für eine Thatsache oder eine schlaue Mystification halten solle.

Gleich darauf wurde der König angemeldet.

XXV.

Es begann bereits zu dunkeln, als der Graf, von Versailles nach Paris zurückgekehrt, seinen Gasthof erreicht hatte und in das Vorzimmer eingetreten war, wo

er den kleinen Benjamin, den schwarzen Lockenkopf auf die kleine weiße Hand gestützt, eingeschlummert fand. Saint Germain näherte sich seinem jungen Freunde, hauchte einen Kuß auf dessen Stirn und öffnete dann ganz leise die Thür, die in's Empfangszimmer führte, wo Angioletta, mit Thränen in den Augen, am Fenster saß. Er erfaßte ihre Hand und zog sie zärtlich an sein Herz.

„Du weinst, Angioletta. Darf Dein Freund," fragte er mit rührend weichem Tone, „die Ursache Deiner Thränen wissen?"

„Ich fühle mich hier einsam und verlassen," erwiderte sie kalt und ernst. „Ich höre hier nicht die Glocken von Sanct Marcus, ich sehe hier nicht das fröhliche Treiben unsers Carnevals; mich quält Mißmuth und Langeweile, ich empfinde Heimweh."

„Bald, holder Engel, wirst Du Dich heimisch fühlen in der fremden Stadt. Dein Freund wird alle Kräfte anstrengen, alle Mittel aufbieten, Dir das Leben in Paris so genußreich zu gestalten, daß die Erinnerung an Deine Vaterstadt Dich nicht mehr traurig stimmen soll. Ich werde Dir eine fürstliche Wohnung miethen und Dich mit sardanapalischem Luxus umgeben; ich werde Dir die schönsten Wagen und Pferde und einen Schwarm von Dienerschaften halten; ich werde täglich, stündlich neue Ueberraschungen und Zerstreuungen ersinnen, um die Wolken Deines Mißmuths zu verscheuchen. Du sollst nicht, wie bisher, blos durch den Glanz Deiner Schönheit, Du sollst, von jetzt an, auch durch die Pracht Deiner Garde-

robe, durch den Nimbus Deiner Toilette, die Bewunderung aller Männer, den Neid aller Frauen, die Aufmerksamkeit von ganz Paris erregen. Dank der gütigen Vorsehung, daß ich, begüterter als mancher Fürst, im Golde wühlen kann ohne Furcht und Zittern, daß die Quelle meines Reichthums einst versiege. Das Kostbarste und Schönste, das die wetterwendische Laune der Mode zum Schmuck der Frauen erfindet, will ich Dir zu Füßen legen, Dich in Sammet und Seide, in Gold und Geschmeide hüllen, jeden Deiner Wünsche errathen, jede Deiner Launen erfüllen, um Deinen Trübsinn in rosige Laune zu verwandeln. Wir wollen oft Gesellschaft bei uns sehen und alle heitern Künste um uns versammeln, um unsere Häuslichkeit zu einem Eldorado umzuschaffen, in dem sich die Geliebte meines Herzens heimischer und glücklicher fühlen soll, als manche Königin auf ihrem Throne, als Frau von Pompadour in allen ihren Schlössern. Die Marquise, die mich mit großer Huld und Freundschaft aufgenommen, hat den Wunsch ausgesprochen, Dich kennen zu lernen; ich werde Dich bei Hofe als meine Schwester vorstellen..."

„Als Deine Schwester?" fragte Angioletta mit schneidend scharfem Tone.

„Die Plane, die ich hier verfolge, erheischen es, mir den Anschein zu geben, daß ich frei und ledig sei."

„Ich durchschaue Deine Absicht und ahne meine Zukunft. O ich Närrin, die ich glauben konnte, daß Du mich mehr liebst, als Alari mich geliebt. Weh' mir, ich bin getäuscht! Du liebst mich weniger noch als er; Du

schämst Dich meiner; Du brauchst mich nur als Spielball Deiner Lüste und wirfst mich, wenn Du meiner überdrüßig bist, wie er, einem Andern verkaufen »wie einen Hund, den man nicht länger um sich dulden mag.«"

„Angioletta, wodurch habe ich diese schwere Kränkung verdient? Soll ich die Schwüre, die ich Dir geschworen, als ich in Deines Vaters Gondel wonnetrunken, götterselig an Deinem Busen lag, Dir wiederholen? Soll ich Dir noch ein Mal schwören, bei Allem, was mir lieb und heilig ist, daß ich Dich mit allen Kräften meiner Seele, mehr als das Licht meines Auges, mehr als mich selber liebe? Soll ich Dir noch ein Mal schwören, daß ich Dir mein ganzes Dasein geweiht, daß ich Dir treu bis zum letzten Athemzuge meines Lebens bleiben und Dich nie, nie verlassen will, selbst dann nicht, wenn Du — o Gedanke, der jede Faser meines Leibes zur Hyäne, jede Fiber meines Hirnes zum Tiger macht — Deine Schwüre brechen, mich und Dich vergessen und mir — was Gott und alle Heiligen verhüten mögen! — untreu werden solltest in diesem oder jenem Leben. Beim ewigen Gott, ich liebe Dich, wie noch kein Mann ein Weib geliebt; ich liebe Dich wahrer, wärmer, inniger, als Du Dich selber liebst."

„Ich traue Deinen Schwüren nicht, denn liebtest Du mich wie ich Dich, würdest Du Dich meiner schämen? Würdest Du nicht sagen: sei mein Weib?"

„Als Du an jenem Abende an meinem Herzen lagst, bat ich Dich: Angioletta, sei mir das, was einst Heloise

ihrem Abälard gewesen war! O denk' an Heloise! Sie wollte lieber die geliebte Magd, als das angetraute Weib ihres Abälards sein."

„Heloise war eine Närrin! Ich, Joseph, kenne Welt und Menschen besser als sie und will Dein Weib sein."

„Ehe, sagte Heloise, sei das Grab der Liebe."

„Liebe, singt ein Dichter meines Vaterlandes, ist ein flüchtiger Traum."

„Meine Liebe zu Dir, Angioletta, ist eine Wahrheit, die Ewigkeiten überleben wird. Keine Macht der Welt, nicht Gott, nicht Tod noch Teufel kann je Dein Bild aus meinem Herzen drängen."

„O hätt' ich ahnen können, daß Du Dich meiner schämst, ich wäre niemals Dir gefolgt."

„Angioletta, warum zerreißest Du mein Herz mit Vorwürfen, die ich nicht verdiene? Ich will Dich glücklich wissen, und Alles, Alles thun, um Dir zu zeigen, wie tief Du mich gekränkt hast. Noch ehe vier Wochen vergehen, soll das Band unserer Herzen durch Priesterhand geweiht und Angioletta, mein Glück, mein Stolz, meine Erde und mein Himmel, mein Weib sein."

„Dann erst kann ich ruhig und zufrieden, froh und glücklich werden."

„In Deinem Glücke ruht das meine," sprach der Graf und schloß sie innig an sein Herz.

Liebe macht Alles möglich, sagt Lamennais.

XXVI.

Vier Tage später erhielt Graf Saint Germain eine Einladung nach Choisy, dem Lieblingsschlosse der Frau von Pompadour, die sich dort ganz à son aise fühlte, weil sie weniger beobachtet und weit ungestörter als in Versailles war. Die Marquise hatte einen kleinen Kreis ihrer ausgewähltesten Freunde eingeladen: den Grafen von Choiseul-Stainville, die Gemahlin des Grafen, die Marschallin von Mirepoix, den Grafen und die Gräfin Baschi, den Marquis von Marigny und den Doctor Quesnay. Auch Jannette, der Intendant der königlichen Posten, eine der vertrautesten Creaturen des „einflußreichen Unterrocks", war zu dieser Abendunterhaltung eingeladen, aber nicht erschienen, weil ihn dringende Geschäfte im „schwarzen Cabinet" zurückhielten, wo er allabendlich, auf Special-Befehl seiner Beschützerin, alle ihm verdächtigen Briefe öffnen und Auszüge daraus machen mußte, die er, wöchentlich zwei Mal, der Frau von Pompadour vorzulegen hatte, um sie in alle Geheimnisse von Paris einzuweihen und in Allem „au fait" zu setzen.

Die Marquise hatte ihren Freunden zur Bestätigung dessen, was sie ihnen schon vor einigen Monaten vom Grafen Saint Germain erzählt, einzelne Auszüge aus dem Schreiben des Herrn von Bernis mitgetheilt und dadurch die Neugier derselben in so hohem Grade erregt, daß Alle — und vorzugsweise die Damen — gespannt waren, die persönliche Bekanntschaft jenes Mannes zu

machen, dessen Name seit acht Tagen das ausschließliche Thema des Stadtgespräches von Paris war. Frau von Pompadour hatte ihren Freunden alle Wunder des Grafen erzählt, bis auf das eine, daß er im Besitze eines Lebens-Elixirs sei, das unter andern Eigenschaften auch die besitze, das Alter zu verjüngen, ein kostbares Geheimniß, das sie wohlweislich für sich behalten wollte.

„Ich habe diesen Wundermann eingeladen,“ sagte die Marquise, „um Ihnen Gelegenheit zu verschaffen, ihn persönlich kennen zu lernen und sich durch eigene Anschauung zu überzeugen, daß der Ruf, der ihm aus Italien vorausgeeilt ist, nicht zu viel von ihm erzählt hat. Der Graf ist einer der merkwürdigsten Charaktere, die seit Jahrhunderten die Aufmerksamkeit der ganzen Welt für sich in Anspruch genommen haben. Alle Erkundigungen, die ich über ihn in allen Ländern und an allen Höfen Europa's eingezogen, sind so dunkel und ungewiß, daß Niemand weiß, was man von Allem glauben soll. Der Eine meint, der Graf sei ein Bastard König Johanns V. von Portugal und heiße Aymar. Der Andere glaubt, er sei der Sohn eines jüdischen Arztes, heiße Daniel Wolf und sei 1704 zu Straßburg geboren. Dieser letzten Meinung ist auch unser Polizei-Intendant Lenoir, welcher neue Nachforschungen angestellt und durch den Baron von Breteuil diesem Geheimniß auf die Spur gekommen sein will. Ich für meinen Theil schenke diesem Gerüchte, das der Baron aus zuverlässiger Quelle geschöpft zu haben vorgiebt, nicht mehr Glauben, als hundert andern

Sagen, die über die Geburt und Heimath des Grafen im Umlauf sind und sich sammt und sonders widersprechen. Aber mag der Graf heißen wie er wolle, mag er Christ oder Jude, in Lissabon oder Straßburg, oder Gott weiß wo, geboren sein, jedenfalls bleibt er die geheimnißvollste und schon darum die anziehendste Erscheinung unsers Jahrhunderts oder, besser gesagt, aller Jahrhunderte, denn ich habe Ihnen bereits erzählt, daß er — der Himmel weiß, wie alt zu sein vorgiebt. Er will bei der Kreuzigung unseres Erlösers zugegen gewesen sein und — was Sie vielleicht noch nicht wissen werden — den römischen Statthalter Pontius Pilatus, wegen seines ungerechten Richterspruchs, zum Zweikampf herausgefordert und ihn mit einem Schwerte, das er vom Kaiser Tiberius zum Geschenk erhalten, in der linken Hüfte dergestalt verwundet haben, daß der Bösewicht an dieser Wunde bald darauf gestorben sei, wodurch die geschichtliche Ueberlieferung, daß Pontius Pilatus sich aus Verzweiflung selbst entleibt haben soll, zu einem grundlosen on dit, zu einer aus der Luft gegriffenen Sage herabsinkt.“

Die Gesellschaft konnte sich eines ungläubigen Lächelns nicht erwehren.

„Ah bah,“ sagte Graf Stainville und schüttelte diplomatisch mit dem Kopfe, wie Jemand, der Etwas nicht glauben mag und aus Artigkeit doch nicht geradezu widersprechen will.

„Der Tausendsasa!“ lächelte die Gemahlin des Grafen.

7*

Staatliche Bibliothek Bamberg

„Es ist zum Erstaunen!“ meinte die Marschallin von Mirepoix.

„Dieu de Dieu!“ rief Graf Baschi und schüttelte gleichfalls mit dem Kopfe.

„Was man nicht Alles erlebt!“ bemerkte dessen Gemahlin.

„Der Kerl lügt wie gedruckt,“ murmelte Doctor Quesnay leise vor sich hin.

Der Marquis von Marigny nahm eine Prise, schnitt dabei ein höchst komisches Gesicht und sagte — was gewiß das Allerklügste war — nichts, gar nichts.“

„Graf Saint Germain,“ fuhr die Marquise fort, „behauptet in allem Ernste, daß er niemals sterben könne, weil er einen Wunderthee erfunden, der, aqua benedetta genannt, die Kraft besitzen soll, jede Krankheit zu heilen und das menschliche Leben dergestalt zu verlängern, daß Jeder, der die von ihm vorgeschriebene Diät streng befolgt, zwei Mal älter als Methusalem werden und auch dann nicht sterben kann, wenn ihm nicht ein außergewöhnliches Unglück zustößt.“

Herr Quesnay fing laut zu lachen an.

„Doctor, warum lachen Sie?“ fragte die Marquise, die ihm das sehr übel nahm.

„Mir fiel dabei der berüchtigte Quacksalber Theophrastus Paracelsus ein, der sich gleichfalls gerühmt, eine Universal-Tinctur gegen alle Krankheiten, eine Art Laudanum, ein Elixir proprietatis erfunden zu haben, mit dessen Hilfe er mindestens sechshundert Jahre alt zu

Staatliche Bibliothek Bamberg

werden sich ernstlich vorgenommen und trotz dieses Wundertrankes schon in einem Alter von kaum fünfzig Jahren in's Grab gebissen hat."

„Zweifeln, lächeln, spotten Sie nur. Aus Ihnen, Doctor, spricht der Neid. Mögen Sie sagen, was Sie wollen, ich lasse mir den Glauben nicht nehmen, daß der Graf eine außergewöhnliche, wunderbare Erscheinung ist. Ich habe Herrn von Saint Germain ersucht, Etwas mitzubringen, was Sie Alle sehr überraschen, Ihnen gewiß viel Unterhaltung und vielleicht auch die Ueberzeugung verschaffen wird, daß er ein Zeitgenosse vieler Jahrhunderte und mindestens zehnmal älter sein muß, als er aussieht."

„Und wie sieht er denn aus?" fragte Gräfin Stainville.

„Wie ein wohlconservirter Vierziger," erwiderte die Marquise.

„Und was ist das, was er mitbringen soll?" wollte die Marschallin von Mirepoix wissen.

„Es hieße Ihre Ueberraschung verkümmern, wollte ich Ihre Neugier schon jetzt befriedigen," entgegnete Frau von Pompadour.

„Ach," rief Gräfin Baschi, die in der Nähe des Camines stand, „ich brenne..."

„Wo? wo?" schrie der Marquis von Marigny in großer Aufregung.

„Warum schreien Sie denn so?" fragte die Marquise.

„Ei, hörten Sie denn, die Gräfin Baschi brennt ja..."

„Vor Begierde, den Grafen kennen zu lernen," fiel diese ihm in die Rede.

„Ach, das ist was Anderes," sagte der Marquis, der nun wieder vollkommen beruhigt war.

Der ganz unnöthige Schreck des Herrn Generalbaudirectors, das komische Mißverständniß, hatte ein allgemeines Gelächter hervorgerufen.

„Der Herr Marquis denkt ewig an seine Baurisse und ist daher immer sehr zerstreut," erklärte Frau von Pompadour zu seiner Entschuldigung.

Herr von Marigny nahm wiederum eine Prise, schnitt diesmal ein mehr verlegenes als komisches Gesicht und sagte auch diesmal nichts, was wiederum das Allerklügste war.

In demselben Augenblick meldete der eintretende Diener die Ankunft des Grafen Saint Germain. Auf Aller Mienen gab sich die größte Spannung kund.

„Ich werde Keinen von Ihnen vorstellen, sagte Frau von Pompadour. Der Graf kennt, wie ich durch Herrn von Bernis erfahren habe, selbst fremde Menschen, die er noch niemals gesehen hat; er erräth Vor- und Familiennamen, ja oft noch viel mehr. Sie werden sich gleich selbst davon überzeugen."

Der Graf, der sich im Vorzimmer einige Augenblicke mit dem Kammerdiener unterhalten und an ihn ein Paar gleichgiltige Fragen gerichtet hatte, trat jetzt durch die von zwei andern Dienern geöffnete Flügelthür.

„Messieurs et Mesdames," sagte die Marquise, „j'ai

l'honneur de présenter le célèbre Comte de Saint-Germain."

Gegenseitige Verbeugungen.

„Ich würde mich beeilen, lieber Graf, Ihnen meine Freunde vorzustellen, wäre ich nicht im Voraus überzeugt, daß die meisten Ihnen bereits bekannt sind ..."

„Wenn ich nicht irre," erwiderte der Wundermann mit wahrhaft liebenswürdiger Schüchternheit, „so ist der Herr Graf und die Frau Gräfin von Choiseul, die Frau Marschallin von Mirepoix, der Herr Graf und die Frau Gräfin Baschi ..."

„Und ich, wer bin ich?" fragte der Herr Generalbaudirector.

„Sie, mein Herr Marquis von Marigny, sind der Bruder der Frau Marquise von Pompadour, und Sie, mein Herr, sind Doctor Quesnay, der berühmte Leibarzt Sr. Majestät des Königs."

„Mais mon Dieu, woher wissen Sie das Alles?" fragte der Doctor, der sich durch das Epitheton »berühmt« vom Scheitel bis zur Zehe elektrisirt und von der Schuhsohle bis zur Perücke außerordentlich geschmeichelt fühlte.

„O ich kannte Sie schon als Knaben von fünf Jahren. Sie wurden 1694 geboren ..."

„In welcher Stadt?" fragte der Leibarzt, in der Hoffnung, dem Grafen eine Falle zu legen.

„Im Dorfe Equeville."

„Ventre gris!" rief der Doctor ganz verwundert.

„Auch Ihren seligen Vater habe ich ziemlich genau

gekannt; er war zwar nur ein Tagelöhner, aber ein ehrlicher, kreuzbraver Mann, der große Stücke auf seinen kleinen Franz hielt und ihn nie anders, als seinen petit philosophe zu nennen pflegte."

„Parbleu, Sie wissen aber auch Alles!" sagte Doctor Quesnay, der dem Grafen nicht mehr abhold war.

„Auch Ihre Eltern und Voreltern, Herr Graf von Choiseul, habe ich gekannt. Sie stammen von einem sehr berühmten, uralten Adel ab, der seinen Ursprung von den souverainen Grafen von Champagne ableitet. Ein Charles von Choiseul wurde 1619 von Ludwig XIII. zum Marschall von Frankreich erhoben. Ich kannte ihn..."

„Wie, Sie kannten ihn?" fragte Herr von Stainville mit ungläubigem Thomaslächeln.

„Er zeichnete sich zuerst im Jahre 1580 bei der Belagerung von La Fère aus. Er war ein tapferer Held, der 45 Jahre seinem Könige gedient, während dieser Zeit in den Hugenotten-Kriegen 47 Schlachten geschlagen, 53 Städte erobert, 36 Wunden davon getragen hatte und Anno 1626, in einem Alter von 63 Jahren, in meinen Armen gestorben war."

„In Ihren Armen? Ei, wie alt sind Sie denn, lieber Graf?" fragte der General-Lieutenant.

„Wie alt? Man spricht nicht gern davon."

„Warum denn nicht?"

„Ich gleiche der Mehrzahl jener eitlen Frauen, die sich nur ungern einen Blick in ihren Taufschein gefallen

lassen, weil sie sich für viel jünger ausgegeben, als sie sind. Würden Sie es wohl glauben, Herr Graf, wenn ich Ihnen sagte, daß ich erst unlängst in Cairo meinen 1783sten Geburtstag gefeiert habe?"

„Nein, Herr Graf, das würde ich nicht glauben."

„Das kann ich Keinem verdenken und dennoch könnte ich Ihnen auf zehn verschiedene Arten beweisen, daß ich... weit älter bin, als Sie glauben," sagte der Graf und zog aus der Seitentasche seines Rockes ein kleines Portefeuille hervor. „Werfen Sie gefälligst einen Blick in dieses Stammbuch, das ich mir vor tausend Jahren angelegt habe. Auf diesen vergilbten Pergamentblättern finden Sie eigenhändige Unterschriften von Kaiser Carl dem Großen und dem Khalifen Harun al Raschid, von Christoph Columbus, dem Entdecker Amerika's, und von Berthold Schwarz, der, was auch mancher gelehrte Chinese dagegen einwenden mag, im Vereine mit mir das Schießpulver erfunden hat. Die verehrten Damen werden darin auch Verse und Denksprüche von Abälard und Heloise, von Romeo und Julia, von Petrarca und Laura, von Tasso und Eleonora, von Maria Stuart und David Rizzio finden, die Alle insgesammt mir die Ehre erwiesen haben, sich mit eigener Hand in mein Album einzuschreiben."

„Das muß ich lesen," sagte die Marschallin von Mirepoix, welche, beiläufig erwähnt, die personificirte Neugier war.

„Ich auch, ich auch!" riefen die Gräfinnen Choiseul und Baschi.

Man riß sich um das Buch.

„Nun, meine Damen," fragte die Marquise, „hatte ich nicht Recht, Ihnen zu sagen, daß der Graf Etwas mitbringt, was Sie überraschen wird?"

Das Stammbuch des Herrn von Saint Germain ging nun von Hand zu Hand.

„Am besten," sagte die Frau Marschallin, „gefällt mir der Vers, den die unglückliche Königin Maria Stuart gedichtet:

„Adieu, plaisant pays de France,
O ma patrie la plus chérie,
Qui a nourri ma tendre enfance,
Adieu, ma France, Adieu, ma patrie!"

„Die erlauchte Tochter König Jakobs V. schrieb diese Zeilen, als sie nach dem Tode ihres königlichen Gemahls, Franz des Zweiten, am 15 August des Jahres 1561 sich in Calais einschiffte, um nach Schottland zurückzukehren."

„Ich ziehe jene Verse vor," sagte Frau von Pompadour, „welche Franz I. unter das Bildniß der schönen Agnes Sorel gesetzt:

„Plus de louange et d'honneur tu mérite
La cause étant de France recouvrer
Que ce que peut dedans un cloître ouvrer,
Close Nonnain ou bien dévot Hermite."

„Von wem ist das reizende Portrait?" fragte Gräfin Choiseul.

„Von einer Zeitgenossin der berühmten Schönheit, von der Gräfin von Boissy. Sie finden in meinem Stammbuche auch eigenhändig eingeschriebene Verse von Clement Marot, Pierre Ronsard und Etienne Jodelle. Von Letzterm ist dies witzige Epigramm auf den berühmten Astrologen Michel Nostradamus:

„Nostra damus cum falsa damus, nam fallere nostrum est,
Et cum falsa damus, nil nisi nostra damus.“

„Das verstehen wir nicht,“ erklärten die Damen.

„Doctor Quesnay wird die Güte haben, es uns zu übersetzen.“

„Recht gern, Frau Marquise,“ erwiderte der Leibarzt, obwohl er sich nur ungern einer Arbeit unterzog, die ihm etwas sauer zu werden schien.

„Diese boshaften Verse,“ fuhr Graf Saint Germain fort, „haben meinen alten Freund und Meister Nostradamus nicht abgehalten, gleich auf die nachfolgende Seite das Quatrain einzuschreiben:

„Quand des Germains l'Aigle ancien tombera,
De son plumage chacun plumes tirera;
D'ença discorde entre eux toujours sera,
Tant que d'Ouest la paix volera.“

„Worauf bezieht sich das?“ fragte Graf Choiseul.

„Diese vier Verse enthalten die Weissagung, daß der deutsche Reichsadler einst durch Frankreich gestürzt werden wird.“

„Wir wollen wünschen, daß sich diese Prophezeihung bald erfüllen möge,“ sagte die Marquise.

„Ich wenigstens hoffe diese Zeit noch zu erleben,“ erwiderte Saint Germain.

„Ist es wahr, lieber Graf,“ fragte Herr von Choiseul, „daß Sie ein Elixir bereiten können, welches die Kraft besitzen soll, dem Menschen langes Leben zu verleihen?“

„Ich zwinge Keinen, daran zu glauben; ich selbst aber bin davon so fest überzeugt, daß ich mit Andern deshalb niemals streiten mag.“

„Sie glauben also noch recht lange zu leben?“

„Ich hoffe, niemals zu sterben. Nur dann könnte es geschehen, wenn ich so unglücklich wäre, das Recept zu meinem Lebensthee zu verlieren. Sie werden es nicht glauben, wenn ich Ihnen sage, daß 777 verschiedene Stoffe zur Bereitung dieses Arcanums nöthig sind, und daß alle ihre Kraft verlieren, wenn auch nur einer daran fehlt.“

„An Ihrer Stelle,“ meinte Graf Baschi, „würde ich Abschriften von diesem Recepte verkaufen.“

„Nicht um alle Schätze der Welt. Die Bereitung dieses Elixirs bleibt ewig mein Geheimniß.“

„Auch Theophrastus Paracelsus,“ bemerkte Doctor Quesnay, „wollte im Besitze eines ganz ähnlichen Geheimnisses gewesen sein. Ich wage nicht zu entscheiden, welches von beiden probater ist.“

„Ich hatte das Glück, im Jahre 1527 die persönliche Bekanntschaft dieses Mannes zu machen, der sich damals als Professor der Medicin in Basel aufhielt. Wir tausch-

ten unsere Ideen aus. Ich untersuchte sein Laudanum, er mein Elixir, und Jeder von uns war eigensinnig genug, das seinige für wirksamer zu halten. Meine Bescheidenheit verbot mir, ihn vom Gegentheile zu überzeugen. Aber dessen ungeachtet lebte er vielleicht noch heute, wenn er . ."

„Nicht schon längst gestorben wäre," setzte lächelnd Herr von Choiseul hinzu.

„Bitte um Entschuldigung," entgegnete der Graf, der immer ruhig blieb. „Er lebte vielleicht noch heute, sage ich, wenn ihn einer seiner Feinde nicht vergiftet hätte."

„Glauben Sie wirklich?" fragte der Leibarzt.

„Ich bin sogar fest davon überzeugt. Zwei Tage nach seinem Tode, am 26. September des Jahres 1541, führte mich der Zufall nach Salzburg: ich stieg im Wirthshause zum weißen Rosse ab, in demselben Gasthofe, in dem er gestorben war. Ich untersuchte seinen Leichnam und fand im Innern des Magens Spuren von Arsenik. Ich war es, der ihn auf dem Gottesacker der Sanct Sebastianskirche beerdigen, ich war es, der ihm die Grabschrift setzen ließ, die noch heute, mit dem Hohenheim'schen Familienwappen geschmückt, am Ende der äußern Kirchmauer zu lesen ist."

„Und wie lautet diese Grabschrift?" fragte der ungläubige Doctor.

„Zum Glücke hab' ich sie nicht vergessen. Sie lautet wörtlich:

Conditur hic
Philippus Theophrastus,
Insignis Medicinae Doctor,
qui
dira illa vulnera
Lepram, Podagram, Hydropisim
aliaque insanabilia corporis
contagia
mirifica arte sustulit.
Anno MDXLI. die XXIV. Septembris
vitam cum morte
mutavit.

„Das überrascht mich nicht,“ erklärte der General-Lieutenant. „Habe ich doch erst kürzlich — ich weiß nicht, in welchem Blatte — gelesen, daß Sie die Grabschriften aller berühmten Leute auswendig wissen.“

„Es wird in der That nur wenige geben, die mir unbekannt sind.“

„Sie haben ein erstaunlich gutes Gedächtniß,“ sagte Herr von Choiseul.

„Und doch vergesse ich nichts so leicht als Kränkungen, die man mir zufügt,“ erwiderte der Graf.

„Ist es den Herren gefällig, vor dem Essen eine Partie Ecarté zu machen?“

„Ihr Wunsch, Frau Marquise, ist uns Befehl. **Eh bien**, Graf, wollen wir mit einander unser Glück versuchen?“

„Ich stehe gern zu Diensten,“ antwortete Saint Germain.

Und bald darauf begann das Spiel. An dem einen

Tische saßen die Herren von Choiseul und Saint Germain, an dem andern Doctor Quesnay und Herr von Marigny.

„Wie hoch die Partie?" fragte der General-Lieutenant.

„Ich pflege Ecarté niemals um Geld zu spielen. Doch mache ich, wenn Sie es wünschen, heute gern eine Ausnahme von der Regel."

„Also um einen Louisd'or, s'il vous plait?"

„Mir recht," sagte Saint Germain und hob die Karte ab.

Frau von Pompadour wettete für Saint Germain, die Gräfin von Choiseul für ihren Gemahl. Aber siehe da, der arme General-Lieutenant verlor eine Partie nach der andern, denn so oft die Reihe des Kartengebens an den Wundermann kam, schlug er — man durfte darauf 100 gegen 1 wetten — den König auf. In den ersten drei Spielen war das seinem Gegner noch nicht aufgefallen; bald aber merkte er wohl, daß mit Herrn von Saint Germain nicht leicht zu spielen sei, denn eben schlug dieser zum neunten Male den König auf.

„Ei, ei, lieber Graf, Sie scheinen unter andern Tugenden auch die Gabe des Volteschlagens zu besitzen!"

„Ich habe mich darin geübt, weil es in Paris, wie man mir gesagt, zum guten Tone gehören soll. Vorhin schlug ich die Volte, diesmal aber bin ich ganz unschuldig, denn das ganze Spiel Karten ist falsch."

„Falsch?" fragten Alle.

„Ja, ja, Herr Graf, denn das ganze Spiel enthält lauter Könige," sagte Saint Germain und warf die Kar-

ten auf, um Allen die Ueberzeugung zu verschaffen, daß er nichts Unwahres gesagt.

Das Kunststückchen des Wundermanns hatte die Frau von Pompadour dergestalt überrascht, daß sie ihm Beifall zuklatschte.

„Charmant, charmant!“ rief die Marquise.

„Der Teufel spiele mit solchem Hexenmeister!“ rief der General-Lieutenant.

„Dies der Grund, Herr Graf, weshalb ich Ecarté niemals um Geld spiele,“ erklärte Saint Germain und erstattete seinem Gegner das ihm abgewonnene Geld zurück.

In demselben Augenblicke trat der Kammerdiener in den Saal, um dem Grafen Choiseul einen Brief einzuhändigen, den ein reitender Bote soeben aus Versailles überbracht hatte.

„Die liebenswürdige Dame des Hauses hatte uns unter hundert andern wunderbaren Eigenschaften, die Ihnen die tausendzüngige Fama — ich weiß nicht, ob mit Recht oder Unrecht — zuschreibt, auch die gerühmt, daß Sie aus den Schriftzügen den Stand und Namen des Schreibers zu errathen vermögen. Ist Ihnen auch diese Handschrift bekannt?“ fragte Herr von Choiseul, dem Grafen die Aufschrift des noch uneröffneten Briefes zeigend.

„An seine Excellenz, den General-Lieutenant Grafen von Choiseul-Stainville. Dieses Schreiben kommt direct aus dem Cabinet Seiner Majestät des Königs.“

„Und da Sie, wie uns die Frau Marquise erzählt, auch Stunden haben sollen, in denen Sie, mit Hellseher-

blick begabt, den Inhalt versiegelter Briefe errathen können, so ist es leicht möglich, daß Ihnen, lieber Graf, auch der Inhalt dieser Cabinetsordre schon bekannt ist."

„Dieses Schreiben enthält, wenn mich mein inneres Auge nicht täuscht, das Decret, das den Herrn General-Lieutenant zum Gesandten am Hofe der Kaiserin Maria Theresia ernennt und Seiner Excellenz zugleich die Weisung ertheilt, morgen ohne Aufschub die Reise nach Wien anzutreten.

„Errathen, wahrhaftig errathen!" rief Herr von Choiseul, der das Schreiben schnell erbrochen und sich von der Wahrheit des eben Gesagten überzeugt hatte. „Das übersteigt meinen Verstand, das grenzt an's Wunderbare! Ja, nun fange auch ich zu glauben an, daß Sie ein Hexenmeister im schönsten und edelsten Sinne dieses Wortes sind. Graf, reichen Sie mir Ihre Hand, umarmen Sie mich!"

„Soyons amis, Cinna," erwiderte Saint Germain und umarmte den frischgebackenen Diplomaten, der die Freude über seine Ernennung nicht verbergen konnte.

„Gratulire, gratulire, Herr Gesandte," sagte Frau von Pompadour.

„Wem anders verdanke ich diese Huld, als Ihnen, gnädige Frau Marquise," sprach Seine Excellenz, ergriff ihre schöne Hand und zog sie gerührt an seine Lippen.

„Die Marquise von Pompadour," sagte sie mit einem bedeutungsvollen Blicke, der dem Grafen Saint Germain galt, „hat wenigstens eine gute Eigenschaft: die nämlich, daß sie niemals ihre Freunde vergißt."

„La table est servie,“ verkündete die Stentorstimme des Haushofmeisters.

„Und nun zu Tische, meine Freunde! Reichen Sie mir Ihren Arm, Graf Saint Germain,“ bat die Marquise mit dem allerfreundlichsten Lächeln, das ihren Lippen zu Gebote stand.

Der neue Gesandte führte die alte Marschallin, Graf Baschi die Gräfin von Choiseul, Doctor Quesnay die Gräfin Baschi und Herr von Marigny, in Ermangelung einer Dame, sich selbst zur Tafel.

„Der Wundermann, der zwischen der Dame des Hauses und der Gräfin von Choiseul saß, war der Einzige, an dem alle Schüsseln ungekostet vorübergingen.

„Ei, lieber Graf, essen Sie denn gar nichts?“

„Ich esse niemals, gnädige Frau.“

„Niemals??? Aber, lieber Gott, wovon leben Sie denn?“

„Von der Luft,“ gab er lächelnd zur Antwort.

„Nur von der Luft?“

„Und meinem Elixire,“ setzte er hinzu.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Als der Graf nach aufgehobener Tafel sich, etwas früher als die andern Gäste, entfernte, schenkte er dem Kammerdiener, der ihm in den Wagen half, einen Diamantring. Gourbillon zeigte ihn noch an demselben Abende der Kammerfrau und Madame Duhausset zeigte ihn gleich am andern Morgen der Frau von Pompadour, die,

besser als mancher Jude, den Werth der Edelsteine zu schätzen verstand.

„Dieser Ring," sagte die Marquise zu ihrer Kammerfrau, „ist unter Brüdern 5000 Francs werth. Der Graf wirft mit Diamanten um sich, als wären es Kieselsteine."

XXVII.

Vier Wochen waren seitdem verflossen. Graf Saint Germain hatte während dieser Zeit in Paris festen Fuß gefaßt, eine große Wohnung in der **Rue Fossés St. Victor** Nummer 5 gemiethet und sich reicher und prachtvoller als ein ostindischer Nabob eingerichtet; er hatte sich Wagen und Pferde, männliche und weibliche Dienerschaft und darunter auch einen der ausgezeichnetsten Köche angeschafft; Letztern wohl nur für Angioletta und Benjamin, denn er selber lebte ja, wie meine Leser in der Soirée der Frau von Pompadour aus seinem eigenen Munde vernommen haben, blos von der Luft und ... seinem Elixire.

Schon im „Hôtel de Provence" hatte der Graf die Bekanntschaft eines geistlichen Herrn gemacht, welcher Charles Claude de Fusée und nach einem in der Provinz Brie gelegenen Schlosse, das er von seinem Vater geerbt, Voisenon hieß, Vorsteher der Abtei du Jard bei Melun, aber trotz seines geistlichen Standes ein Lebemann im ausgedehntesten Sinne des Wortes, ein Freund der Musen, ein Verehrer aller hübschen Künstlerinnen und der wärmste Anbeter der Madame Favart, der reizenden Justine, der Fee von Chantilly, des Lieblings der komischen Oper war,

für die der hochwürdige Herr, ein wahres Muster von Abbé, die „Coquette fixée“ und manch anderes Singspiel gedichtet, das eben so fein und parfümirt, eben so artig und liebenswürdig, als dessen Herr Verfasser war. Graf und Abbé hatten sich bald so lieb gewonnen, daß Beide Ein Herz und Eine Seele waren.

Eines Abends stattete der Graf seinem geistlichen Freunde einen Besuch auf Voisenon ab, das, beiläufig bemerkt, nur durch eine Erdmauer von der Abtei du Jard getrennt war. Beide Freunde umarmten sich mit einer Heftigkeit, als ob Einer den Andern erdrücken wollte.

„Sie müssen mir einen Gefallen erweisen, lieber Abbé.“

„Womit kann ich dienen, lieber Graf?“

„Sie müssen mich noch heute trauen, theurer Abbé.“

„Mit wem, theurer Graf?“

„Mit einer Dame, die ich gleich mitgebracht habe.“

„Und wo ist diese Dame?“

„Im Wagen, der vor dem Eingange Ihres Schlosses harrt.“

„Ich will sie bitten, auszusteigen.“

„Zuvor muß ich wissen, ob Sie uns trauen wollen, verehrter Abbé.“

„Wer ist die Dame, verehrter Graf?“

„Gräfin Angioletta Monleoni, die einzige Tochter eines der reichsten Patrizier Venedigs, die ich vor vier Wochen ihrem Vater entführt habe.“

„Charmant, charmant!“ rief der hochwürdige Herr und rieb sich vergnügt die Hände.

„Ihr Priestersegen soll uns auf ewig vereinen.“

„Wie, Graf,“ fragte der Abbé, der plötzlich ganz ernst geworden war, „Sie wollen wirklich die Thorheit begehen, sich in das Joch der Ehe zu schmiegen?“

„Ich habe Alles reiflich überlegt und bin fest entschlossen . . .“

„Keine Uebereilung, lieber Graf; nehmen Sie Vernunft an, theurer Freund. Sie kennen mich nun schon drei Wochen und werden bemerkt haben, daß ich kein Freund von Moralpredigen bin. Um so mehr müssen Sie mir trauen, wenn ich Sie warne. Entführen Sie meinetwegen tagtäglich eine Andere; fühlen Sie einmal Gewissensbisse, so kommen Sie zu mir; es wird mir Vergnügen gewähren, Ihnen Ablaß für Ihre Sünden zu ertheilen; aber wenn Sie Ihre Ruhe, Ihren Frieden und vor Allem Ihre goldene Freiheit und Unabhängigkeit lieben, so hüten Sie sich vor dem Heirathen. Die Ehe ist ein übel Ding! Wissen Sie, was der alte, ehrliche Michel Montaigne davon denkt? Die Ehe gleicht einem Vogelkäfige; Jeder, der draußen ist, will mit Gewalt hinein, Jeder aber, der drin ist, will wieder mit Gewalt hinaus.“

„Ich weiß dies Alles und bin dennoch fest entschlossen...“

„Liebe und Ehe,“ sagt Rabelais oder irgend ein Anderer, „sind zwei Himmelsleitern; auf der Leiter der Liebe steigt man von der Erde in den Himmel hinauf; auf der Leiter der Ehe fällt man aus dem Himmel auf die Erde hinab.“

„Das Gleichniß hat viel Wahres und dennoch . . .“

„Liebe, theurer Graf, ist das Morgenroth der Ehe; Ehe, mein ausgezeichneter Freund, ist das Abendroth der Liebe ...“

„Das ist Alles sehr schön, vielleicht auch sehr wahr, aber dessen ungeachtet bin ich ...“

„Liebe, Herzensfreund, ist ein reizendes Räthsel; Ehe, bester Graf, ist die matte Auflösung davon.

„Abbé, theuerster Abbé, spannen Sie mich nicht auf die Folter. Wollen Sie uns copuliren oder nicht? Sagen Sie Ja oder Nein!“

„Ich habe Sie viel zu lieb, um Ihnen solche Kleinigkeit abzuschlagen. Ich will Ihrem christlichen Wunsche gern genügen, gebe Ihnen aber den muselmännischen Rath, wohlweislich zu bedenken, daß es, nach meiner Ansicht, weit klüger ist, zehn Liebschaften als eine Frau zu haben, car, voyez-vous, le mariage est une espèce de toujours perdrix qui perde peu à peu ses charmes et qui devient à la fin diablement dégoûtante.“

„Entschließen Sie sich, Abbé!“

„Des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Sie wollen getraut sein ... es sei!“

„Ich hole die Gräfin!“ rief Saint Germain und eilte fort. — — —

Eine Stunde später fand in der Capelle der Abtei du Jard, in Gegenwart Benjamins und eines tauben Schloßdieners, heimlich und in aller Stille, die Trauung statt.

„In nomine Patris, Filii et Spiritus sancti conjungo vos,“ sagte der Abbé von Voisenon und legte seine geist-

lichen Hände mit einem etwas weltlichen Lächeln auf das Haupt des Grafen und der Gräfin.

Angioletta's Wunsch war nun erfüllt: sie war des Grafen angetrautes Weib. — Saint Germain, der mehr als ein Mal erzählt, daß er bei der Hochzeit von Cana das Gelübde gethan, niemals zu heirathen, hatte, nach mehr als siebenzehnhundert Jahren, sein Gelübde gebrochen, seiner Freiheit entsagt und sich in Hymen's Joch geschmiegt.

Mir fällt dabei eine Aeußerung ein, die Beaumarchais, dreißig Jahre nach jener Trauung, seinem „Barbier von Sevilla" in den Mund gelegt hat. „De toutes les choses sérieuses," sagt Figaro, „le mariage est la plus bouffonne!" Ich rathe Jedem, der sich in den heiligen Ehestand begeben will, vorher ein Werk zu lesen, das Giovanni Nevizan, ein italienischer Rechtsgelehrter des sechszehnten Jahrhunderts, geschrieben hat. Von den sechs Büchern dieses eben so gelehrten als pikanten Werkes enthalten zwei alle Gründe, warum man heirathen, und die andern vier alle Gründe, warum man nicht heirathen soll. Die Letztern sind so schlagend, daß die Turiner Frauen, beleidigt durch seine Aeußerungen gegen ihr Geschlecht, ihn mit Steinwürfen aus der Stadt jagten und dann erst wieder hineinließen, nachdem er sie kniefällig um Verzeihung gebeten hatte. Der arme Nevizan starb um das Jahr 1540, sein Werk aber lebt noch heute [1]),

[1]) Sylvae nuptialis libri sex, Par. 1521. 8. Lyon 1526. ibid. 1545. ibid. 1556. ibid. 1572. 8. Venet. 1570. ibid. 1573. 8.

als Warnungstafel für Alle, die aus dem sturmbewegten Meere der Liebe in den windstillen Hafen der Ehe einlaufen wollen. Nevizan theilt die Behauptung Rabbi Abarbanels: nur Adam und nicht Eva sei nach dem Ebenbilde Gottes erschaffen — kein Wunder, daß die Frauen ihn gesteinigt haben!

Nach Nevizan hat auch ein spanischer Jesuit, Thomas Sanchez [1]); ein italienischer Arzt, Antonio Cocchi [2]); ein englischer Theologe, William Taplin [3]); ein deutscher Rechtsgelehrter, Gottlieb von Hippel [4]); ein deutscher Philosoph, Wilhelm Krug [5]) und ein französischer Schöngeist, Henri von Balzac [6]) die Ehe zum Gegenstande geistreicher Forschungen gemacht. Alle haben mehr oder minder vor ihr gewarnt und trotz aller Warnung, daß Ehe und Wehe nahe verschwistert sind, finden sich

---

O. O. 1602. 8. Frankf. 1647. 8. Trotz dieser vielen Ausgaben gehört das Buch zu den bibliographischen Seltenheiten.

1) Disputationum de sancto matrimonii sacramento tomi III. Genuae 1592. fol. ibid. 1602. fol. Venet. 1606. fol. Antw. 1607. ibid. 1614. ibid. 1626. ibid. 1652. fol. Venet. 1625. ibid. 1693. ibid. 1712. ibid. 1726. fol. Lugd. 1637. ibid. 1667. ibid. 1669. fol. Norimb. 1706. fol.

2) Ragionamento del matrimonio, Par. 1762. 4. Lond. 1762. 4. Colon. 1763. 8.

3) On matrimony, Lond. 1774. 8.

4) Ueber die Ehe, Berl. 1774. 8. sechste Auflage. Berl. 1827. 8.

5) Philosophie der Ehe, Leipz. . . . Erschien ohne Namen des Verfassers.

6) Physiologie du mariage, Par. 1830. 2 Bde. 8.

täglich neue Gimpel, die sich in Montaigne's „Vogelkäfig", in Balzac's „Correctionshaus der Liebe" hinein sehnen, um sich . . . bald wieder daraus hinaus zu sehnen.

XXVIII.

Bald nach seiner Vermählung führte Graf Saint Germain, auf wiederholtes Bitten der Marquise, seine Frau als seine Schwester in Versailles ein. Frau von Pompadour, die im Bruder einen Magier erblickte, der die Macht besaß, die entflohenen Reize der Jugend zurückzuzaubern, empfing die Schwester mit großer Huld und Freundlichkeit und stellte sie dem Könige vor, der, entzückt von der Schönheit der jungen Gräfin, sie an seinem Hofe herzlich willkommen hieß. Während Ludwig XV. sich mit der herablassendsten Freundlichkeit mit der Gräfin Saint Germain unterhielt, sagte die Marquise zum Grafen:

„Ihre Schwester ist ein Engel, dessen Jugend und Schönheit die aller Damen von Versailles verdunkelt. Ueberlassen Sie sie ganz meinem Schutze und seien Sie im Voraus überzeugt, daß ich meinen ganzen Einfluß geltend machen werde, um ihr an unserm Hofe eine glänzende Stellung zu verschaffen. Sie muß bald heirathen . . ."

„Meine Schwester, Frau Marquise, hat das Gelübde gethan, niemals zu heirathen . . ."

„Narrenspossen, lieber Graf! Wir armen Frauen sind leider zu nichts Anderm auf der Welt, als um geliebt und geheirathet zu werden. Es wäre Jammerschade, wenn solch' ein Engel einst als alte Jungfer stürbe . . ."

„Ueberdem ist meine Schwester noch viel zu jung.“

„Wie alt ist das hübsche Kind?“

„Zweiundzwanzig Jahre jünger als ich, feiert sie am 30sten Mai ihren 1766sten Geburtstag.“

„Graf, wollen Sie mich zwingen, Ihnen in's Gesicht zu lachen?“

„Haben Sie die Güte, Frau Marquise, sich durchaus nicht zu geniren ...“

„Und diese ewige Jugend, welchem Wunder hat Ihre Schwester sie zu verdanken?“ fragte Frau von Pompadour, um das Gespräch auf einen Gegenstand hinzulenken, der ihr mehr als Alles am Herzen lag.

„Diese ewige Jugend verdankt sie einzig und allein ihrem Bruder.“

„Graf, theurer Graf, ist es denn wirklich wahr, daß Ihr Arcanum die Kraft besitzt, Runzeln ... (man hörte es ihr an, daß es ihr großen Kampf kostete, dieses Wort über ihre Lippen zu bringen) ... zu verbannen, auf die Wangen des Alters die Rosen der Jugend zurückzurufen?“

„Ich zwinge Keinen, daran zu glauben, ich selbst aber bin davon so fest überzeugt, daß ich mein Leben zur Bürgschaft meines Versprechens einsetze ...“

„Haben Sie denn schon Beweise gehabt, daß Ihr Arcanum wirklich probat ist?“

„Betrachten Sie meine Schwester.“

„Aber schlägt denn das Mittel auch bei Andern an?“

„Erlauben Sie mir, Ihnen ein zweites Beispiel anzuführen. Die Marquise d'Urfé, die Ihnen wahrscheinlich

bekannt ist, hat sich durch den Gebrauch meines Mittels dergestalt verjüngt, daß alle Welt die achtzigjährige Matrone für ein Mädchen von zwanzig Jahren hält. Vor zweiunddreißig Jahren hatte ich die Bekanntschaft dieser ehrwürdigen Frau in Palermo gemacht. Seit jener Zeit gebraucht sie meinen Aether und wird, wie Jeder sich überzeugen kann, statt älter, tagtäglich jünger."

„Ist denn Ihr Lebensverlängerungs-Elixir und Ihr verjüngender Aether nicht ein und dasselbe Mittel?"

„Sie werden sehr häufig mit einander verwechselt. Das erste der beiden ganz verschiedenen Arcana ist ein Thee, Aqua benedetta, das zweite ein flüchtiges Oel, ein Aether, Tinctura phoenicis genannt. Das erste lasse ich meinen Freunden büchsen-, das zweite phiolenweise ab. Eine Büchse meines Thee's kostet 5000 Francs."

„Und eine Phiole Ihres Aethers?" fragte Frau von Pompadour außerordentlich gespannt.

„Kostet eben so viel; doch verkaufe ich auch halbe Phiolen zu 2500 Francs."

„Und wieviel Phiolen braucht eine Dame von fünfunddreißig Jahren, die sich um jeden Preis der Welt um zehn Jahre verjüngen möchte?"

„Zehn und, wenn es hoch kommt, fünfzehn Phiolen."

„Ich kenne eine Dame, die vorläufig zwanzig zu haben wünscht."

„Es fragt sich, ob ich soviel noch besitze ..."

„Und wenn Ihr Vorrath erschöpft ist? ..."

„Kann ich zwar wieder neuen anfertigen, doch bedarf

ich dazu mehr Zeit, als Mancher glauben mag. Auch verkaufe ich meinen Aether gern nur an Leute, die ich kenne. Fremde Personen, von denen ich befürchten muß, daß sie meine Tinctur nur aus Eigennutz kaufen, um sie, oft mit großem Gewinne, wieder an Andere zu verkaufen, solche Leute müssen mir das Doppelte bezahlen."

„Ich brauche sie für eine Dame, die mir sehr nahesteht..."

„Für die Herzogin von Larochefoucauld?"

„Nein, Graf, für mich selbst."

„Ihnen, gnädige Frau, würde ich das sehr verdenken. Eine Dame Ihrer Jugend bedarf noch keines Verjüngungsmittels, das — traurig, daß ich es selbst sagen muß — viel zu kostspielig ist. In Ihrem Alter hieße dies, das Geld — verzeihen Sie mir meine Offenherzigkeit — unnütz zum Fenster hinauswerfen. In zehn Jahren vielleicht..."

„Ach, dann lebe ich nicht mehr. Graf, lieber Graf, wenn in Ihrem Herzen ein Fünkchen von Theilnahme für mich glüht, wenn Sie Mitleid mit meinen Thränen haben, die ich weine, wenn mich Niemand sieht, wenn Ihnen die Ruhe meines Herzens, das Glück meines Lebens nicht gleichgiltig sind, so lassen Sie mich nicht vergebens um Ihre Hilfe, um Ihr Mittel flehen."

„Wo gäb' es einen Mann, der stark genug wäre, einem Engel, wie Ihnen, Etwas abzuschlagen? Sie sollen es haben, schon morgen haben, jedoch . . . o zürnen Sie nicht, Frau Marquise . . . nur unter einer Bedingung."

„Und die hieße?"

„Daß Sie das, was Sie von mir zu kaufen wünschen,

als ein schwaches Zeichen meiner Huldigung, als einen kleinen Zoll meiner innigsten Verehrung annehmen."

„Graf, Sie entzücken mich! Ich nehme Ihr Geschenk als einen Beweis Ihrer mir treu ergebenen Gesinnung an und bitte Sie, versichert zu sein, daß ich Ihnen ewig dafür dankbar bleibe."

„Nun aber, Frau Marquise, habe auch ich eine Bitte an Sie."

„Liegt die Erfüllung in meiner Macht, so sei sie Ihnen im Voraus gewährt."

„Ich bitte nicht für mich ... ich flehe für einen Mann, dessen Schuldner ich bin."

„Und sein Name?"

„Herr von Bernis. Er wünscht nichts sehnlicher, als das Glück, wieder weilen zu dürfen in der Nähe seiner Gottheit, deren Bild er in der tiefsten Tiefe seines dankerfüllten Herzens trägt ..."

„Er soll, verlassen Sie sich auf das Wort Ihrer Freundin, bald wieder in Paris sein," versprach ihm Frau von Pompadour.

Am andern Morgen sandte der Graf in einem mit Silber beschlagenen und Diamanten besetzten Schmuckkästchen von Palixanderholz der Marquise zehn Phiolen seines verjüngenden Aethers, begleitet von einer genau vorgeschriebenen Gebrauchsanweisung und einem artigen Madrigal, in dem jedes Wort dem Zauber ihrer Schönheit eitelkeitkitzelnden Weihrauch streute.

Acht Tage später erhielt der Graf folgendes Billet.

„Könnte ich so hübsche Verse machen, wie Sie, lieber Graf, so würde ich es versuchen, mich für das große Opfer, das Sie mir gebracht haben, in Versen zu bedanken. Da sich meine Feder aber zu schwach dazu fühlt, so wagt sie in ungebundener Rede Sie freundlich zu bitten, dies kleine Gegengeschenk, als Zeichen des wärmsten Dankes, nicht zurückzuweisen.“

Bellevue, am 28. April 1756. Antoinette von Pompadour.

Dieses „kleine Geschenk“ war ein Bon von 100,000 Fr.

XXIX.

So war denn der Frühling herangerückt. Frau von Pompadour hatte ganz im Geheimen ihre Verjüngungskur begonnen und sich dem beruhigenden Glauben hingegeben, daß die Phönix-Tinctur des Grafen auf ihren herbstlichen Wangen einen neuen Frühling hervorzaubern werde. Und siehe da, die Marquise schien sich in der That zu verjüngen. War es die Kraft des Aethers oder der Zauber des die ganze Natur verjüngenden Lenzes, der neue Rosen auf ihre blassen Wangen, neuen Purpur auf ihre bleichen Lippen streute, ich wage — um weder dem Frühling noch dem Grafen Unrecht zu thun — hier nicht zu entscheiden, welchen von Beiden dieser magische Einfluß anzurechnen war. Aber so viel ist gewiß, daß die Geliebte Ludwigs XV., die seit fünf Jahren beständig gekränkelt hatte, im Frühling des Jahres 1756, in der Blüthe der Gesundheit, wieder so schön und frisch als vor acht Jahren erschien. Ihre nächste Umgebung, der ganze Hof, ja selbst der König

war über die plötzliche Umwandlung der Marquise ganz erstaunt und gab ihr darüber seine Freude zu erkennen.

„Sie blühen wie eine Rose,“ sagte ihr jeden Morgen die treue Dienerin, Madame Duhausset.

„Du erholst Dich, mein Kind,“ sprach des Königs Majestät und geruhte, sie zärtlicher als in den letzten zwei Jahren in seine Arme von Gottes Gnaden zu drücken.

„Wer war nun stolzer, froher, seliger als die Marquise von Pompadour, für die es kein höheres Glück gab, als das, dem Könige wie früher zu gefallen. Wem aber verdankte sie dieses abtrünnig gewordene, wiedergewonnene Glück? Wem anders, als ihrem festen Vertrauen an die Zaubermacht des Grafen, ihrem unerschütterlichen Glauben an die Unfehlbarkeit seiner Wunderarzenei? Von allen geheimnißvollen Kräften, welche die Vorsehung in die Brust der Menschen gepflanzt hat, ist der Glaube die mächtigste Kraft; der Glaube — sagt ja schon der Heiland — macht selig! Der Glaube der Marquise machte sie glücklich, und das Glück — wer weiß es nicht? — ist ein Bewußtsein, das Alles verjüngt, Alles verschönt, Alles verklärt.

Wenn Frau von Pompadour jetzt in ihre Spiegel sah, wurde sie nicht mehr bleich, wie früher, aus Furcht, auf ihrem Antlitze die Spur einer neuen Runzel zu entdecken; jetzt röthete sich ihr Gesicht vor Freude an dem Gedanken, daß eine neue Jugend für sie wiederkehre. Sie scherzte, sie lachte wieder, und ist nicht auch das Lächeln ein Zauber, der Alles verklärt, Alles verschönt, Alles verjüngt?

Die Marquise schaute jetzt wieder häufiger als je

in ihre Psyche und sagte dann mit pfirsichweichem Lächeln:

„Nun gefallen wir uns wieder!“

Und bei alledem hatte sie erst drei Phiolen jenes Zaubertrankes gebraucht. Wie hoffte sie dann erst aufzublühen, wenn sie zehn, wenn sie zwanzig Phiolen dieses Wunder-Aethers geleert! Dann wollte sie auch wieder geliebt, allein geliebt sein von dem Könige, dem sie in den letzten Jahren manche Untreue verziehen, weil sie sich eingestanden hatte, daß sie nicht mehr jung, nicht mehr schön genug sei, seine Sinne zu fesseln, wenn sie auch klug genug war, seinen Geist zu fesseln. Dann wollte sie nicht mehr des Königs erster Minister, dann wollte sie wieder Ludwigs Geliebte, die Königin seines Herzens sein.

XXX.

Das Glück, das der Graf bei Hofe, das Aufsehen, das er in ganz Paris, in allen Kreisen der Gesellschaft gemacht, hatte den Neid, den blassen Schatten der Bewunderung, hervorgerufen und zehn spitze und hundert stumpfe Federn in Bewegung gesetzt, den Nimbus dieses Wundermannes in tausend Stücke zu zerreißen und eines nach dem andern in den Staub zu ziehen. Der „Mercure de France“, der gleich bei der Ankunft des „ewigen Juden“ dem Grafen einen Klex angehängt und „Nächstens mehr!“ versprochen hatte, brachte in jeder Nummer eine boshafte Anspielung, ein giftiges Epigramm, ein beißendes Couplet auf den „unsterblichen Magier“, der, wie jener Bona-

ventura Vulcanio, niemals sterben und den Tag des jüngsten Gerichts lebendig erwarten wollte. Taconet, ein nicht unbeliebter Lustspieldichter, hatte unter dem Titel „Nostradamus“ eine ziemlich witzige Parodie auf Lebrun's Trauerspiel „Zoroaster“ geschrieben und im Helden jenes Vaudeville den Helden des Tages dergestalt lächerlich gemacht, daß man halb Paris nach der Messe von Saint Germain wallfahrten sah, um sich an einer Posse zu ergötzen, die allabendlich neuen Jubel hervorrief.

Eines Abends, als dieses dramatische Pasquill — der Himmel weiß, zum wievielten Male — aufgeführt wurde, erschien unter den Zuschauern auch Saint Germain, um sich an dem Dichter, der ihn auf die Bühne gebracht, als Mann von Geist zu rächen. Im ganzen Theater lachte Niemand lauter und herzlicher, als der Graf; er beklatschte die trockenste Anspielung, den fadesten Witz, das abgeschmackteste Bonmot. Nach der Vorstellung begab er sich auf die Bühne, um dem Darsteller des Nostradamus, einem einfältigen Possenreißer, der die äußere Maske des Grafen glücklich nachgeahmt hatte, tausend Artigkeiten über die glückliche Auffassung und meisterhafte Durchführung seines Charakters zu sagen.

„Sie haben mich entzückt,“ sprach der Graf, „ich habe zwischen Ihnen und mir nur einen einzigen, winzigkleinen Unterschied bemerkt . . .“

„Und der wäre?“ fragte der geschmeichelte Scaramuz.

„Sie haben das Glück, krumme Beine zu haben; ich hingegen habe leider gerade, wie Sie sehen.“

Der arme Teufel stand bestürzter als ein begossener Pudel da, um so mehr beschämt, weil er nicht wußte, was er darauf erwidern sollte.

Den Dichter aber bestrafte der Graf noch viel empfindlicher; er schrieb ihm am andern Morgen ein Briefchen folgenden Inhalts:

„Herr Taconet hat mir die unschätzbare Ehre erwiesen, meine unbedeutende Person auf die Bühne zu bringen und durch die geistreiche Art und Weise, wie er meinen manchem Dummkopfe unbegreiflichen Charakter hingestellt hat, mir so viel Erheiterung verschafft, daß ich mich verpflichtet halte, ihm dafür meinen herzlichsten Dank abzustatten. Herr Taconet empfange in der Nebenlage beiliegende Kleinigkeit als ein Zeichen der Bewunderung seines aufrichtigen Verehrers Saint Germain.“

Diese Kleinigkeit war eine mit Diamanten besetzte Tabatière im Werthe von 2000 Francs. Hatte Frau von Pompadour nicht vollkommen Recht, als sie sagte: der Graf wirft mit Diamanten um sich, als ob es Kieselsteine wären?

Bald nachher erschien unter dem Titel „Cent et une piperies ou dictionnaire des fous“ — ohne Angabe des Druckorts — ein Pamphlet, das ein alphabetisch geordnetes Verzeichniß aller berühmten und berüchtigten Charlatane enthielt und worin auch der Name des Grafen Saint Germain figurirte.

Auf Befehl der Marquise wurde die Brochüre sofort confiscirt.

XXXI.

Trotz all' jener kleinlichen Anfeindungen des Neides stieg der Graf immer mehr und mehr in der Gunst des Königs und der Frau von Pompadour, die seine Tinctur fortbrauchte in dem festen Glauben und der frohen Ueberzeugung, daß sie von Tag zu Tage sich verjünge. Saint Germain war so allmälig ihr liebster Freund und Angioletta ihre Vertraute geworden, die zu jeder Stunde des Tages bei der Marquise freien Zutritt hatten und bald auch die Lieblinge des ganzen Hofes wurden, der Graf seines Geistes, die Gräfin ihrer Schönheit willen.

Trotzdem war der Graf nicht glücklich. Seit seiner Ankunft in Paris quälte ihn eine geheime Furcht, die er früher nicht gekannt, eine Furcht, der er nicht Meister werden konnte, die Furcht, daß Angioletta, die viel jünger war als er, bethört durch die Schmeichelworte der Höflinge, welche, Stümper in allem Andern, aber Meister in der Kunst, Frauenherzen zu verführen, ihm früher oder später untreu werden könnte.

Diese Furcht vor der Untreue hat die Eifersucht, eine Leidenschaft erzeugt, die fast in jeder Ehe dem ältern Theile der beiden Gatten als moralischer Krankheitsstoff anklebt, der das Glück des ehelichen Lebens verpestet und es dem andern Theile fast unerträglich macht. Montaigne nennt die Eifersucht das unvernünftige Laster, das nicht nur Menschen, sondern auch Thiere quält. Als sich der Hirte Chratis, wie Aelian erzählt, in eine Ziege verliebt hatte, stieß ein verliebter Bock dem schlafenden

Hirten aus Eifersucht den Kopf ein. Je vernünftiger der Mensch, desto weniger ist er eifersüchtig. Lucull, Cäsar, Pompejus, Antonius, Cato und andere große Römer nahmen sich als Männer von Geist, als Leute von Welt, die Untreue ihrer Weiber nicht zu Herzen; nur der einfältige Lepidus grämte sich, wie Plutarch berichtet, darüber zu Tode. Der Prophet Mahomet, eifersüchtig auf die Schönheit seiner Frauen, erließ im Namen Gottes ein Gesetz, daß alle Weiber, die mit fremden Männern reden, ihr Gesicht verschleiern müssen.

Graf Saint Germain, wahrlich kein Lepidus, war, trotz seines großen Verstandes, eifersüchtiger als Shakespeare's Othello und Calderons Don Guitierre, denn er wußte, daß weder Pflicht noch Schleier, weder Wort noch Schwur, weder Schloß noch Riegel einen Mann vor der Untreue seines Weibes schützen.

Aus Furcht vor Verführung hatte er Angioletta, bevor er sie bei Hofe eingeführt, den heiligsten Eid abgenommen, Keinem zu gestehen, daß sie seine Gattin sei. Sie hatte ihm auf's Crucifix schwören müssen, der Welt gegenüber Nichts als seine Schwester zu sein; und dies Alles darum, weil er sich als Bruder sicherer in ihrem Besitze glaubte, wie als ihr Gatte.

Die Einzigen, denen das Geheimniß ihrer Vermählung bekannt war, waren der Abbé von Voisenon, der taube Schloßdiener und Freund Benjamin. Dem Ersteren hatte er gleich nach vollzogener Trauung das Ehrenwort abgenommen, das Geheimniß Keinem zu verrathen; der

Taube hatte den Namen der Getrauten nicht gehört, und Benjamin, der treue Diener seines Herrn, war verschwiegen wie das Grab. Ganz Paris, ganz Versailles, ja alle Welt hielt also die Gattin für die Schwester des Grafen.

XXXII.

Seitdem waren drei volle Monate verflossen.

Frau von Pompadour war jetzt, wo sie sich wieder die Reize neuer Jugend zutraute, von dem heißen Verlangen beseelt, die Liebe des Königs, dessen Herz, das Veränderung liebte, ihr gegenüber mehr und mehr erkaltete, sich von Neuem zu gewinnen. Weil sie aber alle Versuche, dieses Ziel auf natürlichem Wege zu erreichen, an der Gleichgiltigkeit Ludwigs scheitern sah, beschloß sie Trost und Hilfe bei dem Grafen zu suchen und zu Zaubermitteln ihre Zuflucht zu nehmen, um dem Herzen des Monarchen neue Liebesgluth einzuflößen.

Die Alten, die noch genug Aberglauben besaßen, um an die abenteuerlichsten Wunder zu glauben, brauten, wie manchem meiner Leser bekannt sein wird, Philtra oder Liebestränke, wodurch sie dem Gegenstande ihrer Anbetung Gegenliebe wie Pockengift einzuimpfen hofften. Der Italiener Porta erzählt uns Wunderdinge von der Wirkung des Hippomanes, einer schwarzen Haut, die, von der Größe einer getrockneten Feige, auf der Stirne neugeborener Füllen wuchs und, von den Griechen zu Pulver verbrannt und im Blute des Liebenden aufgelöst, als Philtron gebraucht wurde. Auch die Römer

wußten Liebestränke zu bereiten. Lucullus, der König aller Schlemmer, soll durch einen dieser Liebestränke sein Herz, seinen Verstand und — was noch viel schlimmer als Beides war — seinen beneidenswerthen Appetit und sein genußreiches Leben eingebüßt haben. Gleiches Unglück hatte auch der Dichter Lucretius, der sich im Liebeswahnsinn das Leben nahm. Apulejus, der Dichter des „goldenen Esels", soll das Herz der alten reichen Pudentilla durch ein Philtrum gewonnen haben, das aus Spargel, Krebsschwänzen, Fischlaich, Taubenblut und der Zunge des fabelhaften Vogels Jynx zusammengesetzt war. Aerzte und Alterthumsforscher haben diese Liebestränke in den Kreis ihrer Forschungen gezogen und viele gelehrte Abhandlungen darüber geschrieben.[1]) — Im Mittelalter und in späterer Zeit wollte man durch Amulette und Talismane, durch Ringe und Münzen mit magischen Inschriften die Herzen im Sturme erobern, und auch darüber giebt es einige interessante Werke.[2]) In Frankreich existirt der Aberglaube, man könne sich geliebt machen,

[1]) Für Freunde literarischer Curiositäten führe ich blos folgende drei an: J. F. Henckel's Dissertatio de Philtris, Francf. 1690. A. Vater, de philtris propinatis aliisve modis applicatis, Witteb. 1706. C. G. Stenzel, de philtris rite examinandis et dijudicandis, Witteb. 1726.

[2]) V. E. Loescher et J. S. Koblig, Dissertatio antiquaria de Talismanibus, Witteb. 1697. 4. P. F. Arpe, de prodigiosis naturae et artis operibus, Talismanes et Amuleta dictis, Hamb. 1717. 8. Abhandlung von den Talismans, Sorau 1763. 8. Geschichte der talismanischen Kunst, Germanien 1792. 8.

wenn man auf seinem Herzen den Kopf eines Hühnergeiers trüge oder wenn man dem geliebten Gegenstande das letzte Haar eines Fuchsschwanzes zu verschlucken gäbe. Wenn das letzte dieser beiden sympathetischen Mittel dann und wann nichts geholfen haben mag, so lag die Schuld wohl nur daran, daß man das unrechte Haar erwischt, denn welcher Teufel kann wissen, welches Haar gerade das letzte am Fuchsschwanze ist. Ein anderes Geheimniß, sich heiße Liebe zu erringen, habe ich im ersten Jahrgange des Narrenalmanachs (Seite 77) angeführt. Ein noch viel einfacheres Mittel, welches Collin de Plancy[1]) angiebt, lautet: „Trage auf der Brust ein Pergamentblatt mit der Zauberformel Autos † a Aorto † Noxio † Bay † Gloy † Aperet.“ Man kann das Mittel versuchen. Hilft es nicht, so hat es wenigstens das Gute, daß es durchaus nichts schadet, was man gewiß nicht jedem Recepte nachrühmen kann. — Nach meiner Ansicht giebt es für Frauen, welche Männerherzen erobern wollen, nur ein untrügliches Mittel, das in dem ganz einfachen Geheimniß besteht, die Männer en canaille zu behandeln. Für Männer bleibt das sicherste Mittel, sich die Herzen der Frauen zu gewinnen, der gute Rath, den ihnen Goethe giebt und der also lautet:

„Geh' den Weibern zart entgegen,
Du gewinnst sie auf mein Wort!
Doch wer kühn ist und verwegen,
Kommt fürwahr noch besser fort.“

---

[1]) Dictionnaire infernal, Par. 1825. Tom. I. pag. 142.

XXXIII.

„Theurer Freund," sagte eines Morgens Frau von Pompadour zum Herrn von Saint Germain, als sie im Schlosse zu Choisy mit ihm allein und ungestört war, „ich überzeuge mich täglich, stündlich mehr und mehr von der Allmacht Ihres Zaubermittels und habe nun eine Bitte an Sie . . ."

„Die ich zu errathen glaube. Sie haben die ersten zehn Phiolen ausgebraucht und wünschen nun . . ."

„Zehn neue . . ."

„Die ich Ihnen aber dann nur ablassen kann, wenn Sie mir, gnädige Frau, schriftlich das Zeugniß ausstellen, daß Sie sich, was Sie mir bereits mündlich zugestanden, von der guten Wirkung meines Arcanums überzeugt haben . . ."

„Und warum schriftlich, lieber Graf?"

„Weil es mein Grundsatz ist, mein Mittel nur an Solche zu verkaufen, die sich davon nicht getäuscht glauben, weil mir ferner ein schriftliches Zeugniß als Waffe gegen manchen Zweifler und als neuer Beleg für die Untrüglichkeit meiner Arzeneien dient."

„Sie wissen, lieber Graf, daß ich jeden Ihrer Wünsche gern erfülle," sagte die Marquise, setzte sich an ihren Schreibtisch und stellte ihm das gewünschte Zeugniß aus. „Ist's so recht?" fragte sie, ihm das Blatt reichend.

„Ça suffit," sagte Saint Germain, das Blatt zusammenfaltend und in sein Portefeuille steckend.

„Ich komme nun mit einer zweiten Bitte, lieber Graf. Haben Sie auch diese schon errathen?“

„Halb und halb,“ erwiderte der Graf mit schlauem Lächeln. „Irre ich nicht, so betrifft das, was Sie wünschen, den König ...“

„Errathen, theurer Freund. Der König ...“

„Wird tagtäglich kälter gegen Sie ...“

„Ach Graf, haben auch Sie das schon bemerkt? Ich ahne ...“

„Daß sich sein Herz einer Andern zugewendet ...“

„Und glauben Sie, daß meine Furcht gegründet ist?“

„Ich fürchte, daß wir Grund zum Fürchten haben ...“

„Und kennen Sie vielleicht den Gegenstand seiner Neigung?“

„Ach, leider bin ich nicht allwissend ...“

„Sie vermuthen aber ...“

„Daß es eine Dame sei ...“

„Graf, wollen Sie grausamen Scherz mit meiner Neugier treiben?“

„Sie haben mich, gnädige Frau, nicht ausreden lassen. Ich vermuthe, wollte ich sagen, daß es eine Dame sei, die ...“ Saint Germain hielt plötzlich inne ...

„Weiter, weiter!“

„Eine Dame, die wir Beide kennen, eine Dame, die ...“

„Graf, Sie spannen mich auf die Folter ...“

„Schön wie der Tag und kalt wie die Nacht ...“

„Und ihr Name?“ fragte die Marquise ängstlich gespannt.

„Gräfin . . . d'Estrade.

„Diesmal irren Sie, lieber Graf. Ich kenne den Geschmack des Königs besser als Sie, theurer Freund, und weiß aus seinem eigenen Munde, daß die Schönheit der Gräfin d'Estrade ihn — Dank dem Himmel! — gänzlich kalt läßt."

„Frauen haben in diesem Punkte einen schärfern Blick als wir Männer. Vielleicht sind Sie glücklicher im Errathen des Gegenstandes seiner Neigung . . ."

„Ach, lieber Graf, auch ich bin nicht allwissend . . ."

„Doch haben Sie vielleicht Vermuthungen . . ."

„Daß meine geheime Nebenbuhlerin eine Dame ist, die . . ." jetzt hielt die Marquise inne.

„Pardieu, Sie machen mich neugierig . . ."

„Eine Dame, die uns Beiden bekannt ist, eine Dame, die . . ."

„Ich bitte, fahren Sie fort . . ."

„Schön wie der Tag und verlockend wie die Nacht . . ."

„Und ihr Name?"

„Gräfin . . . Saint Germain!"

„Saint Germain!" wiederholte der eifersüchtige Gemahl Anfangs sehr bestürzt, bald aber wieder ganz gefaßt. „Nein, nein, Sie irren, Frau Marquise," fügte er mit etwas erzwungenem Lachen hinzu. „Ich kenne den Geschmack meiner Schwester besser als Sie, gnädige Frau, und weiß aus ihrem eigenen Munde, daß die Freundlichkeit des Königs — Dank ihrer Klugheit! — sie ganz kalt läßt."

„Vielleicht aber ist es gerade ihre Kälte, die seine

Gluth anfacht. **Vous savez bien, que les extrêmes se touchent.**“

„Beruhigen Sie sich, Frau Marquise, von dieser Seite droht uns keine Gefahr... ich bürge Ihnen für die Tugend meiner Schwester.“

„Auch ich, lieber Graf, halte meine Freundin unfähig eines solchen Verrathes an mir; doch glaube ich in der That in letzterer Zeit bemerkt zu haben, daß der König Gräfin Angioletta lieber als alle Damen seines Hofes sieht und sie bei jeder Gelegenheit mehr als alle Andern auszeichnet. Freund, theurer Freund,“ fuhr sie fort, „ich muß Sie und Ihre Kunst auf eine neue Probe stellen. Herr von Bernis schrieb uns — ich habe seinen Brief auch dem Könige mitgetheilt — Sie hätten von einem florentinischen Wahrsager, Cosmo Ruggieri, das wunderbare Geheimniß erlernt, magische Wachsbilder anzufertigen, welche die Zauberkraft besitzen, dem Geliebten Gegenliebe einzuflößen. Sie sollen erst unlängst in Genua einen Versuch gemacht haben, der...“

„Dank der Kunst meines großen Meisters, mir vollständig geglückt ist.“

„Ich bitte, Graf, erzählen Sie...“

„Vor einem Jahre machte ich die Bekanntschaft des Dogen Grimaldi; er liebte eine französische Schauspielerin, welche Thisbe hieß und schön wie ein Engel, aber kokett wie der Teufel war und seinen Wünschen mehr aus Berechnung als aus Abneigung hartnäckig widerstand. Der Aermste klagte mir seine Leiden; ich versprach ihm Bal-

sam für seine Wunde, fertigte Thisbe's Bildniß in Wachs und schenkte meinem Freunde eine geweihte Nadel, mit der er ihrem Bilde allnächtlich mit dem Glockenschlage Zwölf drei Stiche in's Herz geben mußte. Nach Verlauf von sechs Wochen öffnete sich eines Nachts, als sich der Doge schlaflos auf seinem Lager wälzte, die Thür, durch die eine verschleierte Frauengestalt eintrat. »Wer bist Du?« rief Grimaldi, von süßer Ahnung durchzittert. »Thisbe,« flüsterte die Besiegte und warf ihren Schleier ab...“

„Und der Doge?“

„Schenkte mir am andern Morgen zwanzigtausend Scudi.“

„Danken Sie dem Himmel, lieber Graf, daß Sie nicht in Spanien leben; dort hätte die heilige Inquisition Sie schon längst als Hexenmeister verbrennen lassen, eine Strafe...“

„Die ihr wahrlich eben so wenig genützt, als mir geschadet hätte...“

„Wie so?“

„Sie werden lächeln, wenn ich Ihnen sage, daß ich unverbrennlich wie ein Salamander bin.“

„Sie scherzen, Graf!“

„Erlauben Sie mir, Sie von der Wahrheit meiner Aussage sogleich zu überzeugen,“ erwiderte der Wundermann, griff in den Camin hinein und holte langsam mitten aus dem hellodernden Feuer eine Handvoll glühender Kohlen hervor, die er lächelnd auf der flachen Hand verbrennen ließ.“

„Ma foi, ich fange an mich vor Ihnen zu fürchten," erwiderte Frau von Pompadour mit einem Tone, der halb wie Scherz und halb wie Ernst klang.

„Zittern Sie nicht, gnädige Frau. Das, was Sie soeben gesehen haben, ist keine Zauberei, sondern nichts als ein harmloses Kunststückchen, das mir in Spanien der letzte aller Ensalmadores nachmacht."

„Ei, was sind diese Leute?"

„Windbeutel, die sich brüsten, von der heiligen Catharina abzustammen, arme Teufel, welche siedendes Oel verschlucken, auf glühenden Kohlen herumspazieren, in glühenden Backöfen, auf angezündeten Scheiterhaufen bivouakiren und niemals Feuer fangen; harmlose Künste, durch die jetzt der Engländer Richardson und der Italiener Lionetti die einfältige Welt in Erstaunen setzen."

„Kehren wir zu Wichtigerm zurück. Graf, ich bitte, ich beschwöre Sie, für mich ein Wachsbild des Königs anzufertigen . . ."

„Auch diesen Wunsch, gnädige Frau, will ich erfüllen; doch zur Bereitung des magischen Wachses bedarf ich . . ."

„Blut?"

„Nicht einen Tropfen!"

„Gold?"

„Das ist Nebensache."

„Was sonst?" fragte die Marquise außerordentlich gespannt.

„Eine Locke Ihres Haares."

„Weiter nichts?" meinte Frau von Pompadour, er=

griff hastig eine Scheere und schnitt sich einen Büschel Haare ab.

„Das genügt,“ sagte der Graf, nahm die Locke und schob sie in seine Brieftasche.

„Und glauben Sie mir gleichen Erfolg, wie dem Dogen Grimaldi, versprechen zu dürfen; glauben Sie mir in der That verbürgen zu können, daß es mir gelingen werde, von Neuem die Liebe des Königs zu gewinnen?“

„Ich hoffe, gnädige Frau!“

„Nous verrons,“ lächelte die Marquise seelenvergnügt und reichte ihm ihre Hand.

„Nun aber hat auch der treueste Ihrer Diener eine Bitte an Sie,“ sagte der Graf, ihre Hand in der seinen haltend.

„Und diese Bitte ... wie lautet sie?“

„Vergessen Sie nicht den armen Herrn von Bernis.“

„Gut, daß Sie mich an ihn erinnern. Wir wollen ihn so schnell als möglich nach Paris berufen und ihm das Portefeuille unserer auswärtigen Angelegenheiten anvertrauen.“

„Dank, tausend Dank!“ sprach Saint Germain und drückte einen langen, heißen Kuß auf ihre Hand.

XXXIV.

Am andern Morgen erhielt der Graf eine Einladung nach Versailles. Diesmal war es der König, der ihn allein und ungestört zu sprechen wünschte. Ludwig XV. empfing ihn mit der herablassendsten Güte.

„Graf," fragte der Monarch, „sind Sie verschwiegen?"

„Wie ein Grab."

„Eh bien, dann darf ich Ihnen ein Geheimniß anvertrauen, das mich seit einiger Zeit sehr beunruhigt. Ich liebe, Graf, doch fehlt es mir an Muth, Ihnen zu sagen, wen ich liebe..."

„Sire, dies Geständniß ist auch nicht mehr nöthig, denn ich habe den Gegenstand Ihrer Neigung längst errathen..."

„Unglaublich, Graf..."

„Und dennoch wahr. Ew. Majestät lieben meine... Schwester."

„Mann, sind Sie denn wirklich allwissend?"

„Leider weiß ich manchmal mehr, als mir zu wissen lieb ist."

„Gräfin Angioletta ist das schönste Weib in ganz Frankreich," betheuerte der König in der Gluth der Leidenschaft, in der Erinnerung an ihre Schönheit seine Fingerspitzen küssend. „Ich liebe sie mit der ganzen Gluth meiner Seele, liebe sie..."

„Mehr noch als Frau von Pompadour?" unterbrach ihn Saint Germain mit schlecht verhehlter Bitterkeit.

„Die Marquise ist meine Freundin, die ich achte, schätze und verehre, zum Lieben aber ist sie schon zu alt..."

„Frau von Pompadour verjüngt sich mit jedem Tage und..."

„Bleibt doch... entre nous soit dit... immer die Alte. Ich bin, aufrichtig gesagt, ein geschworener Feind

des ewigen Einerlei's und liebe Abwechselung in Allem. Liebt nicht auch Gott die Veränderung? Schuf er nicht den Wechsel der Jahreszeiten? Und sind wir nicht das Ebenbild Gottes? Ein immerwährender Frühling würde uns bald zu Tode langweilen, um wieviel eher ein ewiger Winter. Frauen aber, die einmal das Cap dreißig passirt, haben den Aequator ihres Lebens erreicht und keinen Anspruch mehr auf unsere Liebe. Ich ehre in Frau von Pompadour eine Freundin, die mich oft mit gutem Rathe unterstützt, aber lieben, lieben kann ich nur Ihre Schwester ..."

„Und wohin, Sire, soll diese Liebe führen?"

„Mit Ihrer Hilfe, hoffe ich, zu meinem Ziele."

„Ew. Majestät nähren eine Hoffnung, die sich nie erfüllen wird ..."

„Und dennoch hoffe ich ..."

„Sire, hat das Betragen meiner Schwester Ew. Majestät Grund zu dieser Hoffnung gegeben?"

„Das nicht, lieber Graf. Fräulein Angioletta scheint alle Aufmerksamkeiten, die ich ihr erweise, absichtlich nicht bemerken zu wollen; sie bleibt unveränderlich kalt und ernst, aber trotz alledem gebe ich nicht die Hoffnung auf, früher oder später einen Eindruck auf ihr Herz zu machen, wenn Sie, theurer Graf, mir dabei behilflich sein wollen ..."

„Ich Ew. Majestät dabei behilflich sein?" fragte Saint Germain, dem es Anstrengung kostete, seine Fassung zu behaupten.

„Muß Ihnen das Glück Ihrer Schwester, Ihrer ein-

zigen Schwester, wie Sie uns gesagt, nicht mehr als Ihr eigenes am Herzen liegen? Und will ich denn etwas Anderes, als Angioletta's Glück? Wir wollen, wenn sie ein Herz voll heißer Liebe, das wir zu ihren Füßen niederlegen, nicht grausam von sich stößt, sie schnell von Stufe zu Stufe, zur höchsten Sprosse des Glanzes emportragen, wollen sie zum Hoffräulein, zur ersten Ehrendame der Königin, zur Marquise, zur Herzogin und einst, wenn unsere vielgeliebte Gattin, Maria Leszinska, die seit Jahren fortwährend kränkelt, ihre lebensmüden Augen schließt, zu unserer neuen Gemahlin, zur Königin von Frankreich, zum Schutzgeist des schönsten Thrones der ganzen Christenheit erheben."

„Aber wie und wodurch, Sire, soll der Bruder Ihnen Vorschub leisten?" fragte der Graf, der nun die Miene annahm, als hätten die glänzenden Aussichten, die der König der Gräfin eröffnet, ihn günstiger für dessen Liebesantrag gestimmt.

„Frau von Pompadour hat mir den Brief des Herrn von Bernis mitgetheilt; er rühmt Ihnen tausend Wunder nach, die alle so unbegreiflich scheinen, daß mir nur eine Wahl übrig bleibt, entweder gar Nichts oder Alles zu glauben. Ich habe mich vorläufig für das Letztere entschlossen und will, Ihrer Schwester zu Liebe, Alles glauben. Sie besitzen die Macht, magische Wachsbilder zu bereiten, denen Sie die Zauberkraft verleihen können, der Geliebten Gegenliebe einzuflößen. Auch dieses Wunder will ich — wie unglaublich es auch ist — Ihnen den-

noch glauben und es so lange für wahr halten, bis ich mich vom Gegentheile überzeuge. Ist Ihre Kunst keine Lüge, dann geht mein Wunsch in Erfüllung: dann wird Ihre Schwester mich lieben, und ich werde ewig Ihr dankbarer Schuldner bleiben, der auch Sie von Stufe zu Stufe, zum ersten meiner Minister, zum Nächsten meines Thrones, erheben wird; beruht Ihre Kunst aber nur auf Täuschung und Lüge, dann wird Ihre Schwester meine Wünsche nicht erhören, dann werde ich Sie — offen herausgesagt — für einen Charlatan und Betrüger halten und Sie als solchen dem Arme der Gerechtigkeit, der Strafe des Gesetzes überliefern, denn Graf Saint Germain soll sich niemals rühmen dürfen, König Ludwig XV. ungestraft dupirt zu haben. Nun, Graf," fuhr der König nach kurzer Pause fort, „wollen Sie die Probe bestehen, wollen Sie mich von der Wahrheit Ihrer Wunder überzeugen oder nicht?"

„Ich will, ich will!" antwortete Saint Germain stolz und entschlossen.

„Und wann erhalte ich das magische Bild?"

„In längstens vier Wochen."

„Wie, erst so spät?"

„Zur Bereitung dieses Bildes brauche ich Zeit und ungestörte Ruhe, die ich im Lärme der Hauptstadt und am Hofe von Versailles vermisse; ich werde mich auf's Land begeben."

„Erlauben Sie mir, lieber Graf, Ihnen eines meiner Schlösser anzubieten. Gefällt es Ihnen, so will ich Ihnen

eine Wohnung in Chambord einräumen; dort sind Sie ungestört ..."

„Sire, ich nehme das Anerbieten dankbar an ..."

„Ihre Schwester kann unterdessen in Versailles oder ..."

„Gräfin Saint Germain, Sire, entfernt sich nie von ihrem Bruder ..."

„Nun, nehmen Sie sie meinetwegen nach Chambord mit. Noch heute werde ich Ihnen einstweilen 100,000 Francs zur Reise und Einrichtung auszahlen lassen, aber wohlgemerkt, Herr Graf, wenn Sie nach Verlauf von vier Wochen nicht mit ihr nach Versailles zurückkehren, wenn Sie bis zu dieser Frist nicht ihr Bildniß an mich abliefern, so lasse ich Sie in allen fünf Welttheilen durch Steckbriefe verfolgen und ruhe nicht eher, als bis Sie sich in den Händen meiner Justiz befinden. Nun, lieber Graf, reisen Sie mit Gott und allen Heiligen nach Chambord und lassen Sie sich dort die Zeit nicht zu lang werden. Tausend Grüße an Ihre Schwester."

„Sire, ich werde nicht ermangeln, mich des schmeichelhaften Auftrages gewissenhaft zu entledigen, doch habe ich vor meiner Abreise nach Chambord noch eine Bitte an Ew. Majestät."

„Lassen Sie hören ..."

„Geruhen Ew. Majestät, Frau von Pompadour mit mehr Aufmerksamkeit als in letzterer Zeit zu behandeln, damit sie den Argwohn, den ihr Scharfblick auf meine Schwester geworfen hat, wieder fallen lasse und in ihr nicht die begünstigte Nebenbuhlerin erblicke; sonst, Sire,

scheitert alle meine Kunst an der Eifersucht der Frau Marquise ..."

„Ich bin mit dieser Vorsicht vollkommen einverstanden und gebe Ihnen mein königliches Wort, daß ich von heute an gegen Frau von Pompadour mich freundlicher und liebreicher als jemals zeigen will."

„Dann, Sire, gelingt unser Plan," sprach der Graf und nahm Abschied.

XXXV.

Am andern Morgen überreichte Saint Germain seiner hohen Beschützerin das in Wachs gegossene Bild des Königs mit der streng eingeschärften Vorsicht, dasselbe so geheim als möglich zu halten, denn sähe es Seine Majestät, dann wäre aller Zauber geschwunden und der ganze Plan vereitelt. Dann verabschiedete er sich auch bei ihr und reiste noch an demselben Tage mit Angioletta und Benjamin nach Chambord ab.

Der König hatte ihm dort denselben Flügel eingeräumt, den früher der Marschall Moritz von Sachsen bewohnt und in welchem der Sieger von Philippsburg seinen Geist aufgegeben hatte. Das Schloß, von Franz I. erbaut, ist eins der großartigsten von ganz Frankreich. Achtzehnhundert Menschen sollen über zwölf Jahre daran gebaut haben. Es ist von einer acht Stunden langen Mauer umgürtet und enthält 440 Zimmer. In einem derselben, welches das Arbeitscabinet des Marschalls gewesen war, erblickte der Graf zwei Frauen-Bilder.

„Beide sind mir bekannt," sagte Saint Germain zu

seiner Gemahlin, die hier ihr Schlafgemach aufschlug; „die eine dieser beiden Frauen war die Mutter des Marschalls, die schöne Gräfin Aurora von Königsmark, eine der unzähligen Geliebten Friedrich Augusts II. von Sachsen, der mit all' seinen Maitressen, wie ich aus dem Munde der Markgräfin von Baireuth weiß, nicht weniger als dreihundertvierundfünfzig uneheliche Kinder erzeugt und darum den Beinamen des Starken erhalten hatte; die andere Dame ist die Geliebte des Marschalls, die einst weltberühmte Schauspielerin Adrienne Lecouvreur, die Tochter eines armen Hutmachers aus Fismes in der Champagne, die ich von Jugend auf gekannt habe. Ich war Zeuge ihres Triumphes, als sie Freitag am 14. Mai 1717 als Elektra in dem Trauerspiele gleiches Namens in Paris zum ersten Male die Bühne betrat. Als der Graf von Sachsen, zum Herzoge von Kurland ernannt, sich in drückender Geldverlegenheit befand, versetzte sie ihren ganzen Schmuck, ihre ganze Garderobe und all' ihr Mobiliar und schickte ihm 40,000 Livres. Sie starb am 20. März 1730 in einem Alter von vierzig Jahren. Dies Bild hat Nicolas Coypel kurz vor ihrem Tode gemalt. Da sie auf dem Sterbebette ihre Kunst nicht verfluchen wollte, wurde sie von den elenden Pfaffen excommunicirt und, fern von geweihter Erde, in der Nähe eines Entenpfuhls eingescharrt," sagte der Graf und wischte eine große Thräne aus seinem Auge.

„Joseph," sprach Angioletta, „ich habe Dich niemals so bewegt gesehen, als jetzt vor diesem Bilde."

„Adrienne wird mir unvergeßlich bleiben,“ sprach er mit einem tiefen Ausdrucke des Schmerzes und fügte dann, als er auf den Zügen der Gräfin einen Anflug von Neugier gewahrte, kalt und mechanisch „als Phädra“ hinzu. „In diesem Zimmer,“ fuhr er nach einer Pause fort, „verlebte der Marschall von Sachsen die glücklichsten Tage, hier schwelgte er in ihren Armen, hier schrieb er seine „Rêveries,“ hier starb er, am 30. November 1750, in einem Alter von 54 Jahren. Nicht d'Alembert, ich war es, der ihm die Grabschrift gedichtet:

„Rome eut dans Fabius un guerrier politique,
Dans Annibal Carthage eut un chef héroique,
La France plus heureuse avait dans ce Saxon
La tête du premier et le bras du second.“

„Du scheinst an dem Schicksal des Grafen einen ganz besondern Antheil genommen zu haben.“

„Ich liebte ihn, obgleich ich Ursach' hatte, ihn zu hassen. Der Marschall war ein Lutheraner. Als die Königin von Frankreich die Nachricht von seinem Tode erhielt, sagte sie mit Thränen in den Augen: »Es ist traurig, daß wir nicht ein „de profundis“ anstimmen dürfen für einen Helden, dem unser Frankreich manches „Te deum“ zu verdanken gehabt.«“

„Und warum haßtest Du diesen Mann?“ fragte Angioletta.

„Weil er der Einzige war, der mir in diesem Leben weh' gethan!“

„Joseph, Du sprichst in Räthseln, die ich mir nicht erklären kann.“

„Laß die Todten ruhen, mein liebes, süßes Weib,“ sprach der Graf und drückte sie zärtlich an sein Herz.

XXXVI.

Die gute Stadt Paris, die seit Monaten so unendlich viel von den Hexereien des „ewigen Juden“ gehört hatte, war bald mit sich einig geworden, daß Saint Germain ein Schwarzkünstler sei, der all' diese blauen und rothen, gelben und grünen, schwarzen und weißen Wunder mit Hilfe jener geheimnißvollen Wissenschaft vollbringe, welche den Namen „Kabbala“ führt.

Kabbala, wißbegieriger Leser, ist die wunderbare Lehre, die heiligen Worte der Bibel zu zersetzen und aus der Zersetzung der todten Buchstaben den lebendigen Geist, den geheimnißvollen Sinn der heiligen Schrift herauszufinden. Die Kabbala — ein hebräisches Wort, das Ueberlieferung bedeutet — soll dem Sterblichen, der ihre Schleier zu lüften versteht, alle Geheimnisse des Himmels überliefern, alle Mysterien der Schöpfung offenbaren und dem Menschen die gottähnliche Macht verleihen, alle Gestirne des Himmels und alle geheimen Kräfte der Erde zu Leibeigenen seines Geistes, zu Sclaven seines Willens, zu Vollziehern seiner Befehle zu machen. Mit Hilfe aller ihm dienstbaren Geister soll er jedes ihm beliebige Wunder vollbringen, die geheimsten Gedanken des menschlichen Herzens errathen, in den Sternen das Schicksal

seiner Nebenmenschen lesen, zukünftige Dinge voraussagen, Träume deuten, alle Elemente beherrschen, alle Krankheiten heilen, Todte wieder ins Leben zurückrufen, kurz selbst das Unmöglichste möglich machen können — eine köstliche Kunst, eine unbezahlbare Wissenschaft, die gewiß Jeder von uns sich anzuzeignen wünscht.

Diese Kabbala — ein poetischer Auswuchs der chaldäischen Philosophie, welche die Juden aus ihrer babylonischen Gefangenschaft in ihre Heimath mitgeschleppt — ist nach der Behauptung der gelehrten Rabbinen so alt als die Welt. Schon Adam soll von dem Engel Raziel eine Schrift empfangen haben, die ihm alle Geheimnisse der Natur entschleiert und ihn in die Lehre eingeweiht haben soll, sich zum mächtigen Gebieter aller guten und bösen Geister zu machen. All' diese Geheimnisse, die auch dem Patriarchen Abraham bekannt gewesen sind und mit deren Beistande, tausend Jahre später, der weise König Salomo sich seine kabbalistischen Talismane, den Ring, die Clavicula,[1]) den Schem Hamphorasch,[2]) angeeignet haben soll, wurden von dem gelehrten Rabbi Joseph Ben

---

[1]) Ein Zauberbuch, von dem eine deutsche Uebersetzung u. d. T. Clavicula Salomonis et Theosophia pneumatica d. i. die wahre Erkenntniß Gottes u. s. w. gedruckt von Andreas Luppius, Wesel, Duisb. und Frankf. 1686. 4. erschien.

[2]) Der Name Gottes, der, den Inbegriff aller seiner Eigenschaften in sich fassend, nach Einigen aus 42, nach Andern aus 772 Buchstaben besteht, mit deren Hilfe Salomo alle Wunder verrichtet haben soll.

Akiba in ein Buch zusammengetragen, das „Jezirah“ hieß.[1]) Noch ausführlicher wurde diese Lehre von Rabbi Simeon Ben Jochai in seinem Werke „Sohar“[2]) entwickelt. Aber nicht blos Juden, auch Muhamedaner und Christen — unter Letzteren Marsilio Ficini, Giovanni Pico de la Mirandola, Heinrich Cornelius Agrippa von Nettesheim, Theophrastus Paracelsus von Hohenheim und viele andere gelehrte Narren und närrische Gelehrte, — widmeten sich dem Studium der Kabbala und trugen durch ihre Schriften nicht wenig dazu bei, den Glauben an die Wahrheit dieser Lehre bis auf die neueste Zeit fortzupflanzen.

Christoph Knorr von Rosenroth[3]) theilt die Kabbala in die theoretische und practische. Die erstere enthält die Lehre von Gott und dem Ursprung aller Dinge, von der Seele des Menschen vor und nach dem Tode, von den guten und bösen Geistern, die mystisch-allegorische Erklärung der heiligen Schrift, das Auffinden des geheimen Sinnes der biblischen Worte durch Zersetzung und Berechnung der hebräischen Buchstaben. Die letztere lehrt die Anwendung aller Naturgeheimnisse, die Vollbringung

---

[1]) Die erste lateinische Uebersetzung von G. Postel erschien zuerst: Paris 1552. 12. Eine neuere Uebersetzung ist von H. S. Rittangel, Amsterd. 1642. 4.

[2]) Die erste hebräische Ausgabe kam in Mantua, 1558—60, 3 Bde. 4. heraus.

[3]) Cabala denudata s. doctrina Hebraeorum transcendentalis, metaphysica atque theologica, Erf. 1677—84. 2 Bde. 4.

aller denkbaren Wunder durch das Schreiben oder Aussprechen gewisser Zauberworte, durch das Anrufen Jehovahs und das Beschwören aller ihm dienstbaren Geister. — Nach dem Abbé von Villars [1]) zerfällt die ganze Geisterwelt, nach den vier Elementen, in vier Hauptklassen: in Salamander, Nixen, Sylphen und Gnomen oder in Feuer-, Wasser-, Luft- und Erd-Geister, welche, nach Ansicht vieler Kabbalisten, nichts Anderes als die Seelen der Gestorbenen sind, die in den Sternen einen festen Körper annehmen, um sich den Augen der Lebenden zu offenbaren. — Nach der Meinung des Marquis d'Argens [2]) oder richtiger gesagt, nach dem Rathe, den der weise Kabbalist Abukibak seinem Schüler Ben Kibber ertheilt, muß Jeder, der sich mit der Geisterwelt in Verbindung setzt, allen Umgang mit Frauen meiden, weil sonst die Nymphen und Nixen eifersüchtig werden und ihre Gunst andern Sterblichen zuwenden!!! Wer in das dunkle Labyrinth der Kabbala, wer in den geheimnißvollen Schacht der Geisterwelt tiefer eindringen will, lese das erst vor Kurzem erschienene Werk von A. Franck. [3])

Doch zurück zum Grafen.

---

[1]) Le Comte de Gabalis, ou Entretiens sur les sciences secrètes, Lond. 1742. 2 Bde. 12. (deutsch, Berl. 1782. 8.)

[2]) Lettres cabalistiques. Lahaye 1741. 7 Bde. 12. (Deutsch von J. A. Tritt, Danz. 1773—77, 8 Bde. 12.)

[3]) Le Kabbale, ou la philosophie religieuse des Hébreux. Par. 1843. 8.

Der Aberglaube erfand täglich neue Märchen, von denen das eine toller als das andere war. Die Einen meinten, Saint Germain werde, wie Sokrates, von einem keinem Andern als ihm selbst sichtbaren Spiritus familiaris oder Schutzgeist begleitet, der für ihn alle Wunder verrichte. Andere glaubten, der Graf habe, wie Doctor Faust, seine Seele dem Teufel verschrieben unter der Bedingung, daß der „Gott sei bei uns" jeden seiner Wünsche erfülle. Noch Andere wärmten die alte Fabel von Agrippa von Nettesheim und dessen zwei dämonischen Hunden auf, von denen der eine „Monsieur" und der andere „Mademoiselle" geheißen und jeder seinem Herrn und Meister als Geist der Hölle gedient habe. Es gab Leute, die sich allen Ernstes in die Ohren raunten, sie hätten beim „ewigen Juden" einen schwarzen Pudel mit feurigen Augen und funkensprühendem Schweife gesehen, der auf den Namen Benjamin höre, auf Befehl seines Gebieters dann und wann die Gestalt eines jungen Menschen annehme, eigentlich aber nichts mehr und nichts weniger als der leibhaftige Satan sei. Hier erzählte man sich, Saint Germain habe sich, wie König Salomo, mit Hilfe eines Zauberringes alle Geister der Unterwelt dienstbar gemacht; dort wollte man aus ganz zuverlässiger Quelle wissen, er habe, wie Guevara in seinem bekannten Romane den hinkenden Teufel Asmodi, den bösen Geist Vitzliputzli in einen Flacon gebannt und ihm erst nach tausend Jahren willigen Gehorsams und treuer Dienste wieder die Freiheit versprochen. Einige wollten in Erfahrung ge-

bracht haben, daß das weibliche Wesen, das der Graf für seine Schwester ausgebe, eine ihn schützende Sylphide sei, die bei Tage, bald als hundertfarbiger Schmetterling, bald als buntschillernde Libelle, in der Luft umherfliege, sein Haupt umkreise und Nachts ihre Hülle abstreife, in seinen Armen ruhe und ihn auf den Flügeln der Liebe in den Himmel trage. Besser Unterrichtete wußten es aber ganz genau, daß Angioletta eine abscheuliche Wassernixe sei, die aus den Locken der Undinen, aus dem Haarschmucke der Sirenen alle Perlen und Korallen, und aus dem Schooße der Meere die Schätze aller im Schiffbruch gescheiterten Schiffe für ihn stehle, wofür er sie, trotz ihrer abschreckenden Häßlichkeit, zärtlich lieben müsse. Hier munkelte man, Saint Germain trage, wie der Bischof Albert der Große, in der goldenen Kapsel, die Tag und Nacht auf seiner Brust ruhe, ein Gamahé, eine Art Talisman, einen Stein bei sich, auf dem eine Schlange, die sich in den Schwanz beißt, und eine Zauberformel eingegraben sei, mit deren Hilfe er selbst das Unmögliche möglich mache; dort wisperte man, der Graf könne, wie jener jüdische Rabbi, dessen Name mir leider entfallen ist, Figuren aus Lehm formen, denen er blos ein Zauberwort auf die Stirn zu schreiben brauche, um diesen Klötzen, wie Pygmalion seiner Statue, Leben einzuhauchen. Solch ein bezauberter Klotz, von den Kabbalisten Golem genannt, besitze die Macht, ihm auf jede seiner Fragen Auskunft zu ertheilen und ihm jedes Geheimniß der Schöpfung zu verrathen, ein köstliches Factotum, das aber augenblicklich

in sein voriges Nichts zurückfällt, wenn der Meister ihm das geheimnißvolle Zauberwort von der Stirne wischt. — So ein Golem ist schon darum merkwürdig, weil es das einzige Geschöpf ist, das mächtiger als sein Schöpfer sein soll und sonach an das Ei erinnert, das klüger als die Henne sein will!

Das allerneueste Märchen, das — wunderbar genug — von allen den meisten Glauben fand, war die Sage, daß der Graf aus der stinkenden, narcotisch betäubenden und bizarr gestalteten Wurzel der Alraunpflanze (Atropa Mandragora) kleine, bärtige, teufelähnliche Figuren formen könne, die Alraunen genannt werden und die Zaubermacht besitzen sollen, noch allwissender als die hebräischen Golemim zu sein, vielleicht schon darum, weil ihr Name von All und runa (Alles wissen) abgeleitet wird. Der deutsche Aberglaube erzählt, daß die Wurzel, aus der man solch ein Zauberwesen bilden will, unter dem Galgen eines unschuldig Gehenkten wachsen und von einem schwarzen Hunde aus der Erde gezogen werden müsse. Der Hund werde dafür augenblicklich vom Teufel geholt. So ein Alraun — auch Gold-, Galgen- oder Erdmännchen, im Niederländischen Pisdifve oder Harnteufelchen, im Französischen und Italienischen Mandragora genannt — als heilbringender Hausgott verehrt — wird mit der größten Sorgfalt an einem geheimen Orte, in einem verschlossenen Kästchen aufbewahrt, das nur geöffnet werden darf, wenn man das Galgenmännchen um Rath befragen will, worauf es dann, theils durch Bewegung

mit dem Kopfe, theils mit vernehmlicher Stimme, auf alle Fragen Antwort ertheilt und die Zukunft prophezeit. Wenn man diese kleinen Teufel sorgfältig pflegt und sie jeden Sonnabend um die Mitternachtsstunde in Wein badet, beschützen sie vor Krankheit und Gefahren, bringen Glück im Spiel und in der Liebe, in Processen und andern Dingen, befördern die Fruchtbarkeit der Frauen, erleichtern deren Niederkunft und verrichten außerdem tausend andere Wunder. Dabei haben sie die gute Eigenschaft, daß sie noch hundertmal treuer als die Herren Pudel sind, niemals davon laufen und, selbst fortgestoßen und weggeworfen, ungerufen zu ihrem Herrn zurückkehren, was Einigen etwas zudringlich, Andern sehr anhänglich erscheinen wird. Mit Hilfe eines solchen Galgenmännchens soll die berühmte Jungfrau von Orleans all' ihre wunderbaren Heldenthaten vollbracht und ganz Frankreich aus dem Joche Englands befreit haben. Daß sie selbst sich damit nicht vom Scheiterhaufen befreit hat, war wohl nur Caprice von der schönen Jungfrau.

Aber wenn die Alraunen auch gar nichts nützen, so haben wir ihnen wenigstens ein sehr hübsches Lustspiel zu verdanken, womit uns die Muse Nicolo Macchiavelli's beschenkt hat[1]). Aus der Wurzel der Mandragora haben zwei deutsche Dichter, Achim von Arnim und Chamisso, wenn auch nicht wunderwirkende Goldmänn-

---

[1]) Mandragola, Venez. 1531. 8. (Deutsch, Erlang. 1805. 8. franz. von J. B, Rousseau, Lond. 1723. 8.)

chen, wenigstens doch ein Paar allerliebste Novellen geschnitzt; Beweis, daß oft das Allerdümmste in der Welt die Veranlassung zu etwas ganz Gescheidtem werden kann. —

Außer diesen Dichtern haben auch viele deutsche Gelehrte, z. B. Thomasius und Schmidel[1]), Deusing[2]), Roth[3]), Schmid[4]) und Grosgebauer[5]) anziehende Abhandlungen darüber verfaßt. Auch die französische Literatur hat über diesen Gegenstand eine sehr interessante Untersuchung von einem Apotheker aus Montpellier, Laurent Catelan, aufzuweisen.[6])

XXXVII.

Während ganz Paris sich seine 700,000 Köpfe zerbrach, um das Räthsel zu lösen, durch welche geheimnißvolle Macht Saint Germain all' seine Wunder verrichte, lebte er im Schlosse zu Chambord mit seiner Frau und seinem Benjamin im Schooße der friedlichsten Häuslichkeit, fern vom Treiben der großen Welt und dem kleinlichen Neide seiner Feinde, im vollen Sonnenglanze eines Glückes, das nur von der einen Sorge getrübt wurde, auf welche Weise die Liebe des Königs von Angioletta auf Frau von Pompadour zurückzulenken sei.

---

[1]) Dissertatio de Mandragora, Lips. 1655. 4.
[2]) De Mandragorae pomis, Groening. 1659. 4.
[3]) De Germanorum Alrunis, Helmst. 1737. 4.
[4]) De Alrunis Germanorum, Hal. 1739. 4.
[5]) Programma de Mandragora S. Rachelis. Vinar. 1692. 4.
[6]) Curieux discours de la plante appelée Mandragore, Par. 1639. 12.

An einem heitern Juli=Nachmittage, als die Gräfin in ihrem, durch die geschlossenen Jalousieen in kühles Halbdunkel getauchten Schlafgemache auf den schwellenden Kissen des Divans ihre Siesta hielt, und der Graf, in Gedanken vertieft, am Fenster des Balconzimmers stand, dessen Aussicht in den Garten hinausging, meldete Benjamin die Ankunft eines Fremden, der, soeben aus Paris angekommen, ihn zu sprechen wünsche.

Der Fremde wurde augenblicklich vorgelassen.

„Verzeihung, Herr Graf, wenn ich störe," sagte der Eintretende.

„Was verschafft mir die Ehre?" fragte Saint Germain.

„Ich weiß nicht, ob Sie sich meiner noch erinnern werden. Ich hatte das Glück, vor einiger Zeit in Venedig mit Ihnen unter einem und demselben Dache zu wohnen."

„Ah, Herr Casanova! Ich bin erfreut, Sie auf freien Füßen zu sehen. Von Mailand aus hatte ich mich für Sie bei meinem Pathen, dem französischen Gesandten, verwendet und ihn ersucht, seinen ganzen Einfluß geltend zu machen, um Ihre Befreiung zu erwirken. Ich würde mich glücklich schätzen, Cavaliere, wenn die Bemühungen des Herrn von Bernis nicht ganz ohne Erfolg geblieben..."

„Mir ist von den Bemühungen des Herrn von Bernis leider durchaus nichts bekannt..."

„Dann bin ich um so mehr überrascht, Sie hier zu sehen, aber auch um so neugieriger, zu erfahren, welcher gute Engel Sie aus den Klauen der venezianischen In=

quisition befreit, welche schöne Fee die Riegel Ihres Kerkers gesprengt hat?"

„Ich habe meine Befreiung aus dem Gefängnisse weder einem Engel noch einer Fee, sondern einzig und allein mir und meinem Muthe zu verdanken."

„Und wie, Cavaliere, haben Sie das angefangen?"

„Von langer Weile angetrieben, habe ich die Decke meines Gefängnisses durchsägt und bin in einer schönen Mondnacht wie eine Katze von einem Dache zum andern hinübergeklettert, vor Tagesanbruch mit einem Schiffe, das eben die Anker gelichtet hatte, glücklich entflohen und vor vier Tagen unangefochten in Paris angelangt. Gleich darauf hörte ich von dem großen Aufsehen, das Sie in der Stadt, von dem verdienten Glück, das Sie bei Hofe machen, und beeilte mich, von einem unwiderstehlichen Gefühle angetrieben, Sie in Ihrer Sommer-Einsamkeit aufzusuchen, um eine Bekanntschaft zu erneuern, die ich — Dank meinem günstigen Sterne, der mich niemals verläßt — in den Bleikammern von Venedig anzuknüpfen so glücklich war."

„Ich heiße Sie herzlich willkommen, Cavaliere, und bitte Sie, Platz zu nehmen. Was giebt es Neues in Venedig?"

„Viel und mancherlei. Vierundzwanzig Stunden nach Ihrer Abberufung aus dem Gefängnisse erhielt ich einen neuen, zwar minder angenehmen, aber nicht uninteressanten Nachbar, einen alten Gondelführer, der Bartolomeo

hieß, und mir den ganzen lieben langen Tag die Ohren vollschwatzte von seiner hübschen Tochter, in die er so vernarrt war, daß er wie ein Kind zu weinen anfing, so oft er den Namen Angioletta aussprach. Er erzählte mir seine ganze Lebensgeschichte und schloß damit, daß er einen alten Nobile — Namens Alari — der das arme Geschöpf durch rohes Betragen, viehische Wollust und unerträgliche Eifersucht gepeinigt und zuletzt wie einen Hund an einen fremden Edelmann zu verhandeln gewagt, ermordet habe, weshalb er nun im Kerker sitze und hier sein Urtheil erwarte. Der alte Mann weinte Tag und Nacht, nicht aus Reue über seine That, sondern aus Besorgniß für sein Kind, dessen Schicksal ihm mehr als sein eigenes am Herzen lag. Es vergingen sechs Wochen ... es folgte Verhör auf Verhör ... der Alte gestand Alles, nur das Eine nicht, daß Angioletta und jener Edelmann, der sich in das hübsche Kind verliebt hatte, Urheber und Mitwisser dieses Mordes seien. Die venezianische Staatsinquisition macht mit so armen Teufeln nicht lange Umstände... man spannte den alten Mann auf die Folter, um ihm das Geständniß seiner Mitschuldigen abzupressen ... er aber gestand Nichts. Eines Abends, als er zum dritten Male die gräßlichsten Qualen der Tortur überstanden hatte und nach seinem Kerker zurückgeschleppt worden war, vernahm ich ein markdurchbohrendes, herzzerreißendes Gewinsel. »Angioletta, Angioletta!« seufzte der alte Mann. — »Faßt Euch, Bartolomeo!« rief ich ihm zu. Der Aermste aber gab mir keine Antwort, denn er hatte

ausgelitten; das letzte Wort, das über die Lippen des Sterbenden gegleitet, war der Name seines Kindes!"

„Frieden seiner Asche," murmelte der Graf, der nur mit der größten Anstrengung den Lauf der Thränen zurückzudrängen vermochte.

„Einen Tag nach Bartolomeo's Tode erzählte mir der Kerkermeister, daß die Tochter des armen Gondelführers gleich nach jener That von einem Marquis de Bellemare nach Frankreich entführt worden sei. Als ich in Lyon den Fuß an's Land gesetzt hatte, hörte ich, daß dieser Marquis de Bellemare kein Anderer als mein hochverehrter Nachbar, der Herr Graf von Saint Germain sei."

„Sie wissen mehr, als mir lieb ist, Cavaliere. Ich will Ihnen mein ganzes Vertrauen schenken und Sie in Alles einweihen. Angioletta, die Tochter des armen Gondoliere, ist seit vier Monaten meine Frau. Sie werden sie kennen lernen und bald die Ueberzeugung erhalten, daß ich mich dieser Wahl nicht zu schämen brauche, denn Angioletta ist . . ."

„Schöner als die heilige Madonna; das erzählte mir schon der alte Vater . . ."

„So reizend, so liebenswürdig, daß ganz Paris mich um deren Besitz beneiden würde, wüßte es, daß Angioletta meine Gattin ist. Lächeln Sie nicht, lieber Cavaliere, wenn ich Ihnen sage, daß ich aus mehr als einem triftigen Grunde meine Frau überall, und selbst bei Hofe, für meine Schwester ausgebe. Außer dem geistlichen Herrn, der unsern Bund gesegnet, und außer einem treuen Die-

ner, der unserer Trauung als Zeuge beigewohnt hat, ist Signor Casanova der Erste und Einzige, dem ich das Geheimniß anvertraue, daß Bartolomeo's Tochter meine Gattin ist. Werden Sie so grausam sein können, das Vertrauen, das ich Ihnen schenke, zu mißbrauchen?"

„Niemals, Graf, niemals!"

„Cavaliere, reichen Sie mir, zum Unterpfande dieses Versprechens, Ihre Hand."

„Hier meine Hand und mein Ehrenwort, daß ich Ihr Geheimniß treu bewahren werde."

„Umarmen Sie mich, Cavaliere! Wir wollen von jetzt an Freunde sein, Freunde für's ganze Leben. Betrachten Sie von diesem Augenblicke an mein Haus als das Ihrige; gebieten Sie über all' meine Mittel, über meine geringen Kräfte, über meinen ganzen Einfluß; ich will Ihnen rathen, will Ihnen helfen, wo ich kann. Sie sollen in allen Lagen des Lebens einen Schutzgeist, einen Freund, einen Bruder in mir finden, der Ihnen ewig dankbar sein wird, wenn Sie sein Geheimniß nicht verrathen."

„Noch einmal, Graf, mein Ehrenwort darauf!"

„Nun habe ich nur eine Bitte noch: verschweigen Sie meiner Frau den Tod ihres Vaters; ersparen Sie ihrem Herzen einen Gram, den sie vielleicht nicht überwinden könnte; fragt sie nach seinem Schicksale, so scheuen Sie, mir zu Liebe, keine Lüge; sagen Sie ihr, daß sein Proceß bis jetzt noch nicht entschieden sei, daß man aber allgemein der Ansicht ist, daß Bartolomeo freigesprochen werden wird."

„Ich will Alles thun, um Ihre Gemahlin zu beruhigen.“

In demselben Augenblicke öffnete sich die Thür des Seitenzimmers, durch die nun, gleich wie auf ein Schlagwort in der Komödie, die Gräfin Saint Germain hereintrat. Als Angioletta den Cavaliere und dieser die Gräfin gewahrte, fühlten sich Beide wie von einem electrischen Funken durchzuckt. An dem Erröthen der Gräfin, an dem Erblassen des Cavaliere konnte man gewahren, daß der erste Eindruck ein zündender war.

„Madame,“ sprach der Gemahl, seiner Gattin Hand erfassend, „ich wage es, Ihnen in dem Cavaliere Casanova einen Ihrer Landsleute und zugleich einen meiner Freunde vorzustellen, vor dem ich kein Geheimniß habe und der also auch das wissen darf, daß Angioletta . . . mein liebes, theures, angebetetes Weib ist.“

Casanova verbeugte sich und schwieg, denn seine innere Bewegung, seine Ueberraschung war so groß, daß er erst Zeit gewinnen mußte, sich zu fassen.

„Cavaliere,“ stammelte die Gräfin sehr verlegen, „ich bin . . . fürwahr . . . erfreut . . .“

„Signor Casanova, liebes Kind, kommt geraden Weges von Venedig und bringt Dir . . .“

„Eine Welt voll heißer Grüße . . .“

„Von Deinem Vater,“ fügte der Graf hinzu.

„Von meinem Vater?“ fragte Angioletta freudig überrascht. „Wie geht es ihm?“

„Er befindet sich jetzt wohler als je . . .“

„Sie wissen vermuthlich . . .“

„Ich weiß Alles, gnädige Frau.“

„O dann sagen Sie mir, was er zu hoffen hat ...“

„Baldige Befreiung aus seinem Kerker.“

„Ach, Cavaliere, Ihre Worte wälzen mir eine Centnerlast von der Brust! Wo sprachen Sie ihn zuletzt?“

„Im Gefängnisse, Frau Gräfin.“

„Politische Verwickelungen,“ setzte Saint Germain erklärend hinzu, „hatten Herrn von Casanova in die Bleikammern gebracht ...“

„Dort war ich der Nachbar des liebevollsten aller Väter, der Tag und Nacht von seinem Kinde geschwärmt und mir von der Engelsschönheit seines einzigen Glückes, seines größten Schatzes, seines höchsten Stolzes, wahrlich nicht zu viel erzählt hat.“

„Cavaliere ...“ hauchte die Gräfin, verschämt die Augen niederschlagend.

„Mit vollem Rechte nannte sich einst jede meiner Landsmänninnen eine geborene Königin. Wer einmal das Glück gehabt hat, Sie zu sehen, wird das begreiflich finden ...“

„Signor Casanova,“ erwiderte Angioletta, „ich kannte Sie bisher nur dem Namen und dem Rufe nach. Der Letztere hat nicht gelogen, wenn er Sie einen Meister in der Kunst zu schmeicheln nennt.“

„Schmeichelei ist eine geschminkte Lüge; ich, gnädige Frau, liebe mehr als Alles die Wahrheit.“

„Passons la-dessus,“ sprach der Graf, der es nicht gern hörte, wenn Jemand seiner Gattin zu viel Artig=

keiten sagte. „Der schöne veilchenblaue Himmel, die balsamisch milde Luft ruft uns ins Freie. Kommen Sie, Cavaliere, wir wollen ein wenig im Parke promeniren. In einem halben Stündchen sind wir wieder da," sagte er zur Gräfin, küßte zärtlich ihre Hand und entfernte sich mit seinem neuen Freunde.

Als Angioletta allein war, warf sie einen mehr als je neugierigen Blick in den großen Wandspiegel und sagte dann ganz erschreckt:

„Ach, wie roth bin ich!"

Dann öffnete sie die Thür und trat auf den Balcon hinaus, um einen flüchtigen Blick in den Garten hinabzuwerfen. In demselben Moment sah der Cavaliere hinauf. Rasch wandte sie das Auge weg, trällerte den Anfang einer italienischen Canzonetta vor sich hin und kehrte ins Zimmer zurück. Hier sah sie noch ein Mal in den Spiegel, restaurirte eine im Schlafe aufgegangene Locke und fing von Neuem zu trällern an.

Eine trällernde Frau aber ist in gewissen Fällen gefährlicher als eine weinende. — — —

XXXVIII.

Casanova, den der Zufall zum Mitwisser eines Geheimnisses gemacht, das dem Grafen so sehr am Herzen lag, war seit jenem Tage der vertrauteste Freund Saint Germains geworden. Der Cavaliere, damals einunddreißig Jahre alt, stand auf dem Gipfel seines abenteuerlichen Ruhmes. Der gute Herr von Schütz hatte zwar

noch nicht die Memoiren dieses liebenswürdigen Verführers herausgegeben, dessen ungeachtet genoß Signor Casanova schon damals des Rufes, der geistreichste Beobachter des weiblichen Herzens, der schlaueste Kenner all der tausend kleinen Eitelkeiten des schönen Geschlechts, ein neuer Don Juan, von der Natur mit allen Gaben zu gefallen ausgerüstet, der gewandteste Meister in der Kunst zu verführen, ein unwiderstehlicher Besieger aller Weiber, der Schrecken aller Ehemänner zu sein. Schon als Abbé von zwanzig Jahren soll er — wenn man seinen Memoiren trauen darf — in Constantinopel, der Himmel weiß, wie viel Frauen verführt haben. Später war seine Vaterstadt Venedig der Schauplatz seiner Liebes-Abenteuer, die Niederlage seiner Siege über das schwache Frauengeschlecht geworden. Hier und dort gab es manchen, vielleicht nicht ohne Grund furchtsamen Ehemann, der sich im Stillen bekreuzigte, wenn er den Namen Casanova hörte, weil er von diesem mehr als von allen Teufeln der Hölle zu fürchten hatte. Nachdem Venedigs Lovelace dem geistlichen Stande, der seinen Neigungen allzugroßen Zwang auferlegt, Valet gesagt und die schwarze Kutte mit der Soldaten-Uniform, die überall einen ganz eigenthümlichen Zauber auf die Frauen ausübt, vertauscht hatte, hätte er, als einer der schönsten Offiziere, mehr als eine reiche Heirath machen können; aber Signor Casanova, der als wärmster Anhänger der ungebundenen Liebe ein abgesagter Feind der fesselschmiedenden Ehe war, hatte, zum Leidwesen aller Ehemänner, das feierliche

Gelübde gethan, immer frei und ledig zu bleiben und sich mit den Frauen Anderer zu begnügen. Besser als Alles charakterisirt ihn folgende Anekdote: Du willst also niemals heirathen? fragte ihn einer seiner Freunde. — Niemals! — Warum? — Weil ich es bald bereuen würde. — Warum? — Weil ich eifersüchtig wäre. — Warum? — Weil mich meine Frau betrügen könnte. — Warum? — Weil ich es verdienen würde? — Warum? — Weil ich die Thorheit begangen, sie zu heirathen! — Der Cavaliere war einer jener Männer, welche eine treue Frau für ein Hirngespinst, für ein Märchen, für eine Fabel halten. Treue Liebe, pflegte er zu sagen, sei ein weißer Rabe, von dem Jedermann spricht, wiewohl ihn noch Niemand gesehen habe. Wollte man diesem liebenswürdigen Bösewichte Glauben schenken, so müßte man alle Frauen für falsch halten, weil jede ohne Ausnahme eitel ist und das Bedürfniß fühlt, jedem Manne — nur nicht dem ihrigen — zu gefallen. Er erklärte gerade zu, daß selbst die treueste Frau — wenn es wirklich eine gäbe! — zu verführen sei, wenn man es klug und gewandt, schlau und raffinirt anzugreifen verstehe; auch rühmte er sich, daß ihm wenigstens noch kein Weib, dem er gehuldigt, widerstanden habe. Das Alles erinnert mich an einen alten lateinischen Spruch: Quid levium pluma? — Pulvis. — Quid pulvere? — Ventus! — Quid vento? — Mulier. — Quid muliere? — Nihil! — Lesern, denen ich nicht zumuthen darf, daß sie auch lateinisch verstehen sollen, bin ich eine Uebersetzung schuldig:

Was ist leichter als eine Feder? — Staub. — Was leichter als Staub? — Wind. — Was leichter als Wind? — Ein Weib! — Und was ist leichter als ein Weib? — Nichts, gar nichts! — Dieser Ansicht war auch Signor Casanova, der dies bei meinen holden Leserinnen, die ich durchgängig für Muster weiblicher Treue halte, verantworten mag. Weiberschwüren trauen, sagte er, hieße Pyramiden auf Seifenblasen, Altäre auf Kartenhäuser, Brücken auf Regenbogen bauen. Als der Zufall ihm einst ein Büchlein mit dem Titel „Kunst, die Weiber treu zu machen“[1]), in die frivolen Hände gespielt hatte, fing der Cavaliere impertinent zu lachen an und wagte die kecke Behauptung aufzustellen: die Ehe sei weiter nichts als ein stillschweigender Vertrag gegenseitiger Täuschungen. „Ich kenne die Frauen,“ fuhr er fort, „besser als jener einfältige Franzose François Bruys, der unter der Maske eines Chevalier de Plante-Amour ein Buch geschrieben hat[2]), das noch jetzt sehr gesucht wird von manchem Schwachkopf, der daraus die Kunst zu erlernen hofft, das schwierigste Räthsel der Welt, das geheimnißvolle Herz der Frauen, zu erforschen.

Du lieber Himmel, worüber haben die närrischen Philosophen nicht schon Bücher ausgebrütet! J. B. Mor-

---

[1]) L'art de rendre les femmes fidèles, par M. ***. Par. 1713. ibid. 1779. ibid. 1786. 12.

[2]) L'art de connaître les femmes, avec une dissertation sur l'adultère, Lahaye 1739. Amst. 1749. 8.

van de Bellegarde[1]) schrieb über die Kunst zu gefallen und gefiel leider gar nicht. J. M. André[2]) schrieb über das Schöne und W. Hay[3]) über das Häßliche; K. Große[4]) über das Erhabene und J. F. von Keppler[5]) über das Lächerliche. L. Thilo[6]) über den Ruhm und M. G. Schröder[7]) von der Unfläthigkeit der Gelehrten; T. Abbt[8]) über das Verdienst und S. Bettinelli[9]) über den Enthusiasmus; K. G. Schelle[10]) über den Frohsinn und R. Burton[11]) über die Melancholie; J. G. v. Zimmermann[12]) über die Einsamkeit und K.

---

[1]) Réflexion sur ce qui peut plaire et déplaire dans le monde, Par. 1730. 12. (Deutsch u. d. T. über die feine Lebensart. Leipzig, 1808. 8.

[2]) Essai sur le beau, Par. 1741. 8. avec un discours sur le gout, par J. H. S. Formey, Amst. 1753. 8. Par. 1763. 8. (Deutsch. Altenb. 1759. 8.)

[3]) Ueber die Häßlichkeit . . .

[4]) Ueber das Erhabene, Götting. 1788. 8.

[5]) Untersuchungen über die Ursachen und Wirkungen des Lächerlichen, Cilly, 1792. 2 Bde. 8.

[6]) Ueber den Ruhm, Halle, 1803. 8.

[7]) De Miscocomia eruditorum, Lips. 1717. 4.

[8]) Vom Verdienste, Berl. 1765. ibid. 1772. ibid. 1790. 8. ibid. Wien. 1804. 4.

[9]) Dell' enthusiasmo, Parma, 1769. 8. (Deutsch, Bern, 1778. 8.)

[10]) Ueber den Frohsinn, Leipz. 1804. 8.

[11]) Anatomy of melancholy, Oxf. 1621. 4. ibid. 1624. fol. ibid. 1676.

[12]) Ueber die Einsamkeit, Leipz. 1784, 4 Bde. 8. Wien, 1807. fol.

G. Schelle[1]) über die Kunst spazieren zu gehen; L. Bendavid[2]) über das Vergnügen und A. Weishaupt[3]) über das Mißvergnügen; C. S. v. Ziegesar[4]) über die Liebe und K. a. d. Winkell[5]) über die Eifersucht; L. Joubert[6]) über das Lachen und P. Petit[7]) über das Weinen; J. D. Thieß[8]) über die

---

1) Die Spaziergänge oder die Kunst spazieren zu gehen, Leipz. 1802. 8.

2) Versuch über das Vergnügen, Wien, 1795. 2 Bde. 8.

3) Apologie des Mißvergnügens und des Uebels, Frkf. 1787. Regensb. 1790. 2 Bde. 8.

4) Ueber die Liebe, Leipz. 1795. 8.

5) Ueber Ehe, Liebe und Eifersucht, Zerbst, 1806. 8.

6) Traité du Ris, Par. 1579. 8. Ueber das Lachen existirt auch eine italienische Abhandlung von Damaseno, Orleans, 1662. Nach der Ansicht dieses Gelehrten lacht der Melancholische hihihi, der Cholerische hahaha, der Sanguinische hohoho und der Phlegmatische hehehe. Nicht minder interessant ist eine französische Broschüre von Poinsinet de Sivry: Traité des causes physiques et morales du rire, Par. 1768. 8. (Deutsch u. d. T. psychologische und physiologische Untersuchung vom Lachen, von W. A. Mackensen, Wolfenb. 1794. 8.) Auch die deutsche Abhandlung von A. Szekrenyesy, das Lachen oder das einfachste Mittel, das Leben zu erheitern, das Gesicht zu verschönern u. s. w. Pesth, 1830. 16. ist lesenswerth.

7) Traité des larmes, Par. 1661. 8. Außerdem giebt es noch zwei lateinische Dissertationen über die Thränen; die eine ist von S. G. Starke, Leipz. 1639, die andere von M. F. Thymmius, Wittenb. 1669. 4.

8) Ueber die Liebe und Ehe, Leipz. und Gera, 1804. 8.

Ehe und L. Calvi[1]) über die Scheidung; J. Maldonat[2]) von den Engeln und W. Hayley[3]) von den alten Jungfern; J. Textor[4]) vom Alp und Opitius Jocoserius[5]) von den Flöhen; H. Rittner[6]) über den Handkuß und S. Stryck[7]) über die Ohrfeige; P. Villaume[8]) über die Unterhaltung und G. Donaté[9]) über die Langeweile. Was aber lernt man aus all' diesen Büchern? Die Ueberzeugung gewinnen, daß man daraus nichts, gar nichts gelernt hat. —

Casanova hatte nur ein Buch studirt, ein Buch mit tausend flammenden Hieroglyphen und tausend dunkeln

---

[1]) **Ricerchi sul divorzio, Pavia, 1790. 8.**

[2]) Traité des Anges et des Démons, **Par. 1617. 12.**

[3]) **Philosophical historical and moral essay on old maids, Lond. 1785. 3 Bde. 8.** (Deutsch von C. F. Weiße, Leipzig, 1786. 3 Bde. 8.)

[4]) **De Incubo, Jen. 1740. 4.**

[5]) **De eo quod justum est circa spiritus familiares feminarum h. e. pulices, Marb. 1704. ibid. 1742. 16.** Auch unter Göthe's Namen erschien eine juridische Abhandlung **de pulicibus, Berl. 1840. 8.**

[6]) Ueber den Handkuß . . .

[7]) **Dissertatio de Alapa, Erf. de Viadr. 1675. ibid. 1677. ibid. 1683. ibid. 1690. ibid 1735. 4.** Ist es nicht höchst charakteristisch, daß eine Abhandlung über Ohrfeigen fünf Auflagen erlebt hat? Außerdem existirt noch eine andere von G. Francus, **Commentatio de alapis s. colaphis** d. i. von Maulschellen und Ohrfeigen, Halle, **1674. 4.**

[8]) Vom Vergnügen, Berl. 1788. **2** Bde. 8.

[9]) **Ragionamento sulla noja . . .**

Räthseln angefüllt, ich meine das Frauenherz, ein Buch, das er von der ersten bis zur letzten Seite mit dem ganzen Register aller Leidenschaften, mit dem Verzeichnisse aller großen und kleinen Fehler desselben, Zeile für Zeile, Wort für Wort, auswendig gelernt und sich durch die Kenntniß aller weiblichen Schwächen zum unüberwindlichen Beherrscher aller Gefühle, Neigungen und Launen des schönen Geschlechts gemacht hatte. Sein Auge war der passe-par-tout zu den geheimsten Falten des weiblichen Herzens. Casanova kannte keinen andern Ehrgeiz, kein höheres Streben, kein schöneres Ziel, als das Glück, die Herzen aller Frauen an sich zu reißen. Sein ganzes Leben war ein unermüdliches Jagen, ein immerwährendes Haschen, ein ewiges Ringen nach Frauengunst; sie war die Spindel, um die sich all' sein Denken, all' sein Handeln wie ein perpetuum mobile drehte. Nie und nirgend — man muß ihm dies zum Ruhme nachsagen — gab es einen wärmeren Bewunderer, einen heißeren Verehrer, einen glühenderen Anbeter weiblicher Schönheit als ihn. Er liebte nicht blos Eine, er liebte Alle, ohne Unterschied des Standes, mit gleicher Gluth. Er war einer jener glücklich organisirten Naturen, die sich die Kraft zutrauen, weit leichter acht Tage ohne Speise und Trank, als vierundzwanzig Stunden ohne Liebe leben zu können. Das Alles wußten die Frauen und fanden ihn interessant, weil er gefährlich, und gefährlich, weil er interessant war.

XXXIX.

Auch Angioletta hatte gleich beim ersten Zusammentreffen mit ihm ein ihr bis dahin unbekanntes Gefühl empfunden. Ihr Blick hatte dem seinigen begegnet und ihr Herz lauter gepocht als je. Sie, die bisher die wahre Liebe nur vom Hörensagen gekannt, sie, die den Grafen nicht aus Neigung, sondern nur aus Berechnung, sich einen Namen und eine Stellung in der Welt zu verschaffen, geheirathet, sie, die sich bisher in ihrer Lage glücklich gefühlt, empfand jetzt zum ersten Male eine Leere in ihrem Herzen und gestand sich, daß Casanova ihr einen Zauber eingeflößt habe, gegen dessen Macht sie nicht anzukämpfen vermochte. Sie, die den Huldigungen gegenüber, die der König ihr dargebracht, kalt und unempfindlich geblieben war, fühlte sich magisch hingezogen zu dem Cavaliere, der ihr mit einem Blicke mehr zu sagen verstand, als Ludwig XV. mit tausend Schmeicheleien, die spurlos an ihrem Ohre vorübergerauscht waren, während Casanova's liebeglühender Blick wie ein zündender Blitz in ihre Seele eingeschlagen war und in einem Nu die kalte Eisrinde ihres Herzens geschmolzen und jede Faser, jede Fiber ihres Seins zu unauslöschlicher Gluth angefacht hatte. Wachend, träumend sah sie Casanova's Bild; er war das Alpha und Omega ihrer Gedanken; in jedem Sterne, der Nachts in ihr Fenster hineinschien, erblickte sie sein feuerflammendes Auge; jeder Schalmeienton, der Morgens an ihr Ohr schlug, schien ihr einen

heißen Gruß aus Paris herüberzutragen. In ihrem Herzen begann ein heißer Kampf zwischen der Pflicht der Dankbarkeit, die sie zu ihrem Gemahle, und zwischen der Zaubermacht der Liebe, die sie zum Cavaliere hinzog.

Und der Graf, der Alles zu wissen vorgab, wußte nichts, gar nichts von dem verzweifelten Kampfe seiner Gattin; er fürchtete nur den König und ahnte nicht die Gefahr, die ihn von weit näherer Seite bedrohte. Wahrlich, die Männer müssen oft mit Blindheit geschlagen sein, denn häufig sind sie die Letzten, welche Gefahr ahnen, wenn schon alle Welt lange vorher Feuer! Feuer! gerufen hat.

XL.

An einem schönen August-Nachmittage, zwischen Fünf und Sechs, hielten urplötzlich vor dem Haupteingange des Schlosses von Chambord zwei vierspännige Extraposten. In dem ersten der staubbedeckten Reisewagen befand sich die Marquise von Pompadour und Madame Duhausset, deren Kammerfrau; im zweiten saß Ludwig XV. und Binet, des Königs erster Kammerdiener, steter Begleiter und treuer Vertrauter aller geheimen Liebschaften Seiner Majestät. Die hohen Herrschaften waren um zwei Uhr Morgens im strengsten Incognito von Versailles abgereist und hatten den Weg von 44 Lieues in kaum sechszehn Stunden zurückgelegt. Beide hatte ein anderes Interesse nach Chambord gezogen. Frau von Pompadour wollte den Grafen, der König die Gräfin sehen.

Saint Germain und Angioletta waren ihren hohen

Gästen bis am Fuße der großen Haupttreppe entgegengeeilt, um Jene ehrfurchtsvoll zu empfangen. Der Graf bot der Marquise, der König der Gräfin den Arm. Beide Paare stiegen langsam die hohen Mormorstufen hinan.

„Nun, lieber Graf," fragte die Marquise ihren Führer, „sind Sie nicht sehr überrascht, uns so ganz unerwartet in Ihr Tusculum herabgeschneit zu sehen?'

„Wohl fühle ich mich durch diese Auszeichnung unendlich beglückt, aber keineswegs überrascht."

„Nicht überrascht?"

„Wie konnte ich es sein, da ich es wußte, daß Sie uns für heute die hohe Ehre Ihres Besuches zugedacht?"

„Sie wußten das? Wir hatten unsern Ausflug sehr geheim gehalten und Keinem in Versailles Etwas davon mitgetheilt. Wer also konnte Ihnen unsern Entschluß, Sie heute durch unsern Besuch zu überraschen, verrathen haben?"

„Die Stimme meines Herzens war der Verräther. Meine Schwester wird mir bezeugen können, daß ich ihr schon gestern Abend gesagt: Morgen erhalten wir B.such."

„Doch wußten Sie noch nicht, von wem?"

„Wohl wußte ich das, und weil ich es wußte, ließ ich Alles zu Ihrem Empfange vorbereiten, die Zimmer für Sie und den König in Stand setzen und einige andere Anordnungen treffen, die . . ."

„Durchaus nicht nothwendig waren, theurer Graf. Wir haben uns vorgenommen, ein paar Stündchen mit

Ihnen angenehm zu verplaudern und Sie dann wieder zu verlassen."

„Wieder zu verlassen?"

„Der König hat gewünscht, in meinem Nachbarschlosse Menars zu übernachten, wo seit gestern Alles für uns in Bereitschaft gesetzt ist . . ."

„Wir lassen Sie nicht fort, gnädige Frau; Sie müssen uns die Huld erweisen, heute in Chambord Ihr Nachtquartier aufzuschlagen."

„Wir wollen hören, was der König dazu sagt."

Der Graf führte die Marquise auf den Balcon hinaus, auf dem ein mit einem Zelte überspannter Divan stand, auf dem die Marquise, ermüdet vom Ersteigen der Treppe, alsogleich Platz nahm.

„Errathen Sie wohl, liebes Fräulein," fragte der König, der absichtlich noch viel langsamer als die Marquise und der Graf die Treppe hinanstieg, seine schöne Begleiterin, „errathen Sie wohl, liebe Gräfin, welche Macht uns heute nach Chambord getrieben hat?"

„Die Lust, im nahen Parke die Freuden der Jagd zu genießen."

„Nein, Fräulein, die Sehnsucht, Sie nach so langer Zeit — ich glaube, es sind schon mehr als drei Wochen — endlich einmal wiederzusehen. Hätten Sie so häufig an uns, als wir an Sie gedacht, so würden Sie uns schon längst durch einen Besuch in Versailles erfreut haben."

„Ach schon oft, Sire, habe ich mich aus der stillen Einsamkeit dieses Schlosses in das frohe Leben von Paris

und Versailles zurückgesehnt. Doch muß ich leider noch länger hier verweilen, denn ich bin die Sclavin meines Bruders ...“

„Ihr Bruder, Gräfin, ist ein abscheulicher Barbar ...“

„Mein Bruder, Sire, ist ein herzensguter Mann, der nur einen Fehler hat ...“

„Welchen?“

„Er sieht Gefahr, wo keine vorhanden ist.“

„Das heißt ...“

„Er wird oft ganz ohne Grund eifersüchtig ...“

„Auf wen?“

„Selbst auf den Schatten an der Wand ...“

„Sie müssen ihm diese Untugend abgewöhnen. Ein Bruder hat durchaus kein Recht, eifersüchtig auf die Schönheit seiner Schwester zu sein.“

„Das habe auch ich ihm gesagt und dennoch glaubt er ein Recht dazu zu haben. »Deine Ehre, Angioletta,« sprach er noch gestern, »ist mir heiliger als meine eigene ...«“

Das Gespräch wurde abgebrochen, denn auch sie hatten jetzt den Balcon erreicht.

„Wie gefallen Sie sich in Chambord?“ fragte der König den Grafen.

„So gut, daß ich mich hier für immer von der Welt zurückziehen möchte ...“

„Daraus wird nichts, lieber Graf. Wir vermissen Sie an unserm Hofe und sind nach Chambord gekom-

men, um Sie zu erinnern, recht bald nach Versailles zurückzukehren.“

„Gestatten mir Ew. Majestät nur vier Wochen noch...“

„In acht Tagen, lieber Graf, hoffe ich mit Bestimmtheit, Sie an unserm Hofe zu begrüßen...“

„Der Himmel ist so heiter, die Luft so mild,“ sagte Frau von Pompadour, „gefällt es Ew. Majestät, so wollen wir ein wenig promeniren.“ — — —

Ein Viertelstündchen später sah man drei Paare in den schattigen Alleen des Schloßgartens lustwandeln: die Frau von Pompadour und den Grafen, den König und die Gräfin, Madame Duhausset und Herrn Binet.

„Graf, theurer Graf,“ flüsterte die Marquise, „ich bin nach Chambord geeilt, um Ihnen meinen tiefinnigsten Dank abzustatten. Ihr Wachsbild hat Wunder gewirkt. Ich habe jede Ihrer Vorschriften genau befolgt und die feste Ueberzeugung gewonnen, daß Ihre Kunst, woran so Mancher zu zweifeln wagt, wahrlich keine Chimäre ist. Seit drei Wochen, wo ich allnächtlich mit dem Glockenschlage Zwölf drei Stiche mit der Zaubernadel in das Herz des Wachsbildes bohre, ist der König wie umgewandelt, so aufmerksam und zuvorkommend, so zärtlich und liebevoll gegen mich, wie er es in frühern Jahren gewesen war. Und wem habe ich das Alles zu verdanken? Ihnen, nur Ihnen, theuerster Freund!“

„Ich schätze mich glücklich, gnädige Frau, daß es meiner Kunst gelungen ist, den liebsten Ihrer Wünsche zu erfüllen. Vernichten Sie nun jenes Bild, denn wenn ein

böser Zufall uns den Possen spielt, unser Geheimniß, die Existenz jenes Bildes, dem Könige zu verrathen, dann ist die Macht seines Zaubers gebrochen und die Liebe des Königs unwiederbringlich für Sie verloren. Mein Talisman hat gewirkt, werfen Sie ihn nun je eher je lieber in's Feuer."

„Es soll gleich nach meiner Rückkehr geschehen," versprach ihm die Marquise.

„Fräulein," sagte der König zur Gräfin, „wüßten Sie, wie glücklich ich in diesem Augenblicke bin, so würden Sie nicht so kalt und theilnahmlos an meiner Seite wandeln. Ich habe mich nach den Strahlen Ihrer Augen wie ein Heliotropium nach dem Glanze der Sonne, nach dem süßen Tone Ihrer Stimme wie das Volk Israels in der Wüste nach dem Genusse des Manna's gesehnt... jede Stunde ohne Sie ist mir zu einem Jahre, jeder Tag ohne Sie mir zur Ewigkeit geworden..."

„Ew. Majestät geruhen mit mir boshaften Scherz zu treiben und mich zu dem schönen Glauben zu verleiten, daß jede Schmeichelei, die Ihre allgepriesene Freundlichkeit so überaus huldreich mir zu Theil werden läßt, eine innig empfundene Wahrheit sei. Gestatten Sie mir das freimüthige Bekenntniß, Sire, daß ich trotzdem von Allem, was Ihre Artigkeit mir zu sagen geruht, Nichts glauben kann."

„Und warum nicht?"

„Weil ich mich Ihrer Huldigungen unwerth fühle und in der That nicht zu begreifen vermag, wie Ew. Maje-

stät, ein so beneidenswerther Herr, der die liebenswürdigste Frau der ganzen Welt, die Marquise von Pompadour besitzt, eine Andere auch nur erträglich finden kann."

„Sie sagten vorhin, ich triebe boshaften Scherz. Mit weit größerm Rechte, Fräulein, könnte ich das von Ihnen behaupten. Ach, Gräfin, Sie sind unerbittlicher, unbarmherziger, grausamer, als ein Engel mit so schönen Augen es jemals gegen einen Sterblichen gewesen ist. Angioletta, ich glühe, ich brenne . . ."

„Sire," fragte die Gräfin mit schelmischem Lächeln, „soll ich Feuer! Hilfe! soll ich meinen Bruder oder Frau von Pompadour rufen?"

„Ihre Kälte, Angioletta, bringt mich in Verzweiflung."

„Ew. Majestät spielen Ihre Liebhaberrolle mit so vollendeter Meisterschaft, daß jede Andere als Ihre ganz unterthänige Dienerin leicht geneigt sein würde, die lustige Komödie für ein ganz ernsthaftes Trauerspiel zu halten."

„Wie gesagt, unser guter Ludwig hat wieder einmal Feuer gefangen," sagte der Kammerdiener Seiner Majestät zur Kammerfrau der Marquise.

„Glaubt Ihr wirklich, Freund Binet, daß der König in die Gräfin Saint Germain verliebt ist?"

„Verliebt? Das ist nicht das rechte Wort. Sagt lieber vernarrt, gute Duhausset. Ich kenne meinen Herrn durch und durch. Er ist ein alter Bock, der an unserer Muhme Pompadour nicht mehr Geschmack findet . . ."

„Der König ist aber jetzt viel zärtlicher gegen sie als in den letzten zwei Jahren . . ."

„Das ist Alles Verstellung, sag' ich Euch ...“

„Ach, wenn das die Marquise wüßte ...“

„Ihr müßt meiner Muhme nichts davon sagen, sonst grämt sie sich ...“

„Und was hälfe es ihr?“

„Nichts, gar nichts; also laßt sie in der süßen Täuschung.“

Die Marquise und der Graf näherten sich jetzt einem schwärmenden Bienenstocke.

„Treten Sie näher, gnädige Frau; Sie brauchen sich nicht im Geringsten zu fürchten. So lange ich bei Ihnen stehe, wird keine dieser Bienen den Muth haben, Sie zu stechen.“

„Wie geht das zu?“

„Auf meiner ersten Reise nach Indien, im Jahre 1563, habe ich von einem gelehrten Brahminen Boapatnam die Kunst gelernt, die Schlangen durch Musik zahm und die Bienen durch ein einziges Zauberwort dergestalt kirr zu machen, daß Erstere ihr Gift, Letztere, mir gegenüber, ihren Stachel verlieren.“

„Unglaublich!“

„Und dennoch so wahr, daß ich Sie sogleich davon überzeugen will,“ sprach der Graf, streckte seine flache Hand aus und pfiff so leise, daß es kaum hörbar war.

In demselben Augenblicke kam eine Biene angeflogen, die sich auf seiner Hand niederließ. Gleich darauf kam eine zweite, dritte, vierte und nach und nach der ganze Schwarm, so daß bald sein ganzer Körper mit Bienen

überſäet war. Saint Germain ließ ſie ganz ruhig ſitzen und pfiff dann zum zweiten Male, worauf eine nach der andern wieder auf und davon flog.

„Ich möchte Sie umarmen, Graf.“

„Was hält Sie ab, es zu thun?“

„Sehen Sie nicht, daß uns der König und Ihre Schweſter folgen? Ach, hier ſind ſie ſchon!“

„Graf,“ ſagte der König, „ich wünſche nun, mich einige Augenblicke auch mit Ihnen zu unterhalten.“

„Sire, je suis à vos ordres,“ ſagte Saint Germain und verließ die Marquiſe, um Sr. Majeſtät zu folgen.

„Ihre Schweſter, lieber Graf, hat ein Herz von Marmor. Alle Pfeile meiner Liebe prallen an dem Harniſch ihrer Kälte ab . . . ich baue jetzt meine letzte Hoffnung noch einzig und allein auf Sie und auf den Talisman, den Sie mir zugeſagt haben. Iſt das Wachsbild der Gräfin ſchon angefangen?“

„Ja, Ew. Majeſtät.“

„Vielleicht auch ſchon vollendet?“

„Nein, Sire.“

„In acht Tagen iſt die Friſt, die Sie ſich ſelbſt geſtellt haben, abgelaufen. Kehren Sie nach Ablauf dieſes Termines nicht mit dem Bilde Ihrer Schweſter nach Verſailles zurück, ſo haben Sie für ewige Zeiten meine Gunſt verſcherzt; dann hör' ich auf, Ihr Schützer und Gönner zu ſein, um Ihr Feind und Verfolger zu werden; dann, Graf, machen Sie ſich auf das Schlimmſte gefaßt.“

„In acht Tagen, Sire, komme ich nach Versailles und erfülle mein Wort.“

„Dann ist Alles gut, lieber Graf.“

„Theuerste Freundin,“ sprach Frau von Pompadour zur Gräfin, „ich habe während der langen Zeit, in der wir uns nicht gesehen, mich mit Ihrer Zukunft, die mir wie die meiner eigenen Tochter am Herzen liegt, gewiß mehr als Sie glauben beschäftigt und — rathen Sie einmal, was? — für Sie ausgesucht.“

„Doch nicht etwa einen Mann?“

„Getroffen, schönes Kind! Aber was für einen? Einen Mann, um den alle Frauen von ganz Frankreich Sie beneiden werden, einen Cavalier, jung, schön, reich und vom ältesten Adel, mit einem Worte den Sohn des Herzogs von Brancas ... den, Gräfin, müssen Sie heirathen und zwar sobald als möglich ...“

„Ach, Frau Marquise, fordern Sie Alles, Alles, nur nicht das Unmögliche von mir.“

„Ich sehe in dieser Heirath in keiner Beziehung irgend etwas Unmögliches ... ich habe bereits Alles für Sie in Ordnung gebracht ... der einzige Sohn und Erbe des Herzogs wartet nur noch auf Ihr Jawort ...“

„Das er aber nie erhalten wird ...“

„Warum nicht, kleine Närrin? Nicht alle Tage findet sich eine so glänzende Partie. Die schönsten Jungfrauen von Paris werfen nach ihm ihre Schlingen aus und selbst die schönste und reichste würde sich glücklich schätzen, ihn in ihr Netz zu locken.“

„Ich für meinen Theil verzichte auf dieses Glück.“

„Er gefällt Ihnen nicht. Gut, dann habe ich eine andere, nicht minder brillante Heirath für Sie in petto...“

„Und stiege unser Herrgott vom Himmel, um mir seine Hand anzutragen, ich würde sie zurückweisen...“

„Eigensinniger Schatz, warum denn?“

„Aus dem einfachen Grunde, Frau Marquise, weil ich das Gelübde gethan, nie, nie zu heirathen...“

„So wollen Sie also wirklich die unverzeihliche Thorheit begehen, ungeliebt als altes Jüngferchen in's Jenseits hinüber zu wandeln?“

„Ja, ja, ja!“ antwortete Angioletta sehr bestimmt und fing dann laut zu lachen an.

„Ei, Gräfin, warum lachen Sie?“

„Weil ich die unverzeihliche Thorheit, als Jungfrau zu sterben, für kein allzugroßes Unglück halte...“

„Es ist das größte, welches ich mir denken kann. Für mich wenigstens giebt es nichts Schrecklicheres auf der Welt, als eine alte Jungfer.“

Saint Germain hatte die Schritte des Königs unbemerkt so zu lenken gewußt, daß sie jetzt an ein Melonenbeet kamen. Ludwig blieb ganz verwundert stehen.

„In all' meinen Gärten habe ich kein Beet, das so schöne, große, prächtige Canteloups trägt, wie dieses. Die Melone ist meine Lieblingsfrucht. Fast gelüstet es mich, eine davon zu kosten...“

„Ich erlaube mir, Ew. Majestät davon abzurathen,

denn diese Sorte hier ist schwerer zu verdauen als jede andere ..."

„Was liegt daran? Wir Könige von Frankreich haben einen gesunden Magen, der manch Anderes verdauen muß ... Der Anblick dieser herrlichen Früchte reizt meinen Appetit ... mir läuft das Wasser im Munde zusammen ..."

„Diese Sorte, Sire, ist härter als Stein und bleibt wie Kiesel im Magen liegen ..."

„Ihr Widerspruch, Graf, stachelt meine Eßlust mehr und mehr ... ich will wenigstens ein Stückchen davon versuchen ..."

„Ew. Majestät werden es nicht hinunterbringen ..."

„Es kommt auf einen Versuch an ..."

„Sie werden sich überzeugen, daß es nicht möglich ist ..."

„Haben Sie Lust, um tausend Louis zu wetten, daß ich vor Ihren Augen eine ganze Melone verzehre?"

„Von dieser Sorte?" fragte der Graf.

„Von dieser so gut als jeder andern. Nun, Graf, haben Sie Lust, die Wette anzunehmen?"

„Ew. Majestät verlieren sie ..."

„Das sagt Jeder, der keinen Muth zum Wetten hat ..."

„Nun denn, so nehme ich sie an!"

„Binet!" rief der König.

„Was befehlen Ew. Majestät?" fragte der im Fluge herbeigeeilte Kammerdiener.

„Breche für mich eine dieser Melonen ab."

„Was giebt's hier zu sehen?" fragte die Marquise, die mit der Gräfin hinzutrat.

„Der Graf hat mit mir um tausend Louis gewettet, daß ich nicht im Stande bin, eine dieser Melonen zu verzehren. Nun, Binet, wie lange soll ich noch warten?"

„Ach, Sire, ich bin nicht im Stande, eine dieser Früchte abzubrechen . . ."

„Versuch' es mit dem Messer . . ."

„Auch damit geht es nicht . . ."

„Warum denn nicht?"

„Weil all' diese Melonen versteinert sind."

„Schlingel, Du lügst!" rief der König.

„Sire," sprach der Graf, „er sagt die Wahrheit. Ich habe mir den kleinen Scherz erlaubt, das Kunststückchen, das einst der Prophet Elias auf dem Berge Carmel producirt hat, nachzuahmen und alle Melonen dieses Beetes in Steine zu verwandeln . . ."

„Graf, ist das wirklich wahr?"

„Hatte ich mir nicht erlaubt, Ew. Majestät von dem Genusse dieser Sorte abzurathen, weil sie schwerer zu verdauen ist als jede andere . . ."

„Nun, wenn das wirklich Steine und nicht Melonen sind, so . . ."

„Haben Ew. Majestät die Wette von tausend Louis verloren," fügte Frau von Pompadour hinzu.

„Ganz recht, ganz recht," bestätigte der König.

„Doch wage ich, auf den Besitz derselben Verzicht zu leisten."

„Ich mag nichts geschenkt haben, lieber Graf," erwiderte Seine Majestät etwas pikirt, nicht über den Verlust des Geldes, sondern über die Schlauheit des Grafen, der ihn dupirt hatte. „Ich habe die Wette verloren und bleibe, bis Sie nach Versailles zurückkehren, Ihr Schuldner. Sie sind ein schlauer Mann, diesen Ruhm wird Ihnen selbst der größte Ihrer Feinde nicht streitig machen. Binet, bestelle nun die Pferde ... es wird spät ... in einer halben Stunde geht's nach Menars ..."

„Ew. Majestät wollen uns so schnell wieder verlassen?"

„Ja, Graf," antwortete Ludwig XV. kurz und kalt.

Der König und Frau von Pompadour, Saint Germain und Angioletta kehrten nach dem Balcon zurück, um noch einen Augenblick auszuruhen und dann ungesäumt nach dem nur ein Paar Lieues von Chambord entfernten Lustschloß Menars hinüberzufahren.

„Ich fürchte, oder richtiger gesagt, ich hoffe," begann Saint Germain, „daß Ew. Majestät gezwungen sein werden, noch ein Stündchen in Chambord zu verweilen."

„Wer kann uns zwingen?" fragte Seine Majestät so barsch, daß die Marquise durch die Art dieses Tones etwas unruhig wurde.

„Sire, das Wetter ..."

„Ach, das Wetter war den ganzen Tag nicht schöner und heiterer, als gerade jetzt ... Es regt sich kein Lüftchen ... es ist zwar etwas schwül ... doch sehe ich kein einziges Wölkchen am Himmel ... wir bekommen einen reizend schönen Abend ..."

„Zuvor aber ein sehr starkes Gewitter ...“

„Vielleicht in der Nacht ...“

„Nein, nein, gnädige Frau, in längstens einer halben Stunde,“ sprach der Graf und zog seine Uhr. „Fünf Minuten ...“

„Ueber Sechs,“ setzte die Marquise hinzu, die auch auf ihr Uehrchen sah.

„Vor halb Sieben schlägt ... wenn mich meine Ahnung nicht trügt ... dort unten in jenem Schweizerhäuschen der Blitz ein.“

„Kann Graf Saint Germain,“ fragte der König sehr gereizt, „etwa auch Sturmwolken am heitern Himmel heraufbeschwören und es nach Belieben regnen und hageln, blitzen und donnern lassen?“

„Sire, all' diese Wunder und noch weit größere vermochte der Oberpriester Apollo's, der scythische Magier Abaris. Der Sonnengott, dessen Lob er gesungen, hatte ihn dafür mit einem goldenen Pfeile beschenkt, mit dessen Hilfe Abaris wie ein Vogel durch die Lüfte reiten, in einer und derselben Zeit an zehn verschiedenen Orten sein, hier Regen und dort Hagel fallen lassen, hier Orkane wachrufen und sie dort wieder besänftigen, und den Lauf der Blitze lenken konnte. Meine geringe Wenigkeit, Sire, besitzt keine von allen diesen Gaben; nur dann und wann vermag ich Etwas vorauszusehen, was dann und wann einzutreffen pflegt. So z. B. weiß ich ganz bestimmt, daß in einer Viertelstunde dieser lachende Himmel, auf dessen Stirne jetzt kein Wölkchen zu sehen ist, sich schau-

rig verfinstern wird. Wir stehen an der Schwelle eines heftigen Gewitters . . .“

„Es ist zum Lachen!“ sagte Ludwig.

„Bald wird der Regen stromweise vom Himmel fallen.“

„Wenn Ihr Barometer Sie nur nicht täuscht,“ spottete Seine Majestät.

„Der Himmel verdunkelt sich bereits,“ bemerkte Frau von Pompadour.

„Eine Wolke, die schnell vorüberziehen wird,“ meinte der König.

„Himmel,“ rief die Marquise, „da fallen schon Tropfen!“

„Ei, ei, ist Graf Saint Germain also wirklich auch ein Wetterprophet?“

„Sire,“ meldete der eintretende Diener, „die Pferde sind angespannt.“

„Sie mögen warten. Wir bleiben nicht aus Furcht vor dem Gewitter, sondern nur des Spaßes halber, um unsern Wetterpropheten zu verlachen, wenn dort unten in jenem Schweizerhäuschen der Blitz nicht einschlägt...“

„Sire,“ fragte die Marquise ganz erschreckt, „hören Sie das nicht mehr ferne Grollen des Donners? Dieu de Dieu, jetzt fängt es schon zu gießen an . . .“

„Ihre Prophezeihung, lieber Graf, hat sich in der That früh genug wahr gezeigt,“ sagte der König und zog sich in's Zimmer zurück.

Die Andern folgten. Man stellte sich an die Fenster, um den Himmel zu beobachten. Frau von Pompadour

sah auf die Uhr ... es fehlten noch zehn Minuten. Es wurde von Secunde zu Secunde dunkler ... der Regen stürzte in dichten Strömen herab ... bald folgte Schlag auf Schlag ... Blitz auf Blitz. Der König wurde etwas ernsthaft ... die Marquise sehr unruhig. Sie sah auf die Uhr und auf das Schweizerhäuschen ... nur fünf Minuten noch ... es goß immer stärker ... es stürmte immer heftiger ...

„Himmel!" schrien die Damen wie aus einem Munde.

„Soeben hat dort im Schweizerhäuschen der Blitz eingeschlagen," sprach der König.

„Sire, Sie sehen, daß meine Ahnung mich nicht getäuscht hat ..."

„Sie haben wirklich Recht."

„Der Sturm wird nun schnell vorüberziehen, in einer halben Stunde wird die Natur wieder ausgetobt haben und der Himmel wieder blau und die Luft wieder rein sein," weissagte Saint Germain.

Und auch das traf ein. Der König war so erstaunt, so überrascht, daß er kaum Worte genug fand, dem Grafen die ganze Größe seiner Verwunderung auszudrücken.

„Barbe bleue!" sprach Seine Majestät, „wer Sie von heute an für nichts weiter als einen Charlatan hält, der ist selbst einer. Heute habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß Sie wirklich ein Wundermann sind. Wollen Sie uns nun einen Gefallen erweisen?" fragte Ludwig, nachdem sich der Himmel wieder aufgeheitert hatte.

„Sire, was befehlen Sie?"

„Ich habe Ihnen nichts zu befehlen; ich wünsche nur, daß Ihre Fräulein Schwester und Sie, Herr Graf, uns jetzt nach Menars begleiten …“

„Auch ich, lieber Graf, bitte darum.“

„Wir sind bereit, gnädige Frau,“ sagte Saint Germain.

Eine halbe Stunde später flog die Gesellschaft nach Menars.

Dort erwartete sie ein köstliches Abendbrot. Der Einzige, der wieder nichts aß, war unser Wetterprophet.

Am andern Morgen kehrten der Graf und die Gräfin nach Chambord, der König und Frau von Pompadour nach Versailles zurück.

XLI.

Zwei Tage später, als Saint Germain und Benjamin, zum ersten Male seit ihrem Aufenthalte in Chambord, sich auf der Jagd befanden, meldete die Kammerdienerin der Gräfin den Besuch des Herrn von Casanova. Sein Name trieb alles Blut nach ihrem Herzen und Leichenblässe auf ihr Angesicht. Sie überlegte einen Augenblick, ob sie den gefährlichen Besuch annehmen solle. Die Stimme des Verstandes rief ihr ein lautes Nein, die Stimme des Herzens flüsterte ihr ein leises Ja zu.

„Er mag eintreten,“ sagte Angioletta mit einer Miene, die sich den Anschein gab, als ob ihr ganzes Wesen unbefangen wäre.

„Verzeihung, Gräfin,“ sprach Casanova, „wenn die unbesiegbare Sehnsucht, Sie endlich nach acht langen Ta-

gen wieder zu sehen, mich heute zum ersten Male, wo Sie allein sind, in Ihre Nähe treibt. Störe ich oder ist mein Besuch Ihnen in irgend einer Rücksicht lästig, so sagen Sie mir ein Wort und ich trete, wenn auch mit schwererm Herzen, als ich gekommen bin, sogleich meinen Rückzug an ..."

„Cavaliere ..." stammelte die Gräfin sehr verlegen.

„Ihre Aengstlichkeit sagt mir, daß ich mich entfernen soll ..."

„Verlassen Sie mich, Cavaliere," bat Angioletta, die sich zu schwach fühlte, den anschwellenden Strom ihrer Gefühle kalt zurückzudrängen.

„Leben Sie wohl, Gräfin," erwiderte Casanova mit wehmüthig-rührendem Tone und wollte gehen.

„Nein, nein, gehen Sie nicht, Cavaliere, bleiben Sie, bleiben Sie. Mein Gemahl, wie eifersüchtig er auch ist, kann und wird es mir nicht verübeln, wenn ich in seiner Abwesenheit einen seiner Freunde, einen meiner Landsleute empfange. Setzen Sie sich, Signor Casanova. Was bringen Sie Neues aus der Hauptstadt?" fuhr sie nach kurzer Pause mit erzwungener Kälte fort, um das Gespräch rasch auf gleichgiltige Dinge hinzulenken.

„Ich habe Paris schon vor acht Tagen verlassen ..."

„Und wo waren Sie seitdem?"

„In Chambord ..."

„In Chambord?" wiederholte Angioletta tief erschreckt.

„Seit acht Tagen wohne ich am Ende des Dorfes in einem kleinen elenden Kämmerchen ..."

„Und weshalb?“

„Um das Glück zu genießen, in Ihrer Nähe weilen zu dürfen. Bei Tage schleiche ich bald in dieser, bald in jener Verkleidung um das Schloß und im Parke umher, um mich, wenn auch nur in weiter Entfernung, in den Strahlen Ihres Angesichts zu sonnen. Nachts weile ich stundenlang vor den Fenstern Ihres Schlafgemachs und beneide die Lampe, die ihr trauliches Licht auf Ihr Ruhelager streut. Vor Sonnenaufgang ziehe ich mich scheu und ängstlich wie ein Dieb, von Sehnsucht gepeinigt, von Gram gefoltert, in meinen Schlupfwinkel zurück ...“

„Sie scherzen, Cavaliere.“

„Nie war ich ernster gestimmt, als seit jenem Augenblicke, wo mir das Glück zu Theil geworden ist, Sie zum ersten Male zu sehen. Ihr Auge, Gräfin, erschloß mir eine neue, nie geahnte, mit tausendfachem Zauber ausgeschmückte Welt, ein Eden, schöner als Mahomets Paradies, einen Himmel, gewoben aus Aether und Sonnenglanz. Seitdem fühle ich mein Herz mit magischer Gewalt zu Ihren Füßen hingezogen; gleich das erste Mal hätte ich vor Sie niedersinken mögen, um den Staub Ihrer Schuhe, den Saum Ihres Kleides zu küssen und im Anschauen Ihrer Reize, im Anbeten Ihrer Schönheit wonnetrunken zu vergehen. Ach, Gräfin, nur der weiß, was Allmacht, was Zauber, was Liebe ist, der Sie gesehen.“

„Signor, ich fühle alle meine Gedanken so verwirrt, daß ich vergebens nach Worten ringe, Ihnen zu antworten ...“

„Seit jenem Tage verblutet mein Herz in wonnigsüßem Schmerze. Ueberall, wohin ich gehe, überall, wohin ich sehe, folgt mir Ihr Bild. Aus jeder Wolke lacht es auf mich nieder, aus jeder Blume nickt es mir entgegen; ich zittere, ich bebe vor Freude, wenn ich es sehe; jede Faser, jede Fiber, jeder Nerv fühlt sich von tausend namenlosen Wonnen durchzuckt, wenn ich den süßen Klang Ihrer Stimme höre, den Sonnenglanz Ihrer Augen sehe. O haben Sie Mitleid, Erbarmen mit mir, verstoßen Sie nicht den ärmsten, aber treuesten der Sclaven, der keinen höhern Stolz, kein neidenswertheres Loos kennt, als das Glück, vor seiner Gottheit huldigend im Staube zu liegen und zu flehen aus der tiefsten Tiefe seiner Seele: »Madonna, erhöre mich!«“

Bei den letzten Worten hatte sich Casanova zu Angioletta's Füßen niedergelassen und liebeglühend mit beiden Händen ihre Kniee umklammert.

„Stehen Sie auf, Cavaliere, stehen Sie auf ...“

„Nicht eher, als bis Du, Königin der Engel, mir ein Wort des Trostes, ein Zeichen Deiner Huld geschenkt.“

„Casanova, geben Sie der Stimme der Vernunft Gehör, schonen Sie die Ehre einer Frau, der es an Kraft gebricht, dem süßen Zauber Ihrer Worte Widerstand zu leisten; stehen Sie auf, Casanova, ich bitte, ich beschwöre Sie, stehen Sie auf. Weh' mir, weh' Ihnen, wenn der Graf jetzt käme und Sie zu meinen Füßen sähe.“

„Was frage ich nach dem Grafen, was frage ich nach Gott und allen Heiligen! Und ständen Henker und Schaf-

sot, und ständen Tod und Teufel und alle Furien der Hölle hinter mir, ich bleibe zu Deinen Füßen liegen, Madonna, bis Du aus Deinem Himmelsthrone herabsteigst zu Deinem Sclaven, bis Du einen Tropfen Balsam träufelst in mein Herz, das aus tausend Wunden blutet, bis Du, Königin des Himmels, Dich meiner Qual erbarmst und einen Kuß der Erhörung und des Friedens auf meine bebenden Lippen hauchst ..."

„Barmherziger Vater im Himmel, verleihe mir Kraft zu widerstehen ..."

„Madonna, blicke liebreich herab auf Deinen Knecht, der sich vor Dir im Staube windet und nicht eher von der Schwelle seines Himmels weicht, bis Du sein heißes Flehen erfüllst ..."

„Casanova," rief die Gräfin unter Schluchzen und Thränen, „verlassen Sie mich!"

„Du erhörst also nicht mein Flehen? Wohlan," rief der Cavaliere im Tone hellodernder Verzweiflung und zog ein dreischneidiges Stilet aus seiner Brusttasche, „so ende ein Dolchstoß vor Deinen Augen meine grenzenlose Qual!"

„Halten Sie ein!" rief die Gräfin, beugte sich rasch auf ihn hernieder und preßte einen langen, heißen Kuß auf seinen liebetrunkenen Mund.

Casanova drückte ihre Lippen fester und fester an die seinigen ... es war ein Kuß, der tausend Küsse und Millionen Wonnen in sich schloß. Angioletta raffte ihre ganze

Kraft zusammen, entwand sich seiner Umarmung und sprach im Tone der größten Entschlossenheit:

„Nun aber befehle ich Ihnen, mich augenblicklich zu verlassen!"

„Ich gehorche, Königin," sagte Casanova und entfernte sich.

Mir fällt dabei ein, was unser größter Dichter gesagt:

„Geh' den Weibern zart entgegen,
Du gewinnst sie, auf mein Wort,
Doch wer kühn ist und verwegen,
Kommt fürwahr noch besser fort."

Goethe, Goethe, Du kanntest die Frauen!

„Voila, une scène un peu fatigante," sagte der Cavaliere, als er draußen war. Dann zog er sein Taschentuch hervor, trocknete seine Stirne und schloß den kurzen Monolog mit den Worten: „mais à présent elle est à moi."

Und wahrlich, Casanova hatte nicht zu viel behauptet. Der erste Kuß ist das Morgenroth der Liebe, das Abendroth der Keuschheit; der erste Kuß ist die Jubel-Ouverture der großen Oper: „Liebe kann Alles"; dem ersten Kusse folgt ein zweiter, dem zweiten ein dritter und so steigt man auf der Liebe vielgestufter Leiter von Sprosse zu Sprosse, von Kuß zu Kuß, zur höchsten Stufe hinan. Ein Kuß ist wenig und doch sehr viel; der Kuß ist das Zusammenfließen zweier Seelen in Eine; die Seelen selbst sind zwei Gluthen, die sich gegenseitig entflammen und sich gegenseitig löschen. Der Kuß ist der stumme Dolmetscher zweier Herzen, die in einem Hauche sich mehr

als in Myriaden Worten sagen. Der Kuß ist der Hohepriester, der die Herzen in die eleusinischen Mysterien der Liebe einweiht, der einen Schleier nach dem andern lüftet und uns in die Werkstätte des Ewigen führt, denn Gott ist Liebe und Liebe ist die schaffende Urkraft. Der Kuß ist der Talisman, der den entfesselten Seelen Seraph-Schwingen leiht, die sie aus der kalten, sternenlosen Nacht des irdischen Jammerthals hinauftragen in das abendlose Reich des ewigen Glücks. Der Kuß ist das geheimnißvolle Zauberwort, das uns die goldenen Pforten des Paradieses, die Rosenthore der Liebe erschließt. Der Kuß ist der Wunderbalsam, der alle Wunden des liebeglühenden Herzens heilt, der Lethetropfen, der uns alle Leiden der Seele, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft vergessen läßt. — Die närrischen Gelehrten haben dicke Folianten über das Wesen des Kusses geschrieben; aber keiner von allen hat den Kuß so gut charakterisirt, so treffend definirt, als der bittere Spötter Martial und der Verfasser des Buches der „Philosophie der Ehe". — — —

Schon die alten Juristen erkannten die Gefährlichkeit des Kusses und bezeichneten ihn als die kurze, schwankende Brücke, die rasch vom Alpha zum Omega führt. Der Jurist Roger warf deshalb die Rechtsfrage auf, ob ein Ehemann, dessen Weib ohne sein Wissen einen Andern geküßt hat, eine actio repudii, eine Verstoßungsklage anstellen kann? — Ein anderer Rechtsgelehrter Italiens fragte, ob ein Mädchen, das schon ein Mal geküßt habe, noch berechtigt sei, den Jungfernkranz zu tragen? Das

heißt offenbar zu weit gehen. Wo gäbe es dann noch ein Mädchen, das würdig wäre, ihr Haupt mit diesem Kranze zu schmücken? Aber nicht blos Juristen, auch Theologen, Mediciner, Philosophen und Dichter haben den Kuß von ihrem Standpunkte aus beleuchtet und theils tiefe, theils flache Forschungen darüber angestellt. M. Pansa [1]), G. Herrenschmidt [2]), M. Kempius [3]) P. F. Romanus [4]), J. F. Heckel [5]), P. Müller [6]), J. C. Petersen [7]), J. Weber [8]), A. C. Cleemann [9]), G. S. Wiesand [10]), C. F. E. Schorch [11]), C. A. Fischer [12]), ein Anonymus [13]), F. Hempel, unter dem Namen Spiritus Asper [14]), und C. U. Grupen [15]) haben uns mit

[1]) De osculo ethnicae et christianae theologiae, Marb. 1603.

[2]) Osculologia, Witteb. 1630. 8.

[3]) Dissertatio philologica de osculis, Lips. 1665. 12., vermehrt u. d. T.: Opus polyhistoricum de osculis, Frf. 1680. 4.

[4]) Dissertatio de osculis, Lips. 1664. 4.

[5]) De osculis Dissertatio, Lips. et Dresd. 1689. 8.

[6]) De osculo sancto, Jen. 1701. 4. ibid. 1718. 4.

[7]) De osculo nocivo, oder vom schädlichen Kuß, Rost. 1704. 4.

[8]) Dissertatio juridica de osculis, Frf. 1713. 4.

[9]) De osculis veterum Dissertatio, Dresd. 1751. 4.

[10]) De osculis jurium symbolis, Lips. 1764. 4.

[11]) Abhandlung über die Rechte des Kusses, Erfurt, 1768. 4.

[12]) Ueber die Küsse, Dresd. und Mietau, 1796. 8.

[13]) Ueber den Kuß und das Küssen, Wien, 1802. 8.

[14]) Aphorismen über den Kuß und das Küssen, Leipz. 1807. 8. ibid. 1810. 8.

[15]) Ad legem si a sponso cap. 16. de donationibus, oder Beweis, daß die Jungferschaft durch einen Kuß verloren gehe, Jen. 1714. 4.

Werken über diesen Gegenstand beschenkt. All' diese Bücher dienen als Beleg zu der Behauptung Cicero's: „es giebt nichts Dummes auf der Welt, worüber sich die Gelehrten nicht schon den Kopf zerbrochen haben!"

XLII.

Angioletta hatte aus Furcht vor ihrem Gewissen und der Eifersucht ihres Gemahls die Nothwendigkeit gefühlt, Casanova's Besuch zu verheimlichen, um einem peinlichen Verhöre zu entgehen, in dem ihr Gewissen sie vielleicht verrathen hätte. Die Kammerzofe, die der Gräfin treu ergeben, dem Grafen aber sehr abhold war, weil sein Stolz von ihrem hübschen Figürchen und ihren herausfordernden Augen nie Notiz genommen, hatte den Wink erhalten, zu schweigen, und dieser Wink war vollkommen hinreichend gewesen.

Als Saint Germain von der Jagd heimgekehrt war, hatte er mit der gleichgiltigsten Miene die Frage hingeworfen, ob während seiner Abwesenheit ihn Jemand besucht habe? „Niemand!" Auf diese Antwort hatte er seine Frage noch ein Mal wiederholt und zwar in einem Tone, der jede Andere in Verlegenheit gebracht hätte. Dorette aber, der als Kammerdienerin comme il faut das Lügen lange schon zur zweiten Natur geworden war, hatte sich dadurch nicht schwankend machen lassen.

Nachdem Saint Germain sich umgekleidet hatte, begab er sich in die Zimmer seiner Gemahlin. Sie kam ihm kalt entgegen; er drückte einen Kuß auf ihre Stirn.

„Du hattest Besuch, liebes Kind?“ fragte er mit unbefangenem Lächeln.

„Besuch?“ wiederholte Angioletta, im Innern erschreckt. „Hat Dir das Dein prophetischer Geist verrathen oder . . .“

„Dorette . . .“

„Ich werde sie rufen, um zu erfahren . . .“

„Laß das, liebes Kind! Leicht möglich, daß ich mich auch verhört habe; auch wüßte ich keinen Grund, weshalb Du mir einen Besuch verhehlen solltest. — Angioletta,“ fuhr er nach kurzer Pause fort, „in drei Tagen kehren wir nach Versailles zurück. Es ist hohe Zeit, daß ich Dich in ein Geheimniß einweihe, das mir seit unserm Aufenthalte in Chambord manchen kummervollen Tag, manche schlaflose Nacht bereitet hat . . .“

„Sprich, theurer Freund, was beunruhigt Dich?“

„Angioletta, der König . . . liebt Dich . . .“

„Ich verlache seine Neigung . . .“

„Das ist edel, das ist brav von Dir! Und dennoch, dennoch kehre ich mit schwerem Herzen zurück, denn ich fürchte . . .“

„Joseph, was fürchtest Du?“

„Daß die Nähe des Königs, der Glanz seines Hofes, die Unermüdlichkeit seiner Huldigungen Deine Denkungsart allmälig ändern und das, was Dich früher von ihm abgestoßen hat, Dich später anziehen kann.“

„Niemals, niemals! Mag der Glanz der Krone, der

Prunk des Hoflebens Andere blenden, auf mich macht all' der eitle Tand und Flitter keinen Eindruck."

„Du bist mein liebes, süßes, treues Weib! In Dir hat mir die Vorsehung den höchsten Schatz, das schönste Glück beschieden. Der Himmel segne Dich für Deine Treue," sprach der Graf, zog sie gerührt an sein Herz und preßte zwei heiße Küsse auf ihr sonniges Augenpaar. „Nun, liebes Kind, setze Dich an meine Seite und höre, was ich Dir zu offenbaren habe."

„Erzähle!" sagte die Gräfin, nachdem sie auf dem Divan Platz genommen hatte.

„Frau von Pompadour, der König, der ganze Hof, ja die ganze Welt hält mich für ein Wesen, das Wunder aus den Aermeln schütteln und selbst das Unmögliche möglich machen kann. Ich bin ein Mensch, wie jeder Andere, und habe keinen andern Talisman, als etwas mehr Menschenkenntniß, mit deren Hilfe ich die Schwächen der Leute herausfühle und ihren Hang zum Räthselhaften, ihre Neigung zum Geheimnißvollen, ihre Sucht zum Wunderbaren zu meinem Vortheile benutze. Mancher meiner Feinde nennt dies Charlatanerie oder gar Betrug; jeder Vernünftige aber nennt es Lebensklugheit. Der Ruf, der größte, unverschämteste aller Lügner, erzählt von mir Wunderdinge, zu denen ein starker Glaube oder, aufrichtiger gesagt, viel Leichtgläubigkeit gehört, um jene für wahr zu halten. Ich lasse Jeden bei seinem Glauben, weil Mancher darin Hilfe, Trost und Beruhigung, mein eigenes Ich aber dabei seine Rechnung findet. Einen Tag

vor unserer Abreise nach Chambord ließ mich der König zu sich rufen und gestand mir, was ich längst gewußt: seine Liebe zu Dir. Jedes Wort seines Geständnisses fiel wie ein Topfen brennenden Siegelwachses in meine Seele; ich lag auf der gräßlichsten Folter, ich litt alle Qualen der Hölle und mußte dabei ruhig bleiben. Der König hatte unter Anderm auch von meinen magischen Wachsbildern gehört und mir gesagt, daß er beschlossen habe, meine Kunst auf eine Feuerprobe zu stellen. Jedes seiner Worte hat sich wie eine glühende Sonde in mein Gedächtniß eingeprägt. »Ist Ihre Kunst keine Lüge,« sagte er, »dann geht mein Wunsch in Erfüllung: dann wird Ihre Schwester mich lieben und ich werde ewig Ihr dankbarer Schuldner bleiben; beruht Ihre Kunst aber nur auf Täuschung, dann wird Ihre Schwester meine Wünsche nicht erhören, dann werde ich Sie — offen herausgesagt — für einen Charlatan und Betrüger halten und Sie als solchen dem Arme der Gerechtigkeit, der Strafe des Gesetzes überliefern, denn Graf Saint Germain soll sich niemals rühmen dürfen, König Ludwig XV. ungestraft dupirt zu haben.«"

„Und Du, was sagtest Du?"

„Mir blieb keine Wahl: ich versprach ihm Dein Bild in längstens vier Wochen. In drei Tagen ist jene Frist abgelaufen ..."

„Und was soll alsdann geschehen?"

„Nach Versailles zurückgekehrt, bringe ich dem Könige Dein Bild und nähre in ihm den frohen Glauben, daß

nach Verlauf von drei Monaten sein Wunsch in Erfüllung geht. Du, Theure, nimmst mir zu Liebe allmälig mehr und mehr die Miene an, als ob die Huldigungen, die er Dir darbringt, Dich günstiger für ihn gestimmt. Wehe mir, wenn das, was er wünscht, jemals wirklich in Erfüllung ginge ..."

„Sei unbesorgt, Joseph, ich kenne nun die Rolle, die Du mir zugetheilt hast, und will mir Mühe geben, sie eben so schlau, als sie von Dir angelegt ist, durchzuführen. Er soll unsere Täuschung für Wahrheit halten und Graf Saint Germain soll, trotz seiner Drohungen, sich rühmen dürfen, König Ludwig XV. ungestraft dupirt zu haben."

„Gott schütze uns," sprach der Graf und schloß seine Gattin, die so bereitwillig in seinen Plan einging, dankbar in seine Arme.

XLIII.

Saint Germain ließ sich einen Tag nach seiner Rückkehr aus Chambord bei Seiner Majestät anmelden. Der König eilte ihm huldreich entgegen.

„Nun, Graf, bringen Sie mir das heißersehnte Bild?" fragte Ludwig.

„Sire, ich bringe es mit schwerem Herzen."

„Was fürchten Sie davon?"

„Das gerade, was Sie wünschen: die Erreichung Ihres Zieles ..."

„Das gebe der Himmel! Die Entfernung hat meine Liebe zu Ihrer Schwester zehnfach verdoppelt und gestählt.

Wann, theurer Graf, darf ich hoffen, mich am Ziele meiner Wünsche zu sehen?“

„Früher vielleicht, als Ew. Majestät es vermuthen...“

„Das heißt viel und doch eigentlich gar nichts gesagt. Ich wünsche eine bestimmtere Antwort...“

„Also in längstens drei Monaten...“

„Das scheint mir, guter Graf, verteufelt lange. Ein Vierteljahr ist eine kleine Ewigkeit, in der man, sollte ich meinen, auch ohne schwarze Kunst das Herz jeder Frau gewinnen kann...“

„Doch schwerlich das meiner Schwester...“

„Sollte das Herz der Gräfin wirklich aus anderm Teige geknetet sein, als das aller andern Frauen?“

„Männerhaß hat in dem Herzen meiner Schwester so tiefe Wurzeln geschlagen, daß es selbst meiner Kunst schwer werden wird, ihn siegreich zu bekämpfen. Wüßte Angioletta, daß ich der Neigung Ew. Majestät zu Hilfe eile, um diesen Haß zu überwinden, sie würde es mir, wie sehr sie mich auch liebt, niemals verzeihen. Und darum lege ich Ew. Majestät die warme Bitte an's Herz, das Bild, das ich Ihnen hier überreiche, so geheim als nur irgend möglich zu halten, denn gewahrte es meine Schwester, Frau von Pompadour oder irgend eine dritte Person, dann wäre der Zauber des Bildes gebrochen und unser Plan vereitelt . . . meine Schwester, Sire, kennt die magische Gewalt dieser Bilder und weiß ihr entgegenzuwirken...“

„Niemand außer mir soll dieses Bild zu sehen bekom-

men. Und diese Nadel? Was habe ich damit zu thun?" fragte der König, sie neugierig von allen Seiten betrachtend.

„Allnächtlich mit dem Glockenschlage Zwölf geruhen Ew. Majestät mit dieser Nadel drei Stiche in das Herz dieses Wachsbildes zu bohren und bei jedem Stiche den Spruch: „Samaliel Kaph el aogla, Heuriel ben ardra" zu wiederholen."

„Ist es erlaubt, zu fragen, was das heißt?"

„Es ist eine Beschwörungsformel, deren geheimer Sinn nicht mehr und nicht weniger sagt, als: »Wirf ab den Haß und liebe mich ...«"

„Der Teufel kann solches Kauderwelsch behalten ..."

„Darum habe ich die Zauberformel für Ew. Majestät auf dieses Blatt geschrieben."

„Schön, sehr schön! Empfangen Sie unterdessen meinen Dank. Ueberzeuge ich mich später von der Wahrheit Ihrer Zauberkunst, dann ist das Glück Ihrer Schwester und auch das Ihrige gemacht. Auf Wiedersehen, Graf Saint Germain!" sprach der König mit dem allerhuldvollsten Lächeln.

„Sire, ich lege unser Schicksal in Ihre Hand," sagte der Graf, verneigte sich tief und ging.

XLIV.

An demselben Tage machte die Gemahlin des Grafen der Frau von Pompadour die Aufwartung.

„Eh bien, Gräfin," fragte die Marquise im Laufe des Gespräches ihre gefährliche Nebenbuhlerin, „behar-

ren Sie noch immer bei dem abenteuerlichen Entschlusse, nie zu heirathen?"

„Ich fühle durchaus keinen Beruf dazu ..."

„Und weshalb nicht?"

„Weil mir die Ehe verhaßt ist."

„Und doch ist die Ehe das sicherste Asyl der Liebe ..."

„Sagen Sie lieber ein Lazareth, in dem sie langsam hinsiecht, gliedweise abstirbt und lange vor dem Tode in Fäulniß übergeht."

„Glauben Sie mir, Angioletta, es giebt auch glückliche Ehen in der Welt ..."

„Aber wie lange währt dieses Glück? Die Ehe ist eine rauhe Prosa, die von der Poesie der Liebe eine Rosenblüthe nach der andern abstreift und zuletzt nichts als die Dornen bitterer Täuschungen zurückläßt ..."

„Sie sind so jung; woher diese traurigen Erfahrungen?"

„Ich verdanke sie meinem Bruder ..."

„Auch er kennt das Glück der Ehe nicht, denn er war ja nie verheirathet ..."

Das Gespräch kreiste noch lange um Liebe und Ehe, und der ewig wiederkehrende Refrain der Frau von Pompadour war: Sie müssen heirathen, liebes Kind!

Auch ich komme noch ein Mal auf das alte Thema zurück. Liebe und Ehe sind die beiden Pole, zwischen welchen die ganze Welt unserer Freuden und Leiden liegt. „Liebe," sagt Kant, „ist die Uebertragung des Ich in das Nicht-Ich, ein Aufgeben der eigenen Individualität, ein geistiges Zusammenströmen und Ineinanderfluthen, die

Verschmelzung zweier Seelen in Eine." Nach der Hegel'schen Philosophie ist die Liebe die Idealität der Realität eines Theiles der Totalität des unendlichen Seins, verbunden mit der Cupidität und Carnität zwischen Ich und Du, denn Ich und Du ist Er!!! Aber diese nüchternen Philosophen verstehen so wenig von dem innern Wesen der Liebe, als Blinde von der Majestät des gestirnten Himmels. Nur Dichter wissen, was Liebe ist! Wie schön besingt sie Mahlmann:

„Nimm mir die Liebe, was bin ich? Der Aermste unter den Armen,
Laß mir die Liebe — und ich bin reicher als Könige sind."

Ehe aber ist ein blutiges Pasquill auf die Liebe. „Ehe," sagt ein bekannter Humorist, „ist ein felsenfestes, unverrückbares Wort. Man mag es vor- oder rückwärts lesen — Ehe bleibt Ehe!"

„Was man vom Glück der Ehe spricht,
Sind Träume, nichts als Träume;
Die Eh' ist Prosa, kein Gedicht,
Denn Mann und Frau — wer weiß das nicht? —
Sind selten, selten Reime."

Und darum ist die Ehe eine Ungereimtheit, oder, wie Madame Georges Sand sagt: „une institution sans rime et sans raison."

XLV.

Casanova, der nach des Grafen Abreise von Chambord nach Paris zurückgekehrt war, hatte sich durch sein kluges Benehmen, durch die feine Art und Weise, mit der er Saint Germains Eitelkeit Weihrauch zu streuen

verstand, dergestalt bei ihm einzuschmeicheln gewußt, daß sein Umgang dem Grafen nach und nach ein fast unentbehrliches Bedürfniß geworden war.

Der Cavaliere kam Anfangs selten, dann öfter und zuletzt fast täglich. In der Gegenwart des Gemahls nahm er, der Gräfin gegenüber, die Miene der allergleichgiltigsten Gleichgiltigkeit an; wenn aber der Graf ihm den Rücken kehrte, wußte Casanova ihr mit einem Blicke, einer Miene Alles, was ihm auf dem Herzen lag, so deutlich zu offenbaren, daß ihr kein Jota seiner geheimsten Gedanken entging. Selbst ein Tartüffe hätte den Indifferentismus, die Kälte und die Scheinheiligkeit, einem Gemahle gegenüber, nicht weiter treiben können, als der schlaue Verführer, der, Meister in der Verstellungskunst, seine Gefühle so geschickt zu vermummen verstand, daß selbst ein zehnmal schärferer Blick, als der des Grafen, diese Maske nicht durchschaut hätte. Auch Angioletta spielte ihre Rolle mit gleicher Meisterschaft. Sie schien von dem Manne, den sie liebte, wenig oder gar keine Notiz zu nehmen; kam er, so war sie ärgerlich darüber; ging er, so sagte sie zum Grafen: „dieser Mensch ist mir unerträglich,“ und fragte der Herr Gemahl, warum sie gegen seinen Freund so eingenommen sei, so antwortete sie: „weil er über alle Maßen langweilig ist,“ und wenn Saint Germain gutmüthig darauf erwiderte, daß er ihre Abneigung unerklärlich finde, da sein Freund doch bei allen Frauen Glück mache, so erklärte sie, indignirt die Achseln zuckend, sie könne nicht begreifen, was man an diesem

bis zum Ekel von sich eingenommenen Manne liebenswürdig finde. — Auf diese Weise wußte sie nach und nach die hundert Argusaugen seiner Eifersucht in süße Ruh zu wiegen und nicht den kleinsten Verdacht in seiner Seele wach werden zu lassen.

Casanova, der seit dem ersten Kusse im Herzen der Gräfin festen Fuß gefaßt hatte, gewann nun von Tag zu Tag größern Spielraum, erstürmte eine Verschanzung nach der andern, eroberte ein Fort nach dem andern, und pflanzte endlich auf der höchsten Zinne der schlau erklimmten Festung seine Siegesfahne auf.

Und der Graf, der arme, beklagenswerthe Graf, dem die lügnerische Fama ein Zauberlorgnon geschenkt, mit dessen Hilfe er das menschliche Herz, die geheimsten Falten der Seele sollte durchschauen und auf der Stirne die Täuschung, den Verrath, die Untreue herauslesen können: er war, wie jeder andere Ehemann, mit Blindheit geschlagen, er sah den Wald vor lauter Bäumen, die helllodernde Flamme vor lauter Lava nicht. Wohl ihm, daß er kein Glas solcher Art besaß, denn wie leicht hätte der Dämon des Argwohns ihn verleiten können, sich dieses Mittels zu bedienen, um einen Blick in das Herz seiner Frau zu werfen. Ein Blick, ein einziger Blick hätte ihm das ganze Glück der Täuschung geraubt und ihn in Elend und Verzweiflung gestürzt.

Die Alten, die noch genug frommen Kinderglauben, noch genug Selbsttäuschung besaßen, um selbst das Unglaublichste für glaublich zu halten, wollen unter Anderm

auch zwei Pflanzen gekannt haben, von deren Zauberkraft sie uns so viel Schönes zu erzählen wissen, daß wir, im Interesse aller Eheleute, aufrichtig bedauern müssen, davon keine Ableger zu besitzen. Die eine dieser Wunderblumen hieß Leucophile, die andere Nenuphar. Der erstern, die an den Ufern des Phases, eines Flusses in Kolchis, wuchs, schrieb man die Kraft zu, die Frauen zu verhindern, ihren Männern untreu zu werden; die andere soll die gewiß eben so vortreffliche Eigenschaft besessen haben, die Männer unempfindlich für die Liebe anderer Frauen, als der ihrigen, zu machen. Die letzte dieser Pflanzen hätte ich dem Signor Casanova, die erste unserm armen Grafen gewünscht. – Seitdem aber diese Blumen abgeblüht und in keinem unserer Gärten, in keinem unserer Treibhäuser Wurzel schlagen wollen, sind Männer und Frauen dem gegenseitigen Schach der Verführung bloßgestellt, und Untreue ist der giftige Wurm, der an der Wurzel der meisten Ehen nagt. Und darum sannen schon die Alten, die sich, mehr als unsere Zeitgenossen, die Untreue ihrer Weiber zu Herzen nahmen, über Mittel nach, dieses im Dunkel schleichende Uebel zu erforschen, zu errathen. Democrit, den die Natur mit einem so feinen Geruche begabt hatte, daß er errathen konnte, ob aufgetragene Milch von einer schwarzen oder weißen Ziege, vermochte, was noch mehr werth war, jedem Mädchen abzuriechen, ob sie Jungfrau, jeder Frau, ob sie ihrem Manne treu sei. Dank der gütigen Vorsehung, daß nicht Jeder von uns eine so feine Nase hat!

Dioscorides, ein berühmter Arzt Griechenlands, ein Zeitgenosse Nero's, glaubte ein Mittel zur Erforschung weiblicher Untreue im Magnete gefunden zu haben. Wenn man einen Magnet ohne Wissen der Frauen Nachts unter ihr Kopfkissen legt, so werden jene, die ihren Männern untreu gewesen sind, im Schlafe so unruhig werden, daß sie nicht im Bette bleiben können. Noch tausend Jahre später glaubte Albertus Magnus, Bischof von Regensburg, an diese magnetische Macht. Gegen Frauen unserer Zeit, die viel zu aufgeklärt sind, um Märchen dieser Art Glauben zu schenken, hat der Magnet seine verrätherische Kraft verloren. Aber besäße er selbst jetzt noch die Macht, so hätte die Ruhe der Familien, die Sicherheit des Staates schon längst erfordert, den Magnet als polizeiwidriges Beichtzwangs-Mittel zu confisciren. — Es ist eine traurige, aber leider nur zu alte Erfahrung, daß eheliche Treue zu allen Zeiten eine große Seltenheit, eine Art Aloë war, die in hundert Jahren nur ein Mal blüht. Zum Beweise folgende Anekdote: Pheron, König von Aegypten, der von den Göttern zur Strafe seiner Verwegenheit, weil er einen Pfeil in den Wellenschooß des heiligen Nilstroms abgeschossen hatte, mit Blindheit geschlagen worden war, erhielt vom Orakel, das er um ein Mittel zur Heilung befragen ließ, den heimtückischen Rath, sich, wie Herodot im 2ten Buche im 111ten Capitel erzählt, mit dem Urine einer Frau zu waschen, die, trotz aller Versuche ihrer Anbeter, den Schwur der Treue nie verletzt habe. Pheron befolgte den guten Rath des

bösen Orakels und wusch sich heute und wusch sich morgen und wusch sich alle Tage und — blieb zehn Jahre lang blind. Nachdem er an hundert Frauen und zuletzt auch seine eigene Gemahlin hatte verbrennen lassen, gab ihm eine ägyptische Tänzerin das Licht der Augen wieder, worauf er ihr, zum Beweise seiner Dankbarkeit, auf dem öffentlichen Markte zu Memphis eine zweihundert Fuß hohe Pyramide erbauen ließ, die noch heute, nach zwei Jahrtausenden, der staunenden Nachwelt Kunde giebt vom weißen Raben, von der Treue einer Frau. — Dank den Göttern, daß es jetzt keine so nichtsnutzigen Orakel giebt!

XLVI.

Frau von Pompadour, die, seitdem sie sich von der wunderthätigen Wirkung des Wachsbildes hinlänglich überzeugt hielt, das vollste Vertrauen zum Grafen hatte, glaubte ihm nun Alles, nur das Eine nicht, daß er, wie jener scythische Magier Abaris, einzig und allein von der Luft lebe. Wie oft sie ihn auch schon zur Tafel gezogen hatte, niemals war er zu überreden gewesen, einen Bissen bei ihr zu genießen. Und trotzdem hatte sie noch immer nicht die Hoffnung aufgegeben, ihren Freund zum Essen zu bekehren. Zu diesem Zwecke war der letzte Versuch beschlossen worden. Sie hatte den Grafen und die Gräfin zu einer Soirée in Paris eingeladen und ihrem Haushofmeister eingeschärft, alle Minen der edeln Kochkunst springen, die verlockendsten Gerichte, die einladendsten Weine auftragen zu lassen, um ihren Freund auf die letzte

Probe und seinen Appetit auf die reizendste Folter zu spannen.

„Ich will doch sehen," sagte sie zu ihrer Kammerfrau, „ob sich mein Freund das Essen wirklich ganz abgewöhnt hat, oder ob er nur in Gegenwart von Fremden den Enthaltsamen spielt, um sich dann bei verschlossenen Thüren für die Entbehrung, die er sich selbst auferlegt, glänzend zu rächen. Wollte nicht auch Herr Mahomet, der türkische Prophet, um den schon längst kein Hahn gekräht, hätte nicht mein Freund, Herr von Voltaire, ihn zum Helden eines Trauerspiels gemacht, wollte nicht auch dieser Mann sich den Anschein geben, als ob er das Essen, dieses süße Bedürfniß des Lebens, nur dem Namen nach gekannt habe?! Aber dieser Mahomet, den kein menschliches Auge jemals essen gesehen, starb an einer vergifteten Hammelkeule, die ihm die schöne Jüdin Zainah gereicht, um seinen prophetischen Geist und seinen überirdischen Magen auf die Probe zu stellen. Wie jene Zainah will ich auch den Grafen entlarven, ihm zwar keine vergiftete, wohl aber solche Speisen vorsetzen lassen, daß, wenn noch ein Fünkchen von Eßlust in seinem heuchlerischen Magen glüht, er zugreifen oder die Qualen des Tantalus erleiden soll. Ach, wie freue ich mich darauf, Zeuge zu sein, wie ihm das Wasser im Munde zusammenlaufen wird! Sage nicht, liebe Duhausset, das sei grausam von mir. Ein Mann, der von den Freuden der Tafel mit so hartnäckiger Verachtung spricht, wie mein lieber Graf Saint Germain, ein Mann, der das Essen und Trinken so ganz

desavouirt und verschmäht, verdient bestraft, grausam bestraft zu werden."

Und wahrlich, Frau von Pompadour hatte nicht so ganz unrecht. Ein Mann, und noch dazu ein geistreicher Mann, der keinen Geschmack an den unschuldigen Genüssen einer wohlbesetzten Tafel findet, ein Mann, der abgestorben ist für die herrlichen Freuden der Küchen und Keller, verdient wie Nabuchodonosor in einen Ochsen verwandelt zu werden und sein Leben lang nichts Anderes als Heu zu kauen!

Zur festgesetzten Stunde erschienen die geladenen Gäste und unter diesen auch Saint Germain, aber ohne seine Gemahlin. Als die Marquise ihn um den Grund ihres Ausbleibens fragte, sagte er:

„Meine Schwester leidet seit einigen Tagen an heftigem Kopfweh."

„Das arme Kind!" bedauerte Frau von Pompadour. „Sehen Sie, lieber Graf, das Alles kommt nur davon her, daß sie durchaus nicht heirathen will. Und wer ist Schuld daran? Kein Anderer als Sie, theurer Freund. Wär' ich Angioletta's Bruder, ich hätte das arme Kind längst schon unter die Haube gebracht, und dann litte sie gewiß nicht mehr an Kopfweh!"

„Wer weiß, wer weiß!" lächelte der Graf.

Eine halbe Stunde später ging's zu Tische. Die Marquise hatte die Aufmerksamkeit, Herrn von Saint Germain vor allen andern Gästen wiederum dadurch auszuzeichnen, daß sie ihm auch diesmal den Platz zu ihrer Rechten anwies.

„Man begeht fast ein Unrecht," sagte Frau von Pompadour zu ihrem Nachbar, „Sie zur Tafel zu ziehen, denn Sie leben, gleich den Sylphen, blos von den Strahlen der Sonne und den Düften der Blumen, und sehen mit gerechtem Mitleid auf uns arme Sünder herab, die zu Rebhühnern und Fasanen ihre Zuflucht nehmen."

„Auch ich, Frau Marquise, war einst den Freuden der Tafel mehr ergeben, als Sie vermuthen. Ich erinnere mich noch recht gut, daß ich im Jahre 1499 auf dem Bankett, das der Marschall Jean Jacques Trivulce Seiner Majestät dem Könige Ludwig XII., bei dessen Einzug in das von ihm eroberte Mailand, gegeben hatte — ein Fest, bei dem, beiläufig gesagt, zwölfhundert Damen eingeladen waren, die von eben so vielen Stallmeistern und Edelknaben bedient worden — mit wahrem Erysichthonshunger zwei ganze Hasen verschlungen habe."

„Damals, lieber Graf, gab es noch nicht so große Meister-Köche, wie heut zu Tage. Zwischen einem Hasen von damals und einem Hasen von jetzt liegt eine unbeschreibliche Kluft; die Art und Weise, wie man ihn heut zu Tage zubereitet, verleiht seinem Fleische einen Saft und einen Reiz, der unserm Gaumen auf eine so verführerische Weise schmeichelt, daß die Zunge nicht müde wird, jeden Bissen so lange hin und her zu wiegen, bis sich alle Sinne in Einen concentrirt haben, um sich dieses Genusses ganz zu bemeistern. — Wie lange ist es her, daß Sie kein Fleisch gekostet haben?"

„Anno 1547 aß ich in Genua an der Tafel des Dogen Benedetto Gentile, der einige Jahre früher, in Gemeinschaft

mit mir, die Zahlenlotterie erfunden hatte, die letzte Schnepfe. Seit jener Zeit ist kein Fleisch mehr über meine Lippen gekommen."

„Sie nähren sich, wie die Herren Kamtschadalen, wahrscheinlich nur von Fischen? Ist Ihnen vielleicht ein Stück von dieser Steinbutte oder diesem Rheinlachs, den ich heute Morgen durch einen Courier direct aus Coblenz erhalten, gefällig?"

„Den Fischen, gnädige Frau, habe ich schon früher entsagt. Anno 1526 aß ich den letzten Merlus, in Rom, an der Tafel des heiligen Vaters Hadrian VI., der ein so großer, leidenschaftlicher Verehrer dieser Fische war, daß der Preis derselben beim Antritt seines Pontifikats um das Doppelte stieg."

„So versuchen Sie wenigstens ein Stück von diesem Hummer."

„Um keinen Preis der Welt."

„Und warum nicht?"

„Im Jahre 1470 gab George Neville, der Bruder des berühmten Warwick, zur Feier seiner Ernennung zum Erzbischof von York, dem Adel und der Geistlichkeit ein Festmahl, zu dem auch meine Wenigkeit eingeladen war. Die Speisekarte jenes diner-monstre wird noch jetzt als ein Denkmal großartiger Freigebigkeit im Reichsarchive zu London aufbewahrt. Auf der Tafel des ehrwürdigen Prälaten erschienen an jenem für mich ewig unvergeßlichen Tage 6 Stiere, 80 Ochsen, 300 Schweine, 3000 Kälber, 3000 Gänse, 3000 Kapaunen, 2000 Hühner, 4000 Tauben,

100 Kaninchen, 200 Fasanen, 500 Rebhühner, 4000 Auerhähne, 4000 Enten, 8 Seekälber, 4 Schildkröten, 300 Hechte, 12000 Krebse und 200 Riesenhummern. Bei der Zubereitung dieses Gastmahls waren 61 Haushofmeister, 570 Köche und 1500 Küchenjungen beschäftigt. 104 Fässer Wein und 300 Fässer Bier waren kaum hinreichend, den Durst der Gäste zu löschen."

„Sie sagten, jener Tag werde für Sie ewig unvergeßlich bleiben. Sind Sie böse, lieber Graf, wenn ich Sie frage, weshalb?"

„Weil ich mir an jenem Tage an einem dieser Riesenhummern die erste und, ich darf wohl sagen, auch die letzte Indigestion zugezogen hatte. Seit jenem Feste sind Hummern und Krebse für mich nicht mehr auf der Welt."

„Essen Sie auch keine vegetabilischen Speisen, keine Gemüse, keine Früchte?"

„Nichts von dem Allem. Den letzten Blumenkohl aß ich Anno 1735, an dem Tage, an welchem mein vieljähriger Freund Thamasp Kulichan nach einer blutigen Schlacht, in der ich an seiner Seite gegen die Türken mitgekämpft hatte, als Shah Nadir den Thron von Persien bestieg. Fünf Jahre hindurch nährte ich mich einzig und allein von Eidottern. Anfangs aß ich täglich, dann wöchentlich das Gelbe eines Ei's; später gewöhnte ich mir auch das ab, so zwar, daß ich seit den letzten siebenzehn Jahren nichts, gar nichts mehr genossen habe."

„Und seit jener Zeit leben Sie also nur von der Luft?"

„Von der Luft und meinem Elixire, welches so viel

Nahrungsstoff enthält, daß fünf Tropfen hinreichend sind, die Ansprüche des ungenügsamsten Magens zu befriedigen und den größten Hunger zu stillen. Diese strenge Diät, gnädige Frau, trägt nicht wenig dazu bei, die Lebenskraft des Menschen zu erhöhen und das flüchtige Alkohol der Jugend zu fesseln."

„Wenn Sie aber gar nichts essen, für wen, theurer Freund, halten Sie einen so ausgezeichneten Koch?"

„Für meine Schwester . . ."

„Würden Sie nicht viel ersparen, wenn Sie auch ihr das Essen abgewöhnten?"

„Nicht jeder Magen ist so gut organisirt, als der meine. Im Jahre 1507 machte ich in Venedig die Bekanntschaft jenes Lodovico Cornaro, der, damals vierzig Jahre alt, seine Gesundheit durch Ausschweifungen aller Art dergestalt zerrüttet hatte, daß alle Aerzte ihn aufgaben. Ich schenkte ihm eine Büchse meines Thee's und verordnete ihm eine äußerst strenge Diät, nach welcher er täglich nicht mehr als acht Unzen fester und vierzehn Unzen flüssiger Stoffe als Nahrungsmittel zu sich nehmen durfte. Bei dieser Lebensart erreichte er ein Alter von hundert Jahren und schrieb 1566, sechs Jahre vor seinem Tode, ein Buch über das mäßige Leben, das der Gute, als einen Tribut seiner Dankbarkeit, mir durchaus dediciren wollte, wenn ich ihn nicht daran verhindert hätte, weil ich ein abgesagter Feind aller Ostentation bin."

„Und sind Sie auch so enthaltsam im Trinken?" fragte die Marquise, um das Gespräch auf seine eigene Person zurückzuleiten.

„Das Trinken war mir von jeher sehr zuwider und zu allen Zeiten habe ich Leute, die sich dem Laster des Trunkes ergeben, trotz aller Achtung, die ich für ihr großes Talent gehegt, nie recht leiden mögen. Petrus Pontanus, ein berühmter niederländischer Gelehrter zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts, Professor der Rhetorik zu Paris, war mir trotz seiner großen Gelehrsamkeit verhaßt, weil er sich allzusehr dem Trunke hingegeben. Oft, wenn er zu viel gebechert hatte, schrieb er P. P. P. P. P. P. P. P. P. an die Thür seines Hörsaales. Dieses neunfache P hatte so viel als: **Petrus Pontanus Poeseos Professor Publicus Propter Pocula Prohibitur Praelegere** zu bedeuten. Der Buchstabe P führt mir einen andern Säufer, den Abbé Simon Joseph Pellegrin, ins Gedächtniß zurück. Nach der Vorstellung seines Trauerspiels „Pelopée," das am 18. Juli 1733 in Paris zur Aufführung kam und leider ausgepocht wurde, tröstete ich ihn im Café Procope, als plötzlich ein Billet für ihn ankam, dessen ganzer Inhalt P. P. P. P. P. P. P. P. P. P. P. P. P. P. war. »Wissen Sie diese vierzehn P zu dechiffriren?« fragte er mich. »Nichts leichter als das,« meinte ich; »doch fürchte ich, Sie damit zu beleidigen.« »Durchaus nicht,« sagte er. »Nun denn, ich glaube, diese vierzehn P haben nichts mehr und nichts weniger zu bedeuten, als **Pelopée, Pièce Pitoyable Presentée Par Pellegrin, Pauvre Petit Poëte Provençal** — er war Anno 1663 zu Marseille geboren — **Prêtre, Parasite Parfaitement Puni.**«"

„Und was sagte der Abbé?"

„Er rief den Garçon, bezahlte sein Glas Zuckerwasser, ging und war seit jenem Abende bis zu seinem Tode — er starb am 5. September 1745 zu Paris — einer meiner erbittertsten Feinde.“

„Und nicht mit Unrecht, lieber Graf, denn nichts verwundet tiefer, als ein boshafter Scherz zu unrechter Zeit. — Sie selbst also trinken ...“

„Niemals,“ antwortete Saint Germain mit stoischem Ernste. Der allergrößte Trinker, den ich in meinem langen Leben kennen gelernt habe, ist zweifelsohne Graf Adam Malachowsky, der Kron-Vorschneider König August's III. von Polen. Das Volk hat ihm den Spitznamen: »Gesundheittödter« gegeben, weil er viele Leute durch Weingenuß dergestalt trunken gemacht hatte, daß sie gleich nach der Zeche eingeschlafen waren, ohne je wieder aufzuwachen. Der Graf besitzt einen Riesenbecher, der zwei Quart faßt, und worauf drei Herzen, mit der Unterschrift: „Corda fidelium“ eingeprägt sind. Ich sah diesen Becher auf einem Bankett, das mein Freund Malachowsky in Bonkova Gora, seinem Wohnsitze, gab und auf dem er durch einen Almosensammler aus dem Bernhardinerkloster Wielka Wola im Trinken besiegt wurde.“

„Graf, ich bewundere Sie!“

„Weil ich nicht trinke?“

„Ach nein, weil Sie ein so vortreffliches Gedächtniß haben.“

Unterdessen jagte eine Schüssel die andere. Die Tafel

bog sich unter der Last der Speisen, von denen eine einladender, verlockender, hinreißender als die andere war. Saint Germain sah all' die Herrlichkeiten kommen und verschwinden; er betrachtete alle diese Genüsse, die seinen Appetit herausfordern sollten, mit so eßlustloser Mine, daß die Marquise, die ihren Racheplan scheitern sah, vor Aerger fast den eigenen Appetit verlor. Frau von Pompadour nahm jetzt die Miene einer Bittenden an.

„Mir zu Liebe, bester Graf, sollten Sie ein Stückchen, ein ganz kleines Stückchen von diesem dindon aux truffes kosten, um mir einzugestehen, daß es das Geschmackvollste ist, was Sie in Ihrem Leben genossen haben."

„Fordern Sie, Frau Marquise, alles Andere, nur dies nicht von mir. Ich bin überzeugt, daß der Bissen, den ich äße, mir, wenn auch nicht den Tod, denn dafür schützt mich, Dank dem Himmel, mein Elixir, doch eine schwere Krankheit zuziehen würde. Mein Magen hat seit den letzten siebenzehn Jahren die üble Angewohnheit des Essens und Trinkens dergestalt abgestreift, daß es ihn aufs Tiefste kränken und verletzen hieße, wollte ich ihm plötzlich zumuthen, der liebgewordenen Entsagung untreu zu werden."

Die Tafel währte drei Stunden. Der Nachtisch verdunkelte Alles, was in dieser Art reizender Tafel-Epiloge jemals dagewesen war. Der Graf blieb kalt und unempfindlich gegen jedes neue Schach, das Frau von Pompadour seinem Appetite bot: er aß und trank nichts, aber desto mehr schwatzte er von Personen und Dingen, die für eine so erleuchtete Feinschmeckerin, wie die Geliebte Ludwigs XV.,

die höchste Anziehungskraft besaßen. Das Gespräch kreiste um die Tafelfreuden der alten Griechen und Römer.

„In jener schönen Zeit," erzählte Saint Germain, „in der unter den Auspicien des großen Pericles die Künste ihren Meridian erreicht hatten, durfte auch die edle Kochkunst, die Amme aller schönen Künste, nicht zurückbleiben. Doch gleichwie von den Maler- und Bilhauerwerken so vieler berühmten Meister nichts auf die Nachwelt, als der ruhmgeschmückte Name derselben übergegangen, eben so ist von dem Ruhm so vieler gefeierten Kochkünstler in Athen und Syrakus nichts Anderes als die Erinnerung übrig geblieben. Unter den Heroen der Kochkunst Griechenlands nennt die dankbare Nachwelt Pantaleon, Zophon, Simonaktides, Epenetos und Epikros. — Zu den Lieblingsspeisen der griechischen Tafelfreunde gehörten die Fasanen, die sie aus Kolchis bezogen, die aber so selten waren, daß ein Ptolemäer noch auf dem Todtenbette mit seinem Schicksal haderte, weil es so grausam gewesen war, ihm nie den Genuß gegönnt zu haben, das Fleisch dieses köstlichen Geflügels zu kosten. Die Insel Samos erhielt ihren Ruhm von der Virtuosität, mit der sie die Pfauen zu mästen verstand. — Die Nachkommen des Romulus mästeten auch Schwäne, zu welchem Behufe diese schönen Thiere geblendet wurden. — Der ehrwürdige Schlemmer Apicius, der sein ganzes Vermögen verpraßte, war unter Anderm auch ein großer Verehrer der Straußen-Braten; Kaiser Heliogabalus liebte nur das Hirn derselben. — Die Gänseleber stand schon vor zweitausend Jahren

in solchem Ansehen, wie jetzt. Schon der liebenswürdige Horaz griff in die Saiten seiner unsterblichen Lyra, um ihren Ruhm zu preisen. — Maaß und Gewicht gehörten zu den geheim gehaltenen Künsten der alten Küche; ein Dutzend Lerchen mußte mindestens zwölf Pfund wiegen, sonst waren sie nicht tafelfähig. — Die Zahl der bei den Feinschmeckern des Alterthums in hoher Achtung stehenden Wassergeschöpfe war nicht unbedeutend. Ihr größter Liebling aber blieb der Stör, der von bekränzten Sclaven unter Gesang und Musik wie im Triumphe aufgetragen wurde. — Von einem andern Wassergeschöpfe, Amia genannt, versichert ein athenienſisches Sprichwort, es sei so vortrefflich gewesen, daß selbst der ungeschickteste Koch nicht im Stande gewesen sei, ihm seinen Wohlgeschmack zu rauben. — Nicht zehn Bände würden hinreichen, die Höhe zu beschreiben, zu der die Gourmandise zur Zeit des römischen Kaiserreichs emporgestiegen war. Geta, der oft drei Tage und drei Nächte ohne Unterbrechung zu schmausen und zu bechern geruhte, ließ sich die Speisen nach der Reihenfolge des Alphabetes vorsetzen und nahm auf diese Weise ein ganzes Wörterbuch von Gerichten in succum et sanguinem in sich auf. — Tiberius geruhte den Piso zum Prätor zu ernennen, weil derselbe drei Mal vierundzwanzig Stunden gezecht und trotzdem — welch' beneidenswerthes Glück! — nicht den kleinsten Rausch davongetragen hatte. Wegen einer ähnlichen Heldenthat wurde Flaccus zum Consulate in Syrien erhoben. — Vitellius, der stets einen Schuh vom rechten Fuße seiner Gemahlin

auf der Brust trug, geruhte einst ein Gastmahl zu geben, bei dem nicht weniger als zweitausend fünfhundert verschiedene Fischgattungen, zu deren Fang die römische Flotte bis zum schwarzen Meere vorgedrungen war, die Eßlust seiner Gäste in die Schranken riefen. — Heliogabalus gefiel sich in der Caprice, ungenießbare Dinge genießbar zu machen, eine Eigenheit, die mich an einen lieben Freund erinnert, der sich zu Tode gegrämt hatte, weil ihm der Versuch mißglückt war, den Kühen eine Delicatesse abzugewinnen, die wir den Schnepfen verdanken. — Der Römer Catius, der die Behauptung aufgestellt, ein für die Tafel bestimmtes Wild müsse, um den wahren haut-gout zu erhalten, in Falerner ertränkt werden, war ein Mann, der, wie mein hochverehrter Gönner, Papst Leo X., gemeint, für diesen wohl zu beherzigenden Rath schon längst einen Obelisk verdient hat. Ein Mann wie dieser große Römer wäre im Stande gewesen, ein Rippchen jenes Herzogs Georg von Clarence zu versuchen, welcher, von seinem Bruder König Eduard IV. gezwungen, sich zur Bestrafung seines Hochverraths eine Todesart auszuwählen, auf den köstlichen, echt englischen Einfall gerieth, sich im Tower in einer Tonne Malvasier zu ersäufen. Die Tonne zeigt man noch jetzt ..."

„Aber der Malvasier?" fragte Herr von Marigny.

„Ist leider längst schon ausgetrunken."

„Schade, Schade!" meinte der Herr General-Baudirector. „Malvasier ist mein Lieblingsgetränk."

„Quintus Hortensius," fuhr der Graf fort, „der

Nebenbuhler seines großen Freundes Cicero, ein sehr berühmter Redner, der seine Bibliothek im Keller und seinen Keller in der Bibliothek hatte, hinterließ zum Troste seiner Freunde zehntausend Maaß des allerfeinsten Falerners, ein Vermächtniß, das Manchem genußreicher als der literarische Nachlaß des großen Cicero vorgekommen sein mag. Derselbe Hortensius liebte seine Muränen dergestalt, daß er in Thränen zerfloß, wenn eine derselben in's Jenseits hinüberschwamm. Auf einen dieser Fische, sagt man, habe der große Redner eine äußerst rührende Grabschrift gedichtet, die, zum Leidwesen aller Dichter und Feinschmecker, in dem Alles mit sich fortreißenden Strome der Vergessenheit untergegangen ist. — Crassus ging noch weiter: nach dem Tode einer seiner Muränen legte er Trauer- und als bald darauf der Himmel dessen Frau zu sich nahm, Fest-Kleider an. Das ist komisch! Was aber soll man zu der kalten Grausamkeit des Vidius Pollio, eines Freundes des Kaisers Augustus, sagen, der, überzeugt, daß Muränen mit Menschenfleisch gefüttert mehr Kraft und Saft erhalten, ihnen in seinem Fischteiche beim Golfe Mare Piano tagtäglich zwei bis drei seiner Sclaven vorwerfen ließ?!"

So wußte Saint Germain fast von jeder geschichtlichen Person der alten und neuen Zeit eine Eigenthümlichkeit, einen Scherz, eine Anekdote, in Bezug auf die Freuden der Tafel, zu erzählen. Es gab seit den letzten vierhundert Jahren kein einziges großartiges Fest, dem er nicht beigewohnt haben wollte; er portraitirte jeden

einzelnen Gast, schilderte die allerkleinsten Details und wußte sie bald mit heitern, bald mit ernsten Randglossen auszuschmücken.

Montezuma, der letzte Beherrscher Mexiko's, war nach der Aussage des Grafen ein so großer Vielfraß, daß er sich täglich zweihundert verschiedene Speisen vorsetzen ließ.

Der gelehrte Kanzler Duprat, den unser Wundermann so genau als sich selbst gekannt haben will, soll, wie Mäcenas, ein großer Verehrer des Eselfleisches gewesen sein. Von dem Genusse dieses äußerst nahrhaften Fleisches bekam der Kanzler nach und nach einen Embonpoint von so ehrwürdigem Umfange, daß er seinen Arbeitstisch rund mußte ausschneiden lassen, um Platz für seinen pittoresken Bauch zu gewinnen.

Man sprach von den Päpsten.

„Im siebenzehnten Jahrhundert,“ berichtete die lebendige Chronik, „waren die Schüsseln des heiligen Vaters durch zwei Schlösser verwahrt, zu welchen einer seiner Anverwandten und der Kardinal Nepot die Schlüssel hatten. Kein Fremder durfte die päpstliche Küche betreten; wer diese Vorschrift überschritt, wurde excommunicirt.“

Zu den hundert Festen, durch deren genaue Beschreibung er die ganze Tafelrunde unterhielt, gehörte auch das grandiose Gastmahl, das Friedrich August der Starke, der bei Zeithain ein Lager aufgeschlagen hatte, das ihn in vier Wochen eine Million Thaler gekostet haben soll, am 26. Juni 1730 seiner Armee von 30,000 Mann gab, die

Alle auf ein Trompeten-Signal ihre Teller in die Elbe warfen.

Die Rede kam auf den Wein.

„Die alten Römer,“ sagte der Graf, „verlangten von einem Weine, der ihnen munden sollte, fünf Eigenschaften, die alle mit einem f anfingen. „Si bona vinis cupis,“ lautet ein altrömischer Lehrsatz, „quinque haec laudantur in illis: fortis, formosa, fragrantia, frigida, frisca.“ Der Stoiker Seneca nennt den Wein die Lethe, die alle Sorgen hinwegspühlt. Nach Conrad Celtes, dem ersten Dichter, der in Deutschland von Kaiser Maximilian I. gekrönt worden war, gab es vier Beförderungsmittel zu einem langen, frohen Leben: Schlaf und Philosophie, Freundschaft und Wein. Der große Arzt Guilielmo Grataroli, dem wir ein sehr gelehrtes Werk über den Wein verdanken, nennt ihn Seelenbalsam.“

Bei dieser Gelegenheit rühmte sich unser Wundermann, ein so großer Weinkenner zu sein, daß er den Namen jeder Sorte, ohne sie zu kosten, am Geruche erkennen und mit verbundenen Augen die Farbe derselben errathen wolle. Als man einen Versuch anzustellen beschloß, sagte Saint Germain:

„Heute habe ich den Schnupfen, darum ein ander Mal!“

Wie jener Bischof Benno von Meißen, der vom Papste Hadrian VI. am 31. Mai 1523 in die Kategorie der Heiligen versetzt worden war, weil er unter vielen Wundern, welche man ihm nachrühmt, auch die verrichtet haben soll, daß er trockenen Fußes durch die Elbe gegangen sei, an

zwei Orten zugleich die Messe gelesen und nach seinem Tode dem Markgrafen Wilhelm von Meißen im Traume ein Auge ausgestochen habe, wie jener heilige Tausendsasa wollte Saint Germain auch Wasser in Wein und, umgekehrt, Wein in Wasser verwandeln können.

„Ersteres,“ meinte der Graf, „ist freilich viel schwieriger als Letzteres, denn die Kunst, Wein in Wasser umzutaufen, versteht heutzutage fast jeder Kellermeister; die umgekehrte Verwandlung aber ist eines jener unbezahlbaren Geheimnisse, für dessen Offenbarung mir Papst Leo X., der bekanntlich ein großer Verehrer der edlen Bacchusgabe war, vergebens zwei Bisthümer und einen Cardinalshut angetragen hatte.“

„Warum soll ein Wundermann, der Melonen in Kieselsteine verwandeln kann, nicht auch Kaffee in Chocolade, Chocolade in Thee und Thee wieder in Kaffee metamorphosiren können?“ sprach Frau von Pompadour. „Ich traue Ihnen mehr noch als das zu. Aber wollen Sie uns jetzt eine kleine Gefälligkeit erweisen?“

„Mit Vergnügen, gnädige Frau!“

„Wollen Sie nicht, um hier manchen Zweifler zu bekehren, dieses Glas Wasser vor unsern Augen in Wein verwandeln?“

„In weißen Wein?“ fragte der Graf.

„In rothen,“ wenn ich bitten darf.

„Nichts leichter als das,“ sprach unser Magier, nahm das Glas und . . . goß Rothwein hinein.

„Ah, das ist keine Hexerei,“ meinte Herr von Marigny.

„Ja, noch mehr,“ fügte der Graf hinzu, „es gehört nicht einmal Geschwindigkeit dazu. Verzeihung, Frau Marquise, wenn Ihre Erwartung diesmal getäuscht worden ist. Nur ein unkluger Feldherr verknallt sein Pulver auf einmal. Wenn ich heute all' meine kleinen Künste auskrame, was bleibt mir dann für morgen übrig? Ich zeige Ihnen das, was Sie gewünscht haben, ein ander Mal.“

„Aber warum denn nicht heute?“

„Ich bedarf dazu eines Talismans, den ich nicht immer bei mir führe...“

„Bringen Sie ihn das nächste Mal mit?“

„Wenn ich ihn nicht vergesse, ganz bestimmt!“

XLVII.

„Es schlug eben Mitternacht, als der Graf seine Wohnung erreichte. Erst nachdem er drei Mal geklingelt hatte, erschien sein junger Famulus mit einem Armleuchter, um seinem Herrn den Eingang zu öffnen.

„Ist die Gräfin schon zu Bette?“

„Seit einer Stunde...“

„War der Cavaliere bei ihr?“

„Nein!“

„Hatte sie auch keinen andern Besuch?“

„Gar keinen!“

„Ist Alles fertig?“ fragte er mit einer Miene, in der sich die größte Ungeduld abspiegelte.

„Alles, Alles!“

„Das ist brav von Dir, mein lieber Benjamin,“ sagte der gnädige Herr und kneifte seinem Diener die jugendliche Wange.

Beim Eintreten in sein Zimmer, in dem zu beiden Seiten eine spanische Wand stand, fand der Graf eine hellerleuchtete, wohl besetzte Tafel und einen Fauteuil à la Voltaire, der auf die Ankunft dessen harrte, für den dieses Abendbrot bestimmt war. Eine reiche Auswahl kalter Speisen, worunter Austern, Hummern, Bayonner Schinken und eine Straßburger Gänseleberpastete, ein köstlicher Nachtisch und eine kleine Batterie Rothweinflaschen bildeten ein eßluststachelndes Ambigu, das Saint Germain mit wonnetrunkenen Blicken überschaute.

„Benjamin,“ rief er aus, „mein Hunger übersteigt alle menschlichen Begriffe; mit der Beschreibung seiner Größe könnte ich einen Folianten füllen; jede Faser, jede Fiber, jeder Nerv in mir hat colossalen Hunger. Du sollst Dich wundern, mein Junge, wie ich einhauen werde,“ sagte der Graf, der sich unterdessen gesetzt, die Serviette um den Hals gebunden und die Aermel seines braunen Sammetrocks aufgekrempelt hatte.

„Wer sollte es glauben, daß es möglich sei, daß ein Mann, der soeben von der Abendtafel der Frau von Pompadour heimkehrt, solchen Wolfshunger mitbringen kann,“ meinte der verschmitzte Diener und schlug, als ob er Gott weiß wie sehr sich darüber verwundere, die Hände über den Kopf zusammen.

„Du weißt, Benjamin, daß ich niemals außer dem

Hause, niemals in Gegenwart eines Fremden esse. Die Gräfin und Du, mein Junge, sind die Einzigen, denen ich das Glück zu Theil werden lasse, täglich Zeuge meines unbefleckten Appetits zu sein."

„Ich habe Sie schon oft gefragt, gnädiger Herr, warum Sie sich in Gegenwart anderer Leute so consequent alles Essens enthalten? Wollen Sie nicht die Güte haben, dem treuesten Ihrer Diener über dieses Räthsel Aufschluß zu ertheilen?"

„Sieh, mein lieber Benjamin, ein Mann, der seinen Nebenmenschen Respect einflößen, der vor ihnen nicht als ein alltäglicher Charakter erscheinen, ihnen imponiren will, darf nie in Gegenwart fremder Leute den Trieb des thierischen Leibes, seinen Hunger, stillen. Die größten Geister verlieren ihren Nimbus, sobald wir sie essen sehen, denn während des Essens schleicht sich selbst auf dem Gesichte des geistreichsten Mannes ein alberner Zug ein, der um so schärfer hervortritt, je größer sein Appetit ist. Ein dummer Mensch sieht niemals dümmer als während des Essens aus. Das Beißen der Zähne, das Kauen der Kinnladen, das Hin- und Herzappeln seiner Lippen, die thierische Begierde, die aus seinem Auge spricht, verzerrt seine ohnedies etwas affenähnliche Physiognomie und läßt seine nahe Verwandtschaft mit diesem Thiere noch deutlicher als gewöhnlich hervortreten. Helden, die wir wegen ihrer Tapferkeit angestaunt; Dichter, die wir wegen ihrer Genialität bewundert; Frauen, die wir wegen der Schönheit ihrer Züge, wegen der Reinheit ihres Ausdrucks geliebt

und angebetet haben, erscheinen uns im Lichte der Alltäglichkeit, wenn wir sehen, daß sie Hunger haben wie wir, daß sie essen wie Unsereiner. Denke Dir einen Gott, der Kalbs-Cotelettes, Boeuf à la mode oder sonst Etwas ißt, und frage Dich, ob Du solch einen Gott dann noch bewundern und verehren kannst? Aus diesem und keinem andern Grunde aß mein Freund und Vorbild, der große Prophet Mahomet, stets allein und bei verschlossenen Thüren. Begreifst Du nun, mein lieber Benjamin, warum Dein Herr und Gebieter sich den Anschein giebt, als ob er, gleich einer Blume, von den Küssen des Thaues und von den Strahlen der Sonne lebe?"

„Ja, Herr Graf, nun begreife ich's wohl. Aber weniger begreife ich die Leute, die Ihnen das Alles glauben."

„Die Menschen, mein junger Freund, glauben Nichts und eigentlich doch Alles. Glauben sie nicht noch viel Dümmeres als das? Sagt man einem Schwachkopf — unter je zehn Menschen haben neune Anspruch auf diesen Ehrennamen — sagt man also einem dieser Schwachköpfe: diese weiße Atlasweste ist blau, so glaubt er's zuletzt so fest und gewiß, daß er's, wenn man's verlangen wollte, sogar beschwören würde. Doch genug davon; wenn der Magen spricht, schweigt die Zunge, und wenn man Lust zum Essen hat, ist man nicht zum Schwatzen aufgelegt. Die Austern, Freund Benjamin, waren delicat; nun rasch die Hummern her. Ha, ha, ha!"

„Sie lachen . . . Darf Ihr treuer Diener wissen, weshalb?"

„Vor zwei Stunden erzählte ich an der Tafel der Marquise, ich hätte mir Anno 1470 beim Erzbischof von York an einem Hummer den Magen verdorben. Ist das nicht zum Lachen?"

„Zum Todtlachen, gnädiger Herr!"

„Gieb mir Essig und Oel. Ach, nichts geht doch über Hummern! Nicht wahr, mein Junge?"

„Hummern sind die Blumen, Austern sind die Sterne des Meeres!

„Mille sept cent cinquante sept diables, Du wirst poetisch. Hast Du etwa Hunger, mein Kleiner? Dort sind noch Austern, nimm sie Dir!"

„Sie sind doch ein lieber, charmanter, prächtiger Herr! Ich wünsche mir mein Leben lang keinen bessern!"

„Versuche nun auch diese Hummern! Aber verdirb Dir ja nicht den Magen daran, mein Kind, denn ein Mensch mit einem verdorbenen Magen..."

„Ist ein Invalide mit einem hölzernen Bein..."

„Wahr, sehr wahr, junger Mann! Aus Dir kann und muß noch viel werden! Da ist Wein, schenk' ein, und trinke, so viel Dir gefällt."

Benjamin entkorkte eine Flasche, füllte sein Glas und rief: „Es lebe der Graf Saint Germain!"

„Danke, danke! Aber hast Du auch draußen die Thür hinter Dir zugeschlossen?"

„Sein Sie unbesorgt, Herr Graf, das vergesse ich nie."

In demselben Augenblicke ließ sich draußen auf dem Flure ein starker Riß an der Klingel vernehmen.

„Par Dieu, welchem Teufel fällt es ein, mich nach Mitternacht durch seinen Besuch zu stören?"

„Soll ich öffnen?'

„Um diese Zeit stattet man keine Besuche ab. Wir essen und thun, als hätten wir nichts gehört."

Da klingelte es zum zweiten Male.

„Teufel, wer mag das sein?"

„Vielleicht Spitzbuben, welche einbrechen wollen?"

„Nein, guter Benjamin, die klingeln nicht ..."

Da ging zum dritten Male die Klingel.

„Sieh zu, wer draußen ist!"

Benjamin nahm einen Armleuchter vom Tische, eilte hinaus, schaute durch das kleine in der Thür angebrachte Guckfensterchen und kam gleich darauf mit der Nachricht zurück: „Frau von Pompadour und Madame Duhausset. Soll ich sie abweisen?"

„Gott behüte; ich weiß, weshalb sie kommen. Setze Dich rasch zu Tische, binde Dir eine Serviette um und übernimm meine Stelle; ich will thun, als ob ich Dich bediente."

„Charmant, charmant!" rief Benjamin und etablirte sich mit komischer Hochnäsigkeit im Lehnstuhl seines Herrn.

„Ich will der Marquise entgegengehen," sagte der Graf und eilte hinaus.

Eine Minute später traten die Marquise und ihre Begleiterin ein.

„Ei, was sehe ich?" rief Frau von Pompadour. „Wir haben Sie vom Souper aufgestört?"

„Mich nicht, gnädige Frau,“ erwiderte Saint Germain mit gothischer Ruhe und byzantinischem Ernste.

„Sie nicht? Ei, wer soupirt denn hier?“

„Mein kleiner Benjamin ...“

„Und Sie, Herr Graf?“

„Ich mache die Honneurs ...“

„Der Herr seinem Diener???“

„Ich folge darin dem Beispiele der alten Römer, die zur Zeit der Saturnalien ihre Diener bedienten.“

„Und Sie, Herr Graf, haben also wirklich nichts gegessen?“

„Nicht einen Bissen,“ betheuerte Benjamin, ruhig weiter essend.

„Auch nicht getrunken?“

„Nicht einen Tropfen,“ versicherte der junge Mensch.

„Ich fragte, wenn ich nicht irre, den Grafen ...“

„Benjamin hat noch niemals eine Unwahrheit gesagt. Ich habe weder gegessen noch getrunken ...“

„Ei, woher kommt dann auf Ihre weiße Atlasweste dieser rothe Fleck, der, wie mir scheint, noch ganz naß ist?“

„Das ist ...“ stammelte der Graf.

„Dinte, nichts als Dinte,“ fiel der naiv fortkauende Famulus ein.

„Ja, wie gesagt, nichts als Dinte,“ wiederholte Saint Germain, der im Stillen die Geistesgegenwart Benjamin's bewunderte.

„Und darf man fragen, welch' ein Umstand Sie so spät noch mit rother Dinte in Collision gebracht?“

„Ich habe meinem Benjamin kurz vorher ein Recept verschrieben.“

„Ja, ja, ein Recept, gnädige Frau!“

„Woran fehlt es dem Kleinen?“

„An Appetit, Frau Marquise.“

„Mir scheint aber . . .“

„Ja, gnädige Frau, den Heißhunger, den Sie jetzt an mir bewundern, verdanke ich einzig und allein dem Mittel, das mein gnädiger Herr mir mit der rothen Dinte verschrieben hat.“

„Wie alt ist dieser Knabe Benjamin?“

„Nächste Pfingsten feiere ich meinen hundertzweiundzwanzigsten Geburtstag.“

„Der alte Herr haben sich vortrefflich conservirt,“ flüsterte Madame Duhausset der Marquise zu.

„Ist es den Damen gefällig, meinen Taufschein zu sehen?“ fragte der kecke Patron mit einem Griffe nach der Brusttasche.

„Wir Frauen sind ein wenig neugierig, zeige mir Deinen Taufschein,“ sprach Frau von Pompadour.

„Bei Jakob und seinen Söhnen,“ rief Benjamin, „soeben fällt mir ein, daß Ihr ganz unterthänigster Diener seinen Taufschein . . .“

„Gestern verbrannt hat,“ fügte der Graf hinzu.

„Verbrannt?“ wiederholte die Marquise.

„Und weshalb?“ fragte die Kammerfrau.

„Um mich, wie es andere Leute machen, für jünger

auszugeben, als ich bin," erwiderte Benjamin, mit großer Gemüthsruhe den Inhalt einer Pastete analysirend.

„Graf, wo ist Ihre Schwester?

„Sie schläft bereits. Aber wenn Sie wünschen, daß ich sie wecken soll . . ."

„Nein, nein, durchaus nicht! Ich habe zwei Worte mit Ihnen allein zu sprechen."

„Der Graf gab seinem kleinen Famulus einen Wink, worauf er sich sofort entfernte.

„Womit kann ich dienen?" fragte der Wundermann, ihr einen Fauteuil anbietend.

„Seit drei Tagen ist der König . . ."

In demselben Augenblicke vernahm man einen Riß an der Klingel. Die Damen fuhren erschreckt zusammen. Gleich darauf erschien Benjamin.

„Was giebt's?" fragte der Graf.

„Zwei verschleierte Damen. »Zu wem wünschen Sie?« fragte ich. »Zum Grafen Saint Germain,« sagte die Eine. »Mein Herr schläft schon,« sagte ich. »Dann weckt ihn, guter Freund,« sagte die Andere. »Und weshalb?« »Weil ich ihn dringend zu sprechen habe.« »Darf ich um Ihren Namen bitten?« fragte ich; darauf steckte eine der Damen dies Papier durch's Guckfenster. »Der Umschlag ist für Euch, die Karte für Euern Herrn,« sagte sie."

„Gieb her, Benjamin!"

Der Umschlag war eine Banknote von fünfhundert Livres; auf der Karte stand: **Madame la Princesse d'Anhalt-Zerbst.**

„Was soll ich thun, Frau Marquise?“ fragte Saint Germain.

„Lassen Sie die Durchlaucht abweisen . . .“

„Das geht nicht . . .“

„Was wird meine Freundin, die Fürstin von mir denken, wenn sie mich um diese Zeit in Ihrer Wohnung findet?“

„Es giebt hier nur einen Ausweg. Sie müssen die Gewogenheit haben, sich hinter diese spanische Wand zu verbergen und da so lange zu warten, bis die Prinzessin ihren Rückzug antritt.“

„Das wollen wir thun,“ erklärten die Damen und versteckten sich hinter eine der beiden Wände.

„Nun mag sie eintreten,“ sagte der Graf zu Benjamin.

Die Dame, die soeben ihre Karte abgegeben hatte, war Elisabeth von Holstein, die Gemahlin des Fürsten Christian August von Anhalt-Zerbst, die Mutter der Gemahlin des Großfürsten Peter, der nachmaligen Kaiserin Katharina von Rußland, eine ältliche, aber noch immer sehr liebenswürdige Dame, die sich seit einigen Monaten in Paris zum Besuche aufhielt und den Grafen erst unlängst durch den dänischen Gesandten kennen gelernt hatte. Die Begleiterin der Prinzessin war ein Fräulein von * * *.

„Lieber Graf,“ sagte die Prinzessin, „Sie werden sicher nicht errathen, was zu so später Stunde mich in Ihre Wohnung treibt! Ich komme, um Ihnen vor Allem Lebewohl zu sagen . . .“

„Wie, Durchlaucht verlassen Paris?“

„Morgen früh um Sechs. Vor zwei Stunden habe ich eine wichtige Nachricht erhalten, die mich ungesäumt nach Petersburg, zu meiner Tochter Katharina, zurückruft. Es sind dort Dinge im Werden, die meine Gegenwart durchaus nothwendig machen. Bevor wir scheiden, lieber Graf, habe ich eine Bitte an Sie ...“

„Ich stehe ganz zu Ihren Diensten ...“

„Vor vier Stunden erzählte mir Baron von Gleichen, dem ich das Vergnügen Ihrer Bekanntschaft verdanke, er habe aus ganz sicherer Quelle erfahren, Sie hätten einer hochstehenden Dame am Hofe von Versailles einen Aether verkauft, der sie in kurzer Zeit dergestalt verjüngt habe, daß sie jetzt wie eine junge Rose von Neuem in voller Blüthe stehe. Graf, ist das wirklich wahr?“

„Die Dame selbst und Alle, die sie kennen, würden es mir mit Freuden bestätigen. Das Mittel, von dem Ihnen der dänische Gesandte erzählt hat, giebt dem welkenden Teint die Frische der ersten Jugend wieder und ...“

„Kostet?“ fragte die Prinzessin außerordentlich gespannt.

„Jede Phiole 5000 Francs.“

„Und kann ich, da ich morgen früh abreisen muß, noch heute Nacht, vielleicht jetzt gleich, ein halbes Dutzend ...“

„Ihnen, Durchlaucht, steht mein ganzer Vorrath zu Diensten,“ sprach der Graf, öffnete einen geheimen Wandschrank und überreichte der Fürstin acht Phiolen.

„Ich danke,“ sagte die Fürstin mit dem verbindlichsten Lächeln, nahm ihr Portefeuille, riß ein Blatt heraus und

schrieb darauf: „Gut für 40,000 Francs", unterzeichnete ihren Namen und gab es dem Grafen mit den Worten: „Uebergeben Sie dieses Blatt dem russischen Gesandten, der sich beeilen wird, Ihnen diese Kleinigkeit sofort auszuzahlen."

„Prinzessin, Sie verkennen mich, ich behalte diesen Bon als einen Autograph, der mehr Werth für mich hat als alles Geld der Welt," versicherte der galante Wundermann.

„Leben Sie wohl, Graf Saint Germain! Wenn Ihr Weg Sie jemals nach Rußland führt, so besuchen Sie mich und meine Tochter Katharina, die sich freuen wird, Sie kennen zu lernen. Noch einmal, Adieu, Adieu!"

„Gottlob, sie geht!" flüsterte Frau von Pompadour hinter dem Schirme.

„Reisen Sie mit Gott und allen guten Geistern, Durchlaucht, und denken Sie auch am Hofe der Kaiserin Elisabeth an Ihren treu ergebenen Diener," sprach der Graf und wollte die Damen zur Thür hinaus begleiten.

Ein panischer Schreck durchflog Alle, als sie in demselben Augenblicke einen neuen Riß an der Klingel vernahmen. Die beiden Damen prallten zurück.

„Mort de ma vie!" murmelte der Graf, „hat sich denn heute Nacht ganz Paris gegen mich verschworen?"

„Himmel, wer mag denn jetzt kommen?" fragte Frau von Pompadour.

„Der König!" meldete der hereinstürzende Benjamin.

„Jesus, Maria und Joseph," seufzte die Marquise.

„Wo nun hin?“ fragte die bestürzte Prinzessin.

„Hinter diese spanische Wand,“ sagte der Graf.

„Ich zittere wie Espenlaub,“ stöhnte die Fürstin und verkroch sich hinter den zweiten Schirm.

„**Salue, Monsieur le Comte,**“ sagte der eintretende Monarch.

„Sire, welcher günstige Zufall verschafft mir mitten in der Nacht das Glück Ihres Besuches?“

„Lieber Graf,“ sprach der König, Angioletta's Wachsbild, das er aus Unvorsichtigkeit zerbrochen hatte, aus der Tasche ziehend, „das bewußte Bild ...“

„Von Poussin,“ sagte Saint Germain, den Finger auf den Mund legend und mit einer Pantomime auf die beiden Schirme hinzeigend.

„Von Poussin?“ fragte Ludwig, der den Wink des Grafen nicht gleich begreifen konnte.

„Sire, das Bild von Poussin erhalten Sie morgen,“ sagte Saint Germain, nahm dem König rasch das Wachsbild aus der Hand und steckte es in seine Brusttasche.

„Himmel, was sehe ich!“ rief Ludwig.

„Was sehen Ew. Majestät?“

„Hinter jedem dieser Schirme halten Sie, wie ich an den Füßen bemerke, ein Paar Damen versteckt ...“

„Hahaha,“ lachte Frau von Pompadour, schnell aus dem Verstecke hervortretend.

„Sie hier, Marquise?“

„Freilich, freilich ...“

„Und so ganz allein?“

„Nein, Sire, dort hinter diesem Schirme steckt auch meine Kammerfrau.“

„Und hinter jenem?“

„Die Frau Fürstin von Anhalt-Zerbst und eine ihrer Hofdamen.“

„Sire,“ stammelte höchst verlegen die hervortretende Prinzessin.

„Ei, ei, meine Damen, was machen Sie hier?“

„Sire,“ sagte Frau von Pompadour, schnell gefaßt, „ich hatte mit der Fürstin um tausend Louis gewettet, daß Graf Saint Germain keineswegs von der Luft und seinem Elixire, sondern wie unser Einer von kalten und warmen Speisen lebe. Aus diesem Grunde hatten wir, die Prinzessin und ich, beschlossen, den Grafen mitten in der Nacht, nach einer Soirée, von der er heißhungrig nach Hause gekommen ist, zu überrumpeln. Wir fanden unsern gemeinschaftlichen Freund bei einer wohlbesetzten Tafel. Entscheiden Sie nun, Sire, wer von uns Beiden die Wette gewonnen hat.“

„Was meinen Sie dazu?“ fragte der König den Grafen.

„Nach meiner Ansicht hat Frau von Pompadour ihre Wette verloren, denn ich habe, ich wiederhole es noch ein Mal, weder gegessen, noch getrunken.“

„Aber diese Tafel?“ fragte der König.

„War für meinen Benjamin gedeckt . . .“

„Doch wozu, theure Freundin, hatten Sie sich hinter diesem Schirme versteckt?“ fragte Ludwig die Marquise.

„Um Sie zu belauschen und auf diese Weise hinter das Geheimniß zu kommen, welch' dringendes Geschäft Ew. Majestät zum Grafen führt ...“

„Der Grund ...“ erwiderte der König etwas verlegen.

„Liegt sehr nahe,“ fügte Saint Germain hinzu.

„Und dennoch kann ich ihn nicht finden,“ meinte Frau von Pompadour.

„Unten vor der Thür harrt Ihre Equipage,“ sagte der Graf.

„Nun ja, doch begreife ich nicht, in welchem Zusammenhange der nächtliche Besuch Seiner Majestät mit meinem Wagen steht?“

„Der König, der zufällig vorüberfuhr, sah Ihre Equipage und wollte, von leichtverzeihlicher Neugier angetrieben, sich zu überzeugen geruhen ...“

„Welch' dringendes Geschäft Sie nach Mitternacht zum Grafen führt,“ setzte der König hinzu, herzlich froh, daß die Geistesgegenwart Saint Germains ihn dadurch aus der Verlegenheit zog.

„Sie wissen nun den Grund,“ erwiderte die Marquise.

„Und Sie den meinigen,“ entgegnete der König.

„Graf,“ sagte die Prinzessin, die auf Kohlen stand, „da unsere Wette nun entschieden ist, will ich nicht länger stören. Sire,“ fuhr sie fort ...

„Darf ich Ihnen meinen Arm anbieten?“ fragte der König, den rechten der Fürstin, den linken der Marquise reichend. „Kommen Sie, meine Damen ...“

„Gute Nacht, lieber Graf," lächelte Frau von Pompadour.

Die Herrschaften traten ihren Rückzug an . . . Saint Germain begleitete sie. Im Vorsaale harrte Benjamin.

„Ein hübscher Bursche," lispelte die Marquise. „Nächste Pfingsten feierst Du Deinen wievielten Geburtstag?"

„Meinen hundert und zwölften!"

„Ei, seht doch den Schalk!" Seit einer Viertelstunde hat er sich um zehn Jahre verjüngt!"

„Das macht die Freude, Sie bei uns gesehen zu haben."

„Und wie galant er für sein Alter ist! Gute Nacht, schlauer Schelm!"

„Wie der Herr, so der Diener!" sagte der König zu den beiden Damen.

„Dank dem Himmel, daß sie fort sind," dachte der Graf in seinem Innern.

Bald darauf ging er zu Bette.

XLVIII.

Am andern Morgen präsentirte Saint Germain die Anweisung, die er als theuere Handschrift hatte aufbewahren wollen, dem russischen Gesandten und nahm dafür 40,000 Francs in Empfang.

Ob der Aether des Grafen der Prinzessin von Anhalt-Zerbst wirklich etwas geholfen habe, weiß ich leider nicht. Die Einen sagen, die Fürstin habe, trotz der strengen Vorschrift, täglich nicht mehr als sieben Mal sieben Tropfen jener Tinctur einzunehmen, jeden Tag eine ganze Phiole

geleert und sei wieder ganz Kind geworden; Andere wieder behaupten, sie habe sich genau an die Vorschrift des Grafen gehalten, und sei dessenungeachtet von Tag zu Tag älter geworden.

XLIX.

Der Graf hatte das für den König bestimmte Wachsbild so zu kneten gewußt, daß es bei der leisesten Berührung hatte brechen müssen, was denn auch bald genug geschehen war. Saint Germain hatte dadurch Zeit gewonnen, denn als Seine Majestät ein neues Exemplar von ihm verlangten, erklärte der Graf, daß er zur Anfertigung desselben mindestens eben so lange Zeit als zum ersten brauche.

So waren denn wieder vier volle Wochen verflossen, ohne daß sich König Ludwig seinem heißersehnten Ziele einen Fuß breit näher sah. Seine Majestät geruhten bereits Allerhöchstihre Geduld zu verlieren.

„Graf,“ sagte der König zum Wundermann, als dieser ihm das neuangefertigte Wachsbild überreichte, „Ihre Schwester ist entweder der tugendhafteste Engel oder die verschmitzteste Kokette auf dem ganzen Erdenrunde. Sie würdigt Keinen eines Blickes, nimmt jede Aufmerksamkeit mit der gleichgiltigsten Miene hin und ist kalt wie der Tod; aber eben diese Kälte ist der Zauber, der all' meine Gluth anfacht. Gleichviel, ob sie ein guter Engel oder eine böse Kokette ist, ich liebe sie und gestehe Ihnen, daß sie das erste Weib ist, das einen ernsten Eindruck auf mich macht. Ich fühle mich in ihrer Nähe neu verjüngt; ihr Anblick ruft in meiner Seele grüne Jugendträume wach.

Stundenlang möchte ich den milden Mondglanz ihrer Augen schauen, hinabtauchen in den geheimnißvollen Grund dieser lichtumflossenen Welt und dort ihre Gedanken lesen, ihre Wünsche errathen. Tagelang möchte ich der Musik ihrer Stimme lauschen und mich berauschen an diesen Tönen, die wie ein Concert von Aeolsgesäusel und Nachtigallengetön, von Zephirgeflüster und Harfenklang mein Ohr mit süßen Feenmärchen umspinnt und meine Seele in wunderholde Träume wiegt. Das allergleichgiltigste Wort erhält in ihrem Munde einen himmlischen Reiz, einen frommen Zauber, der wie ein herzlieber Ave-Maria-Gruß in meine Seele einzieht und jeden Gedanken zur Andacht stimmt. Wenn Angioletta spricht, glaube ich eine Seraphstimme zu vernehmen, die aus azurblauer Höhe Worte des Trostes auf mich herniederträufelt. Sage ich das Ihrer Schwester, so fängt sie herzlos zu lachen an und gefällt sich darin, Alles, was ich für sie fühle, für Scherz zu halten. Ach, Graf, diese Gleichgiltigkeit, diese Kälte, dieses mitleidlose Lachen bringt mich in Verzweiflung!"

Saint Germain versuchte zu trösten.

„Seit drei Tagen," fuhr der König fort, „trage ich einen Brief an Ihre Schwester bei mir. Darf ich Sie bitten, ihn unerbrochen an Gräfin Angioletta abzugeben?"

„Sire, ich werde nicht säumen ..."

„Wann bringen Sie mir Antwort?"

„Vielleicht schon morgen."

„Bringen Sie ihr tausend heiße Grüße."

Der Graf wollte sich entfernen.

„Noch Eins! Hätten Sie wohl Lust, Herr von Saint Germain, in Kurzem eine diplomatische Mission nach London zu übernehmen?"

„Ew. Majestät finden mich Tag und Nacht zu Ihrem Dienste bereit."

„Wir besprechen das Nähere, wenn Sie mir Antwort von Ihrer Schwester bringen."

Der Graf verneigte sich und ging.

L.

Das Schreiben, das der König dem Gemahle seiner Angebeteten anvertraut hatte, kam uneröffnet in die Hand der Gräfin.

„Ein Billet-doux," sagte Saint Germain.

„Von wem?" fragte Angioletta, die Aufschrift betrachtend.

„Von einem Manne, der Dich liebt, vom König!"

„Der alte Schwärmer langweilt mich. Ich mag nicht wissen, was er mir schreibt," sagte die Gräfin und wollte den Brief zerreißen.

„Darf Dein Gemahl ihn lesen?"

„Ich habe kein Geheimniß ... Du darfst Alles wissen."

Saint Germain las den Brief; er enthielt eine vollständige Liebeserklärung und die Zusage, die Gräfin an dem Tage, an dem sie des Königs Wunsch erhöre, zur Herzogin von Etampes mit einem lebenslänglichen Jahrgehalt von 500,000 Francs zu erheben.

„Der König bietet Dir ein glänzendes Loos, einen Herzogstitel, Glanz und Reichthum ..."

„Ich verschmähe seine Gaben und wiederhole, was ich Dir oft genug gesagt: der gute Ludwig ennuirt mich ... und legte er ganz Frankreich zu meinen Füßen, ich würde seine Wünsche nicht erhören ..."

„Der König verlangt Antwort."

„Sie lautet kurz und bündig: Sire, je n'aime pas les Rois."

„Und unser Plan?"

„Gebietet, dem Könige Liebe zu heucheln. Es sei! Ich will Deinem Ehrgeize ein schweres Opfer bringen, dem Schwärmer antworten und ihm Hoffnung machen."

Und das that sie auch. Saint Germain, entzückt über die Treue seiner Gemahlin, fühlte sich nach dieser neuen Probe beruhigter und glücklicher als je. Er glaubte, daß eine Frau, die den Bewerbungen eines Königs widerstehen könne, unverführbar sei. Angioletta aber war ein Weib, das im Manne nur den Mann liebte, ein sinnliches Weib, in dessen Augen Jugend und Schönheit, Kraft und Männlichkeit mehr Zaubermacht, als der Glanz einer Krone, als der Reichthum eines Königs besaßen. Sie liebte Casanova und hätte ihn geliebt, wäre er ein Bettler, wäre er ein Landstreicher, wäre er ein Räuber gewesen.

LI.

Es waren seitdem zwei Monate verflossen.

Angioletta liebte den Cavaliere mit einer Wärme,

einer Gluth, einer Leidenschaftlichkeit, die allmälig in Tollheit, Wahnsinn, Raserei überging. Die Gräfin gestand sich, daß sie ohne Casanova nicht mehr leben könne; dieser Gedanke hatte in ihrer Seele so tiefe Wurzel geschlagen, daß er nicht mehr auszurotten war. — So lange sie in Casanova's Armen lag, war sie, berauscht von seinen Küssen, bethört von seinen Schwüren, ruhig und glücklich; aber wenn sie allein war, bemeisterte sich ihrer eine Unruhe, eine Angst und Qual, die alle Martern der Hölle überstieg; dann erwachte das Gewissen; dann nagte es wie ein giftiger Scorpion an ihrem Herzen; dann machte sie sich tausend bittere Vorwürfe, fluchte ihrem Geschicke und wünschte sich den Tod, da das Leben ohne Casanova's Besitz ihr als unerträgliche Last erschien. Der Anblick ihres Gemahles flößte ihr Furcht und Schrecken ein: jeder zärtliche Blick, jedes freundliche Wort des betrogenen Gatten drang wie ein zweischneidiges Schwert, wie ein vergifteter Pfeil in ihr aus hundert Wunden blutendes Herz. Mehr als ein Mal stand sie auf dem Punkte, vor den Grafen hinzusinken und ihm die ganze Größe ihrer Schuld zu beichten, sich selbst anzuklagen als Meineidige, die seiner Liebe unwerth sei; aber Schamgefühl und Furcht vor seinem Zorne hielten sie stets davon zurück. Stundenlang schloß sie sich in ihr Zimmer ein und zerfloß in Thränen. Was sollte sie thun? Dieser frevelhaften Liebe entsagen? Es war zu spät! Die Sünde eines gebrochenen Schwures läßt sich nicht durch Entsagung sühnen. — Nachts, wenn sie in den Armen ihres Gemahles lag, drängte sich zwischen

ihn und sie Casanova's Bild; dann schlug ihr das Herz so laut und ungestüm, als ob es brechen wollte unter der Last des süßen Frevels. In dieser fieberhaften Aufregung war es ihr, als müsse sie Casanova! Casanova! rufen und statt des Gemahles den Verführer an ihr liebetrunkenes Herz drücken. Wie unerträglich, wie peinigend erschien ihr dann jede Liebkosung des Grafen! Matt und müde sehnte sie sich nach Schlaf und dennoch fürchtete sie ihn, aus Furcht, im Traume, im unbewußten, zügellosen Denken, das Bekenntniß ihrer Sünde abzulegen, das Geheimniß ihres Frevels zu verrathen. Mit einem Worte: die Gräfin verzweifelte.

Nichts von dem Allem empfand Casanova. Er liebte Angioletta, wie er vor ihr hundert andere Frauen geliebt. Er erschöpfte sich in Schwüren ewiger Liebe, ewiger Treue, ohne daran zu denken, auch nur einen dieser tausend Eide zu halten. Von jeher war es sein Grundsatz, eine Frau nur so lange zu lieben, bis sich eine Andere findet, die liebenswürdiger als Jene ist. Es kostete ihm dann nicht den kleinsten Kampf, die alte Neigung als Ballast über Bord zu werfen und eine neue Flagge aufzuziehen. Casanova war, wie Jeder weiß, ein Mann ohne alles Gewissen.

„Blumen und Frauen," sagte er, „sind nur zum Pflücken auf der Welt. Brichst Du sie nicht, so bricht sie ein Anderer! Im Punkte der Liebe muß man sich keine Scrupel machen; in der Liebe ist jede Täuschung, jeder Meineid, List und Gewalt, kurz jedes Mittel, das zum Ziele führt, erlaubt. Wer anders denkt, ist ein Dummkopf, der bei den Weibern niemals Glück machen wird."

So dachte Signor Casanova, der in der That kein Dummkopf, aber ein gewissenloser Roué war. Aber gerade diese Art von Männern hat fast für alle Frauen etwas Unwiderstehliches; es ist eine alte Erfahrung, daß ein „mauvais sujet“ auf sie mehr Eindruck macht, als ein „langweiliger Ehrenmann“.

Und der Graf? Er ahnte nichts, gar nichts!

In manchen Lagen des Lebens sind oft die klügsten Männer die allerdümmsten!

LII.

Eines Morgens, als die Gräfin in Begleitung ihrer Kammerdienerin ausgegangen war, um, wie sie vorgab, bei den Putzhändlerinnen die neuesten Herbstmoden zu mustern und nothwendige Einkäufe zu machen, bekam Saint Germain, als er sich zufällig im Boudoir seiner Gemahlin befand, heftiges Nasenbluten. Ein Griff nach der Rocktasche überzeugte ihn, daß er kein Schnupftuch bei sich habe. In demselben Augenblicke fiel sein Blick auf den Wäschschrank, an dem Angioletta — heute zum ersten Male — den Schlüssel hatte stecken lassen. Der Graf öffnete den Schrank und zog hastig ein Tuch hervor; in demselben Augenblicke gleitete ein Billet, das in der Wäsche versteckt gewesen war, zu seinen Füßen nieder. Anfangs gewahrte er's nicht. Erst als das Nasenbluten aufgehört hatte, bemerkte er das Papier und hob es auf. Man denke sich die traurige Ueberraschung des armen Mannes, als er Folgendes las:

„Meine süße A. Morgen, Dienstag, um eilf Uhr, erwartet Dich in der Kirche Saint Sulpice Dein treuer C.“

Der Graf traute seinen Augen nicht. Er las es noch ein Mal und war erstarrt, versteinert, vernichtet. Der Verrath seines Weibes stand plötzlich in der ganzen Nacktheit vor ihm. Hier war kein Zweifel möglich. Diese süße A. konnte keine Andere als Angioletta, dieser treue C. — o Himmel und Hölle! — kein Anderer als Casanova sein.

Der Graf stampfte mit den Füßen, knirschte mit den Zähnen und war außer sich vor Zorn. Aber als sich die erste Wuth gelegt hatte, trat er an's Fenster, preßte seine fieberheiße Stirn an die kalten Scheiben und fing zu weinen an wie ein Kind. Kein anderes Wort als der Name seines Weibes kam über seine bleichen Lippen. „Angioletta! Angioletta!“ rief er von Thränen unterbrochen, aber jedesmal klang es anders. Ihr Name war ein Thema, das er durch alle Tonarten seiner Empfindungen variirte; bald lag eine tiefe Wehmuth, bald ein bitterer Vorwurf, bald eine furchtbare Drohung, bald eine milde Vergebung im Tone des Grafen.

Nachdem er sich ausgeweint hatte, ging er beruhigt auf und ab und fragte sich: „Was ist zu thun? Soll ich mit diesem Beweise ihrer Schuld vor sie hintreten und sie für ihre Untreue bestrafen, oder soll ich schweigen und ihr vergeben? Noch bin ich zu aufgeregt, um einen Entschluß zu fassen. Aber bevor ich sie verdamme, muß ich factische Beweise haben.“

Er nahm seinen Hut und ging.

An der nächsten Straßenecke warf er sich in einen Fiaker und fuhr — jeder Leser, welcher eifersüchtig ist, wird bereits errathen haben, wohin er fuhr. Zum Glücke kam er zu spät.

LIII.

Als die Gräfin zwei Stunden später, von ihrem Rendezvous heimgekehrt, in ihr Boudoir eintrat und den Wäschschrank offen fand, wurde sie leichenblaß. Ein dunkles Vorgefühl sagte ihr, daß ihr Geheimniß verrathen sei. Sie suchte das Billet und fand es nicht. Eine grenzenlose Angst schnürte ihr Brust und Kehle zu. Sie wollte fragen und hatte nicht den Muth, sie wollte weinen und vormochte es nicht. Da kam der Graf. Er schien ungewöhnlich heiter.

„Wo war mein süßes Weib?“ fragte er, sie herzlich umarmend.

„Ich war bei meiner Putzmacherin.“

„Und was hast Du Dir gekauft?“

„Einen Schleier ...“

„Darf ich ihn sehen?“

„Ich erhalte ihn erst gegen Abend ...“

„Brauchst Du Geld, so sag' es, denn in einer Stunde reise ich ...“

„Wohin?“ fragte Angioletta, mehr überrascht als erschreckt.

„Eine dringende Angelegenheit ruft mich nach Brüssel.“

„Darf ich Dich begleiten?“

„Ich habe Gründe, Dich zu bitten, in Paris zu bleiben.“

„Allein, ganz allein willst Du reisen?“

„Ich nehme Benjamin mit ...“

„Dann bin ich ruhig ...“

„Du darfst es sein, denn in längstens zehn Tagen bin ich wieder bei Dir.“

„Und darf ich den Grund Deiner Reise wissen?“

„Ich habe kein Geheimniß vor Dir. Der kaiserliche Kämmerer, Graf Maximilian Joseph von Lamberg, einer meiner treuesten Freunde, wünscht mich im Auftrage der Kaiserin Maria Theresia zu sprechen. Im Namen der Monarchin hat er mich eingeladen, ungesäumt nach Brüssel abzureisen. Die Pferde sind bereits bestellt ...“

„Und wenn man bei Hofe nach Dir fragt?“

„Dann sage, daß ich auf Anrathen des Arztes nach Spaa gegangen sei. — — — — — — — — — — — — —

Eine Stunde später hielt vor der Wohnung des Grafen ein mit vier Pferden bespannter Reisewagen. Das Peitschengeknall des Postillons riß Herrn von Saint Germain aus den Armen seiner Gemahlin.

„Es drängt die Zeit,“ sprach der Graf, „ich muß fort.“

Und bald darauf saß er mit Benjamin im Wagen, der pfeilschnell durch die Straßen jagte.

„Gottlob!“ sagte die Gräfin und setzte sich an ihren Pult.

In aller Eile schrieb sie an Casanova folgende Zeilen:

„Zitternd, bebend, ergreife ich die Feder, um Dir, Abgott meiner Seele, ungesäumt zu melden, daß vor fünf Minuten der Graf nach Brüssel abgereist ist und erst in zehn Tagen wiederkehrt. Begreifst Du, welches Glück,

welche Wonne, welche Seligkeit in dieser Nachricht liegt? Zehn Tage dürfen wir uns angehören, unbewacht, ungestört . . . o Gott, mein Herz zerspringt vor Freude! Heute Nacht, Punkt zwölf Uhr, erwartet Dich mit glühendheißer Sehnsucht Die glücklichste aller Frauen."

LIV.

Man verzeihe mir, daß ich den Faden der Erzählung fallen lasse, um die Frage aufzuwerfen, warum noch Niemand auf den Einfall gerathen, eine Geschichte des sechsten Gebots zu schreiben? Ist es doch von allen zehn Geboten gerade dasjenige, das am häufigsten überschritten wird.

Ein altes Sprüchwort sagt: jedes Gesetz habe eine wächserne Nase, die sich nach Gutdünken stumpf und spitz drehen lasse. Das versuchte André Dacier auch mit dem sechsten Gebote. Als Student suchte er den Beweis zu führen, daß im lateinischen Grundtext unter dem Wort pactum nicht Ehepact, sondern Vertrag im Allgemeinen zu verstehen sei. Nach seiner Ansicht lautet der wahre Sinn des sechsten Gebotes nicht so schauerlich, als man ihn gewöhnlich auszulegen beliebt. Das sechste Gebot, behauptete Dacier, verlangt weiter nichts als: Du sollst keine Verträge brechen. Der Präses war über diese scharfsinnige Auslegung so entzückt, daß er ausrief: „Sie werden entweder ein Teufel oder ein großer Mann!" Leider hat sich aber weder die eine noch die andere Prophezeihung erfüllt. Herr Dacier wurde ein mittelmäßiger Jurist und nebenbei ein langweiliger Schöngeist, den der witzige Pa-

villon nicht mit Unrecht „un gros mulet chargé de tout le bagage de l'antiquité“ nennt. Also trotz der Auslegung dieses Herrn Dacier ist alle Welt einig, daß das sechste Gebot also lautet: Du sollst nicht ehebrechen.

Ehebruch — adulterium — ist ein Hochverrath an der ehelichen Treue, eine Verletzung des ehelichen Gelübdes, ein Meineid des Fleisches.

Die lateinische Benennung „adulterium“ stammt vom Zeitwort adulterare ab, dessen Grundbegriff: „schwächen“, „verfälschen“ heißt, daher adulterator monetae ein Falschmünzer, adulterina moneta falsche Münze, clavis adulterina ein Nachschlüssel oder Dietrich heißt. Die galantern Griechen nannten den Ehebruch μοιχεια (Vermischung).

Bei fast allen Völkern der Erde wird der Ehebruch bestraft. Je roher die Völker, desto grausamer ihre Strafgesetze. Je grausamer das Gesetz, desto kürzer die Dauer desselben. Die Wahrheit dieser beiden Sätze bestätigt sich durch die Strafen, womit die verschiedenen Nationen der Erde die Uebertretung des sechsten Gebots gesühnt haben.

Bei den Juden wurde die Ehebrecherin gesteinigt. Der Mann hingegen verfiel, wie bei allen Völkern, wo Vielweiberei erlaubt ist, nur dann in Strafe, wenn er eine Verheirathete verführt und dadurch die Rechte eines Andern verletzt hatte.

Ein Sklavenweib, das die Ehe brach, wurde nicht mit dem Tode, sondern nur mit Schlägen bestraft, denn das Gesetz ging von dem einfältigen Grundsatze aus, daß die

Ehe eines Leibeigenen geringer als die eines Freien, sein verletztes Recht also minder bedeutend sei. Der freie Jude, der seines Sklaven Weib entehrt hatte, brauchte, um seine Schuld zu sühnen, den Priestern nichts weiter als einen Widder zu opfern.

Jedem freien Juden stand das Recht zu, seiner Frau, beim leisesten Zweifel an deren Treue, den Reinigungseid zuzuschieben. Ein Weib, das des Ehebruchs verdächtig war, mußte im Tempel erscheinen. Ein Priester entblößte ihr Gesicht und den Obertheil des Körpers und schnitt ihr die Haare ab; dann las er ihr einen mit Verwünschungen aller Art angefüllten Eid vor, den sie Wort für Wort nachsprechen mußte; dann füllte er einen Becher mit dem Waschwasser der Priester, that etwas Erde vom Fußboden des Heiligthums hinein, wusch damit die auf eine Tafel geschriebene Eidesformel ab und ließ sie dies Gemisch austrinken. War sie schuldig, so schwoll ihr der Leib auf und sie starb — oft schon nach wenigen Stunden, oft erst in Jahresfrist. War sie unschuldig, so schadete ihr das Wasser nichts. Die Wunderkraft dieses Trankes — das bittere Fluch-Wasser genannt — beruhte wohl nur auf einem bloßen Volksglauben, den die Israeliten aus Aegypten mitgebracht hatten, und den Moses benutzte, weil der Ehebruch dadurch seltener ward. — Ob in jenes Wasser Etwas hineingethan wurde, ist schwer zu bestimmen, obgleich es Viele, aber ohne Erfolg, versucht haben.

Das Weib des Hindus, das die ihrem Gebieter schuldige Treue verletzt, wird auf öffentlichem Markte von

Hunden zerfleischt und ihr Verführer, an ein eisernes, glühend gemachtes Bett befestigt, lebendig verbrannt.

Die alten Aegypter schnitten der Ehebrecherin die Nase ab, da es gleichsam ein Recht der Wiedervergeltung war, das Weib, das durch seine Schönheit zu verbotener Lust gereizt, der höchsten Zierde eines schönen Angesichts zu berauben. Die Strafe war raffinirt-boshaft: eine Lais ohne Nase ist ein Scheusal! — Der Verführer kam mit tausend Stockprügeln davon. Andere wollen behaupten, man habe ihm dann noch das sündige Glied abgeschnitten.

In Lacedämon wurde dem armen Ehebrecher ein Rettig in den Hintern gekeilt, eine Strafe, die unter dem Namen ῥαφανίδωσις bekannt war. Der Reiche zahlte blos Lösegeld.

Nach den Gesetzen, die Solon den Atheniensern gegeben hatte, durfte der Mann seine ehebrecherische Frau tödten oder als Sklavin verkaufen. In letzterm Falle durfte sie nie mehr die Schwelle des Tempels betreten.

Der Mann, der Vater und der Bruder der Frau durfte den Ehebrecher ohne Bedenken todtschlagen.

Der Vater, welcher Beweise von der Entehrung seiner Tochter besaß, durfte dieselbe als Sklavin verkaufen.

Die Lokrier stachen der Ehebrecherin beide Augen aus.

Bei den Thuriern, einem alten Volksstamme im heutigen Neapel, mußten Mann und Weib, die sich des Ehebruchs schuldig gemacht, auf dem Theater vorgeführt und als abschreckendes Beispiel vor den Augen aller Zuschauer prostituirt werden.

Im alten Rom gestattete das Romulische Gesetz jedem

Römer, seine Frau zu verstoßen, wenn sie dem Manne Gift bereitet, Nachschlüssel gemacht oder Ehebruch getrieben hatte. Später wurde dem Ehebrecher das sündige Glied abgehauen und um den Hals gehängt; so wurde er durch die Stadt geführt. Noch später wurden dem Verbrecher blos Nase und Ohren abgeschnitten. Der Ehebrecherin wurde das Hauptha̲ar abgeschoren und eine Toga virilis angezogen; so mußte sie, verfolgt vom Spott und Hohn des schadenfrohen Pöbels, durch die Gassen schreiten; nach überstandener Strafe konnte der Mann sie verstoßen.

Jedem Römer, der seine Frau oder Tochter in den Armen des Verführers traf, stand das Recht zu, Beide, Verführer und Verführte auf der Stelle zu tödten.

Nach der Lex Julia wurde der Ehebrecher mit Landesverweisung bestraft. Das Weib wurde in ein Kloster gesteckt. Später trat an die Stelle des Klosters Gefängniß, aus dem sie sich durch Geldstrafe loskaufen konnte.

Nach demselben Gesetze wurde jeder Römer bestraft, der die Unkeuschheit seiner Frau ertrug, ohne sie vor Gericht zu ziehen und auf deren Bestrafung anzuhalten.

Ein Gesetz des Kaisers Augustus straft beide Verbrecher mit Verbannung und mit Verlust eines Theiles ihres Vermögens.

Unter der Regierung des Kaisers Macrinus wurden beide Verbrecher zusammengebunden und lebendig verbrannt.

Nach einem Gesetze Constantins des Großen wurde der Ehebrecher mit dem Schwerte hingerichtet, und nach einer

Verordnung Justinians die Ehebrecherin mit körperlicher Züchtigung und Einsperrung in ein Kloster bestraft.

Die alten Deutschen überließen die Bestrafung der Ehebrecherin dem Gutdünken des Mannes. In der Regel schnitt er ihr in Gegenwart ihrer Verwandten das Haupthaar ab, ließ sie entkleiden, verstieß sie aus seinem Hause und peitschte sie nackt durch das ganze Dorf.

Die Kirche, die im Ehebruch die Verletzung eines heiligen Sacraments sieht, ging so weit, daß sie sterbenden Ehebrechern trotz aller Buße nicht Absolution ertheilte.

Mahomet verfügt im Koran (Sura 4, betitelt die Weiber): „Wenn Eure Weiber sich durch Ehebruch versündigen, so müßt Ihr dieses Verbrechen durch vier Zeugen erweisen, alsdann könnt Ihr sie so lange in einem besonderen Behältnisse Eures Hauses einkerkern, bis sie entweder der Tod befreit, oder Gott ihnen ein Mittel gewährt, Eurer Gefangenschaft zu entrinnen."

Die Angelsachsen legten der Ehebrecherin die Verpflichtung auf, sich mit einem Strick aufzuhängen. Ihr Körper wurde verbrannt und der Ehebrecher über deren Asche aufgehängt.

Bei den Engländern hatte Heinrich I. den Ehebruch mit bloßer Geldstrafe belegt, Edmund aber das Verbrechen wie den Todtschlag bestraft. Canut verordnete, daß man den Ehebrecher verweisen, der Frau aber Nase und Ohren abschneiden soll. Die neuere Gesetzgebung hat wieder Geld-Entschädigungsklagen eingeführt. Als ob Geld im Stande wäre, einen Schandfleck auszumerzen!

Bei den Wisigothen waren beide Verbrecher in des Mannes Gewalt; er durfte sie und ihn erschlagen. Wenn Letzterer keine Kinder hatte, war Jener Erbe der Güter des Erschlagenen.

Das Gesetz des Recessuinde gestattete den Kindern einer ehebrecherischen Frau, sowie den Kindern des Ehebrechers, ihre Aeltern anzuklagen. Dasselbe Gesetz verpflichtete auch die Sklaven, die Ehebrecherin zu fesseln und sie dem Manne und Richter zu denunciren. Grausames Gesetz, welches in die Hände rachsüchtiger Diener die Ehre ihrer Herrin legt! ruft Montesquieu.

Bei den Franken wurden beide Verbrecher nackt durch die Stadt gepeitscht, was trotare hieß.

Wenn in Aragonien eine verheirathete mit einer ledigen Person die Ehe brach, so verlor sie all' ihren Schmuck und ihre Kleider und mußte außerdem 60 Solidi zahlen. Wenn aber beide Theile verheirathet waren, so mußte jeder von ihnen die doppelte Strafe erlegen und wenn sie diese nicht auftreiben konnten, erhielt jeder von ihnen 120 Ruthenhiebe.

Die alten Lusitanier verbrannten beide Verbrecher. §. 2. des Grundgesetzes von Lamego lautet: „Jede ehebrecherische Frau, dieses Verbrechens von ihrem Manne vor dem Richter überführt, wird mit ihrem Mitschuldigen lebendig verbrannt; doch soll das Urtheil zuvor der Bestätigung des Königs unterworfen werden. Wenn der Mann sich der Vollziehung des Urtheils widersetzt, soll seine Frau die Strafe nicht erleiden, in diesem Falle aber auch der Mitschuldige begnadigt werden."

Die Böhmen enthaupteten ihre Ehebrecher.

In Polen wurde der Verbrecher auf öffentlichem Markte angenagelt. Man gab ihm ein Scheermesser in die Hand und ließ ihm die Wahl, ob er sich losschneiden oder auf diese Weise sterben wollte.

In spätern Zeiten, als sich, vorzugsweise in Deutschland, jede Stadt ihr eigenes Gesetz (Weichbildrecht, jus civitatis) gab, erfand man für die Uebertretung des sechsten Gebotes eben so viel barbarische als lächerliche Strafen, Strafen, mit deren Aufzählung man ein ganzes Buch füllen könnte.

Es sei mir erlaubt, aus dieser Unzahl zwei Proben anzuführen.

Ein altes sächsisches Weichbildrecht befiehlt: „Er (der beleidigte Theil) soll sie Beide binden auf einander, sie unter den Galgen führen und daselbst ein Grab graben, sieben Schuh lang und eben so tief. In dieses Grab soll er zwei Arme voll Dorngebüsch legen und dann das Weib mit dem Rücken darauf, den Friedensbrecher über sie und über Beide wieder Dorngebüsch, und dann soll er durch sie Beide einen eichenen Pfahl durchschlagen und das Grab mit Erde zufüllen.“ In ältern Zeiten suchten die Herren Gesetzgeber ihren größten Triumph in der Erfindung neuer Strafen.

Wie sehr sticht dieses barbarische Gesetz von dem folgenden ab. Im Jahre 1585 wurde ein gewisser Hans Färber in der damals schwäbischen Reichsstadt Kaufbeuern wegen Verletzung des sechsten Gebotes zu der Strafe verurtheilt, alle Sonn- und Feiertage einen grauen Rock an-

zuziehen und in diesem Rocke in der Kirche zu erscheinen. Nach meiner Ansicht ist diese Strafe, wie mild sie auch Manchem erscheinen mag, doch weit abschreckender als das Grab mit dem Dornenbusch. Bestände noch heut zu Tage diese Strafe, wieviel Grauröcke sähe man Sonntags in jeder unserer Kirchen?

Nach den alten Turnier-Gesetzen, gesammelt um das Jahr 1066 von Preuilly, durfte kein des Ehebruchs überwiesener Ritter zum Turniere zugelassen werden.

Nach der Culmer Handfeste, nach dem Lübischen und Magdeburger Recht, das auch die Johanniter in ihren Ordensstaat eingeführt hatten, war es dem Manne nur dann erlaubt, sein pflichtvergessenes Weib zu tödten:

1) Wenn er selbst den Schwur der Treue nie gebrochen. (Wie wollte er das wohl beweisen?)

2) Wenn er seiner Frau nie die eheliche Pflicht verweigert hatte.

3) Wenn er niemals später nach Hause gekommen war, als er sie hatte wissen lassen. (Sonderbare Clausel!)

4) Wenn kein Gewaltiger gedroht hatte, sie und die Ihrigen zu verderben, wenn sie sich nicht seinem Willen füge.

Das humane Gesetz ließ hier den Frauen vier schützende Hinterpförtchen auf.

Ich könnte meinem Leser noch viel und mancherlei erzählen, doch scheint es mir hohe Zeit, wieder zur Heldin meiner Erzählung zurückzukehren.

LV.

Angioletta befand sich seit dem Augenblick, in dem sie jene liebeglühenden Zeilen durch ihre Kammerdienerin an Casanova abgeschickt hatte, in fieberhaft-aufgeregtem Zustande. Mit pochendem Herzen, mit heißer Ungeduld, mit ungestümer Sehnsucht erwartete sie die Nacht und das Erscheinen des Geliebten. Sie lief von einem Zimmer ins andere und suchte sich durch Gesang, durch Lectüre zu zerstreuen; aber Alles vergebens! Ein einziger Gedanke, der Gedanke an ihn, unterjochte alle andern. Zitternd, bebend, warf sie sich auf die schwellenden Kissen der Ottomane und zog aus dem blendenden Schnee ihres Busens eine kleine goldene Kapsel hervor, in der sich sein Bildniß befand. Sie ließ ihr Auge darauf ruhen und weinte vor Freude; dann preßte sie es an ihren Mund und bedeckte es mit tausend Küssen der glühendsten Liebe.

„Wie schön bist Du!" sagte sie zu seinem Bilde. „Welches Feuer glüht aus Deinen Augen! Welcher Geist, welcher Zauber sprüht von Deinen Lippen! O laß Dich küssen, Casanova, küssen viel tausend, tausend Mal, Herz meines Herzens, Seele meiner Seele, mein Himmel, mein Gott, mein Alles! Sprich, mein Adonis, liebst Du mich denn wirklich? Bin ich denn auch schön genug, Dir zu gefallen? Bin ich denn auch klug genug, Dich ewig zu fesseln? O sag' mir, Casanova, bist Du mir denn auch noch treu? Liebst Du nicht außer mir noch eine Andere? Und ist diese Andere schöner als ich? Liebt sie Dich mehr als ich Dich

liebe? Glaube das nicht, Casanova! Es giebt kein Weib auf Erden, das glühender zu lieben im Stande ist als Angioletta! Ich könnte Dich tödten aus Liebe! Ach, Casanova, was sind alle Schätze der Welt gegen einen Kuß von Deinem Munde! O, könnte ich Dich jetzt in meine Arme schließen, ich wollte Dich küssen so lange bis Du todt zu meinen Füßen lägest! Meine Liebe würde Dich von Neuem in's Leben rufen, um Dich von Neuem zu tödten durch die Gluth meiner Küsse. Ist das Liebe? Nein, Casanova, das ist Raserei!"

Erschöpft sank sie auf die Kissen zurück. Sie träumte mit wachen Augen; sie sah alle Himmel offen, sie vernahm die Musik der Sphären und stöhnte in fast bewußtlosem Taumel: „Casanova! Casanova! Komm, komm! Angioletta erwartet Dich! Eile, fliege! Ich sterbe!"

Dann schlossen sich die Augen und sie lag wie todt. Als sie wieder zu sich gekommen war, stand die Kammerdienerin vor ihr.

„Nun, Dorette?" fragte die Gräfin.

„Der Cavaliere war nicht mehr zu Hause."

„Und das Billet?"

„Ich gab's dem Diener."

„Und was sagte er?"

„Mein Herr wird heute schwerlich nach Hause kommen!"

„Und weshalb?"

„Ich traue mich nicht, es Ihnen wiederzusagen..."

„Sprich, ich befehle es Dir!"

„Mein Herr, sprach der Diener, hat, unter vier Augen gesagt, heute zwei Rendezvous!“

„Zwei ...“

„Rendezvous, wie gesagt; das eine um vier Uhr Nachmittags mit der Prinzessin von Soubise, das andere um zehn Uhr Abends mit Mademoiselle Guimard, einer Tänzerin, die, kaum sechszehn Jahre alt, schwarz und häßlich, aber pikanter als des Teufels Großmutter ist, sagte der Schlingel und lachte, als hätte er sich Gott weiß was dabei gedacht.“

„Abscheuliche, Du lügst ...“

„Bei der heiligen Susanna, ich sage die reine Wahrheit ...“

„Geh, geh, ich mag nichts mehr hören.“

Als die Gräfin allein war, bedeckte sie ihr Gesicht mit beiden Händen und fing furchtbar zu weinen an.

„Nein,“ sagte sie, „ich kann's, ich mag's nicht glauben, daß er mir untreu ist. Schwur er mir nicht noch heute ewige, unauslöschliche Treue? »Giebt's ein Jenseits, so werde ich auch dort Dich lieben, lieben mit der ganzen Gluth meiner Seele!« Das waren seine Worte. Dorette will Dich verleumden, Casanova! Das aber soll der listigen Schlange nicht gelingen.“

Dann griff sie hastig nach Feder, Dinte und Papier und schrieb:

„Ich habe Dich nie um Etwas gebeten; heute zum ersten Male verlange ich einen Beweis Deiner Treue, Deines Gehorsams! Ich bitte, ich beschwöre Dich, laß mich

heute nicht vergebens warten. Wenn Du mit dem Glockenschlage Zwölf nicht bei mir bist, dann weiß ich, daß Du mich nicht mehr liebst. Wirst Du kommen? Gewiß, gewiß, Du kommst!"

Sie versiegelte das Blatt und rief ihre Vertraute.

„Trage dies Billet ungesäumt in die Wohnung des Cavaliers. Ich verspreche Dir ein Geschenk von 500 Livres und eben so viel seinem Diener, wenn dieser dafür Sorge trägt, daß mein Brief noch vor Mitternacht in die Hände seines Herrn gelangt. Eile, eile!"

Dorette schüttelte den Kopf und ging.

LVI.

Es schlug Sieben ... Acht ... Neun! Angioletta lag auf der Folter. Wird er kommen? Wird er nicht kommen? Diese beiden Gedanken zerrissen ihr Herz in zwei gleiche Hälften, von denen die eine vor Freude, die andere vor Schmerz verging. Der leiseste Zweifel an Casanova's Liebe klammerte sich wie ein Vampyr an ihrem Herzen fest, um ihr alles Blut, alles Leben auszusaugen. Zum ersten Male empfand sie die Qualen der Eifersucht, die wie eine giftgeschwollene Natter an der tiefsten Wurzel ihrer Seele nagte und ihr ganzes Denken untergrub. Es gab Augenblicke, in denen die Wuth sie dergestalt übermannte, daß sie sich, den Geliebten und die ganze Welt hätte vergiften können. Wie eine Wahnsinnige rannte sie im Zimmer auf und ab, verwünschte den Schneckengang der trägen Zeit, lachte vor Zorn und verzweifelte. — — —

Es schlug Zehn, es schlug Eilf. Zwei Stunden der Qual währen länger als zwei Jahre des Glücks. Noch eine Stunde und dann wußte sie, woran sie war.

Ueberwältigt von brennendheißem Schmerze, warf sie sich auf ihre Knie und betete:

„Heilige Mutter Gottes, erhöre das verzweiflungsvolle Flehen eines sündigen Weibes, strafe sie Jenseits, aber nicht schon hier, nicht schon jetzt für die frevelhafte Liebe, die mein Gewissen auf hunderttausend Foltern spannt. Schütze, schirme mich, daß ich nicht wahnsinnig werde, wenn ich höre, daß der Mann, dem ich Alles, Alles geopfert habe, mir untreu werden, mich vergessen, mich verlassen kann!“

„Gnädige Frau,“ flüsterte Dorette, die soeben eingetreten war.

„Was giebt's?“ schrie Angioletta, furchtbar erschreckt.

„Ich bringe einen Brief ...“

„Von wem?“ fragte die Gräfin, die noch immer auf den Knieen lag.

„Vom Cavaliere ...“

„Gieb her, gieb her!“ rief Angioletta, sich hastig erhebend und ihr das Billet aus der Hand reißend.

Was aber las die Arme?

„Liebes Kind, ich bedauere unendlich, daß es mir heute, selbst beim besten Willen, nicht möglich ist, Dich zu besuchen. Ich habe eine höchst wichtige Abhaltung, die bis morgen Abend meine ganze Zeit in Anspruch nimmt. Les affaires avant tout!

Dein C.“

„Weh mir, er ist für mich verloren!" schrie die Gräfin und sank bewußtlos zu Boden.

Dorette rief die Dienerschaft. Angioletta wurde ohnmächtig zu Bett gebracht.

LVII.

Während Frau von Saint Germain im heftigsten Fieber lag, befand sich Signor Casanova im Boudoir der Mademoiselle Marie Madeleine Guimard, die trotz ihrer Häßlichkeit eine der anziehendsten, liebenswürdigsten und reizendsten Priesterinnen Terpsichorens, der Augapfel von halb Paris war.

Spaniens berühmtester Maler, Velasquez de Silva, verlangt von einer Frau, die den Männern gefallen will, drei Mal sieben Reize, nämlich:

drei weiße: Haut, Zähne, Hände;
drei schwarze: Augen, Augenbrauen und Augenlider;
drei rothe: Lippen, Wangen, Nägel;
drei lange und schlanke: Leib, Arme und Haare;
drei kleine: Zähne, Ohren, Füße;
drei breite: Busen, Stirn und den Raum zwischen den Augenbrauen;
drei weiche: Haare, Lippen, Finger.

Von diesen drei Mal sieben Reizen besaß Mademoiselle Marie Madeleine Guimard blos drei Eigenschaften: schwarze Augen, schwarze Augenbrauen und schwarze Augenlider; im Uebrigen war nichts schön an ihr, und dennoch gefiel sie Jedem ohne Ausnahme. Der größte, mächtigste

Reiz dieser neuen „Circé“ — wie sie Piron genannt hat — lag in dem ungezwungenen Benehmen, in der ewig frohen Laune, in dem kecken, ausgelassenen Muthwillen, die sich in Allem, was sie that, auf so drollige Weise kund gaben, daß man nicht aus dem Lachen kam. „Madeleine ist ein »lieber Narr,«“ sagte Jeder, der ein Viertelstündchen mit ihr verplaudern durfte. Sie verstand die Kunst, so allerliebst zu schwatzen, so angenehm zu unterhalten, daß selbst der allermürrischste Grillenfänger, von ihrer rosenfarbenen Laune angesteckt, heiter werden mußte, er mochte wollen oder nicht. Sie war ein weiblicher Bajazzo, ein liebenswürdiger Hanswurst, der hundert Witze, tausend Späße aus den Aermeln schüttelte. Sie trieb lauter Unsinn; „im Unsinn aber,“ sagt schon Horace Walpole, „liegt oft der höchste Reiz.“ Sie sang, sie pfiff und that Alles, was man haben wollte, denn nichts war ihr mehr zuwider, als Prüderie.

„Ich spreche wie mir der Schnabel gewachsen ist,“ sagte sie oft, „und gebe mich Jedem wie ich bin: ohne Schminke, ohne Schleier. Wer mir gefällt, dem sage ich ohne Umschweife: Höre, Du gefällst mir, gleichviel, ob Du Marschall oder Corporal, Bankier oder Lumpensammler, Millionär oder armer Schlucker bist. Gefalle ich Dir, so mache nicht viel Umstände und liebe mich und ich will Dich wieder lieben, so gut ich es vermag, doch so lange nur, bis sich ein Anderer findet, der mir mehr gefällt als Du; dann gebe ich Dir den Laufpaß und denke nicht mehr an Dich.“

Das war ihr Glaubensbekenntniß, ihr Credo, das sie Jedem sagte, der es hören wollte. Frauen mit solcher Laune, mit solchem Leichtsinne, mit solchen Grundsätzen findet man nur in Frankreich. Von je zehn Frauen anderer Länder sind neun entsetzlich prüde und eben deshalb, oft trotz aller ihrer Schönheit, verteufelt langweilig. Eine langweilige Frau aber ist das Gräßlichste, was ich mir denken kann. Langweilig sein — „c'est plus qu'un crime, c'est une faute," würde Herr von Talleyrand gesagt haben.

Mademoiselle Guimard war, gerade umgekehrt, die verkörperte Kurzweiligkeit, unterhaltend, drollig, komisch, possierlich von der Locke bis zum Schuhbande; ungenirt, keck, ja sogar frech bisweilen, aber immer graziös dabei; ewig zum Lachen, niemals zum Weinen aufgelegt. Ist solch ein Geschöpf nicht liebenswürdig?

Zu einem Wesen solcher Art paßte Niemand besser als Casanova. Auch er war der personificirte Leichtsinn, auch er liebte das ungebundene Leben, die fessellose Liebe, die Freude und das Vergnügen.

Aimez, vivez, c'est la sagesse!
Hors le plaisir et la tendresse,
Tout est mensonge et vanité!

Als der Sänger der „Harmonies religieuses," der keusche Herr v. Lamartine, diese Verse dichtete, muß er kurz vorher die Memoiren Casanova's gelesen oder ein Glas oeil de perdrix zu viel getrunken haben.

Doch zurück zu Mademoiselle Guimard und ihrem neuen Freunde.

Sie tranken Champagner und sprachen von der Liebe.

„Wofür hältst Du die Liebe?“ fragte Casanova die Tänzerin.

„Ich halte sie, so lange sie sich in der Sphäre des Platonismus bewegt, für den langweiligsten Unsinn, für einen psychischen Schnupfen, für einen lächerlichen Traum; wenn sie aber nicht platonisch ist, für den allerangenehmsten Zeitvertreib, für ein reizendes Bedürfniß, für einen psychischen Hunger. Ich möchte eben so wenig ohne Liebe, als ohne Essen und Trinken leben.“

„Gerade so denke auch ich, meine liebe Madeleine! Ich sehe in der Liebe weiter nichts, als eine Flasche Champagner. Man leert sie und greift dann nach einer andern.“

„A-propos! Est-ce vrai, mon petit gaillard, que tu aimes la Comtesse de Saint Germain?“ fragte Mademoiselle Guimard, von Neuem ihr Spitzglas füllend.

„Ich habe sie geliebt,“ erwiderte Casanova, sein Glas leerend.

„Wie lange?“

„Fünf Monate.“

„Teufel, das ist sehr viel! Und wie lange gedenkst Du mich zu lieben?“

„Bis zum Tode!“ antwortete er mit komischem Pathos.

„Pfui, das wäre langweilig! Liebe ist ein Rausch, und ein Rausch, der länger als ein Paar Stunden dauert, läßt einen furchtbaren Katzenjammer zurück. Sag' mir, weiß der Graf, daß Du seine Frau geliebt hast?“

„Gott behüte!“

„Dem Esel geschieht es ganz recht. Warum hat er die Dummheit begangen, zu heirathen! Auf Untreue muß jeder Ehemann gefaßt sein.“

„Wirst Du niemals heirathen?“

„O ja, wenn ich einmal alt geworden bin und nicht mehr lieben mag.“

„Ist es wahr, Madeleine, daß Du unter Andern auch den Prinzen von Soubise liebst?“

„Bist Du verrückt? Ich erlaube ihm, daß er mich lieben darf. Das ist Alles!“

„Und weshalb erlaubst Du ihm das?“

„Weil er mir dafür seinen Reichthum zu Füßen legt, Gold, das ich mit Andern theile, die ich liebe. Brauchst Du Geld?“

„Heute nicht, vielleicht ein ander Mal ...“

„Dann sag' es mir! so lange ich Dich liebe, verlange ich keine Zinsen. Sag' mir, Casanova, ist der Graf Saint Germain ein Wundermann oder ein Betrüger?“

„Ich halte ihn weder für das Eine, noch für das Andere. Er ist ein grundgescheidter Kerl, der das bewundernswürdigste Gedächtniß hat. Dies ist der goldene Zauberschlüssel, womit sein Geist alle Pforten der menschlichen Kenntnisse geöffnet hat. Poch' hier, poch' da an — sein Gedächtniß läßt ihn nie im Stiche: er beantwortet jede Deiner bunt durch einander gewürfelten Fragen mit einer überraschenden Sicherheit, mit einer staunenerregenden Genauigkeit. Er ist eine lebendige Geschichtstafel, die jeden

König, jeden Helden, jeden Gelehrten, jeden Künstler, jede Schlacht, jedes Ereigniß, jede Erfindung kennt.“

„Und die Gräfin?“

„Ist eine liebe, gute, dumme Gans, die Alles glaubt, was man ihr sagt.“

„Ist sie schön?“

„Zum Küssen, aber etwas langweilig.“

„Wie jede Frau, die das Unglück hat, verheirathet zu sein.“

So plauderten sie bis Ein Uhr.

LVIII.

Die Aerzte hatten der Gräfin vor Allem Gemüthsruhe angerathen. So ein Rath ist leicht ertheilt, doch besitzt nicht Jeder die Kraft, ihn zu befolgen. Eifersucht ist ein Fieber, das kein Arzt der Welt zu heilen vermag. Angioletta konnte sich über das Ausbleiben Casanova's nicht beruhigen. Ihre Fantasie malte sich die gräßlichsten Bilder. Sie sah den Geliebten in den Armen ihrer Nebenbuhlerin und beneidete die häßliche Guimard um die Allmacht ihrer Reize. Eifersucht ist, genau betrachtet, nichts als Neid, Neid aber ist ein wüthender Geier, der das arme Herz in tausend Stücke zerfleischt.

Die Gräfin hatte keine Ruhe im Bette. Sie stand auf und zog sich an.

„Laß anspannen,“ sagte sie zu Doretten, „ich will ausfahren.“

Eine halbe Stunde später fuhr sie allein, in fieberhaft

aufgeregtem Zustande, in die Rue Richelieu. Dort wohnte Casanova. Ein unwiderstehliches Gefühl trieb sie in seine Wohnung. Sie wollte Gewißheit haben.

„Ist Euer Herr zu Hause?“ fragte sie den Diener.

„Nein, Madame.“

„Wann ist er ausgegangen?“

„Gestern Abend um neun Uhr.“

„Und wo glaubt Ihr, guter Freund, daß Euer Herr übernachtet hat?“

„Kennen Sie Mademoiselle Guimard?“ fragte der unverschämte Schlingel mit höhnischem Lächeln.

Die Gräfin wurde leichenblaß.

„Nein,“ antwortete Angioletta mit gebrochenem Tone. „Aber wollt Ihr mir einen Gefallen erweisen?“

„Mit Vergnügen, Madame!“

„So sagt mir, wo sie wohnt ...“

„Werden Sie mich nicht verrathen?“

„Nein, nein!“

„Mademoiselle Guimard wohnt Rue de Grammont Nummer 11.“

„Ich danke Euch, mein Freund,“ sagte die Gräfin und drückte dem betreßten Judas eine volle Börse in die Hand. „Sagt Eurem Herrn,“ fuhr sie fort, „daß die Dame, von der er gestern einen Brief erhalten, ihn heute mit dem Glockenschlage Zehn in ihrer Wohnung erwartet. Sie muß ihn sprechen; sie hat ihm eine wichtige Nachricht mitzutheilen ...“

„Ich werde Alles bestellen.“

„Lebt wohl,“ sagte das arme Weib und stürzte zitternd die Treppe hinab.

„Wohin?“ fragte der Kutscher.

„Rue de Grammont, Nummer 11.“

Eifersucht macht die Frauen zu Allem fähig, warum nicht auch zu einem dummen Streiche?

LIX.

Mademoiselle Guimard war eben im Einstudiren eines neuen Pas begriffen, als Acajou, ihr kleiner Mohr, den Besuch einer Dame anmeldete, die das Fräulein zu sprechen wünsche.

„Hat sie sich genannt?“

„Nein!“

„Also vermuthlich eine pauvre honteuse, die mir etwas vorweinen will. Sie mag eintreten,“ sagte die Tänzerin und drehte sich wie ein Kreisel auf dem linken Beine herum.

„Habe ich die Ehre, Mademoiselle Guimard zu sprechen?“ fragte die gespensterbleiche Gräfin, die eben eingetreten war.

„Ich bin's. Wer sind denn Sie?“

„Eine Unglückliche ...“

„Das kann Jede sagen, Madame! Bevor ich Ihnen glaube, muß ich wissen, wer Sie sind?“

„Ich bin die Schwester des Grafen Saint Germain.“

„Die Schwester?“ wiederholte Mademoiselle Guimard und fing boshaft zu lachen an. „Weshalb mich täuschen?

Ich weiß recht gut, daß der Mann, der sich bei Hofe und überhaupt überall für Ihren Bruder ausgiebt, Ihr Herr Gemahl ist . . .“

„Mademoiselle, von wem haben Sie die Kunde?“

„Von einem Ihrer Anbeter, Madame!“ erwiderte die Tänzerin mit einem Entrechat à six.

„Fräulein,“ erwiderte Angioletta zerknirscht, „ich habe keinen Anbeter . . .“

„Also einen Courmacher, einen Geliebten, einen Hausfreund, was weiß ich? Doch zur Sache, Madame! Was wünschen Sie von mir?“

„Ach, Fräulein,“ schluchzte die Gräfin, in Thränen ausbrechend, „haben Sie Mitleid mit dem unglücklichsten Weibe auf Gottes Erdboden!“

„Gräfin Saint Germain, womit kann ich dienen?“

„In Ihrer Hand liegt die Ruhe meines Lebens. Ihnen will ich gestehen, was ich, außer Gott und Ihm, noch Niemandem gestanden habe. Ja, Mademoiselle, ich liebe ihn, liebe ihn mit einer Gluth, die mich in den Abgrund der Hölle zieht, liebe ihn mit der ganzen Raserei der ersten Liebe, liebe ihn bis zum Wahnsinne!“

„Das ist hübsch von Ihnen! Aber warum, Gräfin, sagen Sie das mir?“

„Weil ich weiß, daß auch Sie ihn lieben . . .“

„Ist das ein Verbrechen? Ich bin nicht verheirathet, Madame, und habe das Recht, Jeden zu lieben, der mir gefällt.“

„Noch gestern Morgen in der Kirche Saint Sulpice schwor er mir ewige Liebe, ewige Treue!"

„Schwuren nicht auch Sie Ihrem Gemahle ewige Liebe, ewige Treue?"

„Ihr Hohn, Ihre Verachtung tödtet mich, aber ich trage Beides ohne Murren, weil ich fühle, daß ich sie verdiene. Aber noch ein Mal, zu Ihren Füßen flehe ich Sie um Mitleid an! Ach, Fräulein, bringen Sie einem Weibe, das dem falschen, treulosen Manne ihre Ehre, ihr Glück, ihre Zukunft geopfert hat, ein Gegenopfer. Entsagen Sie dieser Liebe, vergessen Sie ihn und ich will Sie segnen bis zum letzten Athemzuge meines Lebens. Halten Sie ihm seinen Frevel vor, sagen Sie ihm, wie schlecht, wie schändlich er an mir gehandelt hat, und führen Sie ihn in die Arme einer Unglücklichen zurück, die ohne ihn nicht denken, fühlen, leben kann."

„Stehen Sie auf, Gräfin," sagte Mademoiselle Guimard, die zum ersten Male in ihrem Leben eine Thräne vergoß, „ich bitte Sie inständigst, stehen Sie auf! Jedes Ihrer Worte hat sich wie eine glühende Sonde in mein Herz gebohrt. Ich bedaure Sie, Madame, und dennoch beneide ich Sie, denn wer so tief und innig zu lieben vermag wie Sie, muß sich selbst im größten Unglücke glücklich fühlen. Ach, könnte auch ich so lieben! Aber stehen Sie doch auf!"

„Nicht eher, als bis Sie mir versprochen haben, seiner Liebe zu entsagen."

„Gräfin, ich versprech' es Ihnen!" betheuerte die Tänzerin und fiel der Knieenden gerührt um den Hals.

Und Beide weinten ihren Schmerz aus.

„Ich scheide beruhigt, denn ich nehme außer Ihrem Versprechen auch die Ueberzeugung mit, daß Sie eine edle, großmüthige Nebenbuhlerin sind. Gott segne Sie! Möge jeder Tag für Sie eine Quelle neuer Freuden werden und keine Wolke Ihres Glückes Sonne trüben," sprach die Gräfin und eilte fort.

Bald darauf setzte sich Mademoiselle Guimard an ihren Pult und schrieb an Casanova folgenden Brief:

„Soeben, lieber Freund, war Gräfin Saint Germain bei mir. Ich bin von ihr begeistert, entzückt, bezaubert. Das ist kein Weib, das ist eine Fee, ein Engel, eine Madonna! Sie liebt Sie mit einer Gluth, die mich bis zu Thränen gerührt hat. Casanova, wären Sie im Stande, solch einen Engel zu kränken, dann wären Sie kein Roué, dann wären Sie ein Schuft! Eilen Sie noch heute hin zu ihren Füßen, bitten Sie sie um Verzeihung, wahrlich, sie verdient es, denn sie hat Ihnen Ehre und Glück, Ruhe und Zukunft geopfert. Von diesem Augenblicke an höre ich auf, Ihre Geliebte zu sein, um für immer Ihre Freundin zu bleiben, die an Ihrem und der Gräfin Schicksal den wärmsten Antheil nehmen wird. Geben Sie ihr wieder, was Sie ihr geraubt haben. Die Gräfin muß sich scheiden lassen, Sie aber müssen sie heirathen und sie glücklich machen.

Madeleine."

„A-propos, vergessen Sie nicht, mir die neue Romanze von Piccini zu schicken.“

— —

Nun, was sagt Ihr dazu? Habe ich nicht Recht, wenn ich behaupte, daß eine Frau sehr leichtsinnig und dabei doch gewissenhaft, sehr frivol und dabei doch tieffühlend, sehr häßlich und dabei doch liebenswürdig sein kann?!

Ach, Mademoiselle Marie Madeleine Guimard! Sie sind zwar schon lange todt, aber wenn wir einstens Alle auferstehen, werden auch Sie zu neuem Leben erwachen. Dann werde ich mich beeilen, mich Ihnen vorzustellen und Sie bitten: „Erlauben Sie, daß ich Sie umarme!“

LX.

Die Unterredung mit Mademoiselle Guimard hatte die Gräfin dergestalt angegriffen, daß sie, nach ihrer Wohnung heimgekehrt, sich wieder niederlegen mußte. Gleich darauf hatte sich von Neuem Aufregung, Unruhe und Fieber bei ihr eingestellt. Als es zu dunkeln begann, sank sie ermattet in die Arme des Schlummers. Sie träumte von Casanova, der händeringend zu ihren Füßen lag und sie wegen seiner Treulosigkeit um Verzeihung bat. Es war ein schöner, wohlthuender, glücklicher Traum; ein Traum, der allen Kummer, allen Gram, alle Thränen wegküßte und süße Ruhe in ihre fieberkranke Seele goß. Träume aber sind Schäume, wie Calderon sagt, oder Dünste und Nebelgestalten, die aus den Nerven des erhitzten Ganglien-systems emporsteigen, wie der französische Arzt Sylvius sich ausdrückt. Ich für meinen Theil halte die Träume

für psychische Räthsel, deren richtigen Sinn noch Niemand aufgelöst hat. —

Man sagt allgemein, der Mensch träume in der Regel von dem, was ihn den ganzen Tag über unablässig beschäftigt hat. Das ist aber nicht wahr. Ein Verliebter kann den ganzen Tag an die Geliebte und ihre tausend Reize denken und Nachts von Schlangen und Eidechsen, von Bären und Affen träumen. — Der Erste, der sich mit dem geheimnißvollen Ursprung der Träume und mit der Deutung derselben beschäftigt hat, war der Ephesianische Philosoph Artemidorus; nach ihm haben Nicolaus Leonicus, Augustin Ferrier, Alexander Carenus, Hieronymus Cardanus, Michael Bojemus, Scipion Dupleix, Johann Bolduanus, Hermann Conring, Marcus Zuerius Boxhorn, François de la Mothe-le-Vayer, François Menestrier, Pierre Battier, Kulm, Krüger, J. A. Tittmann und noch ein ganzes Dutzend anderer Philosophen das Wesen der Träume zu ergründen und erklären versucht, aber trotz all' dieser Forschungen sind sie nicht um ein Haar breit weiter vorgerückt als der alte Artemidor.

Interessanter als all' diese Abhandlungen ist die Broschüre eines Ungenannten, der das Geheimniß entdeckt haben will, sich angenehme Träume zu verschaffen; das wäre allerdings ein Glück, wenn auch nur ein geträumtes!

Angioletta träumte unter Anderm auch von einer Hochzeit. Nach der Auslegung des Traumdeuters von Ephesus bedeutet das — Tod, wie, umgekehrt, vom Tode träumen

Hochzeit machen bedeutet. Man sieht, daß der Gott der Träume sehr ironisch ist und uns stets das Gegentheil von dem, was eintrifft, vorspiegelt.

Als die Gräfin erwachte, schlug es Neun. In ihrem Schlafzimmer, in dem sich, außer einem großen Kleiderschranke, nichts als ihr Bett befand, brannte eine Lampe, welche ihr blasses Licht auf Angioletta's Lager warf, die, von Fieberhitze geröthet, wie Purpur glühte.

Matt und müde hatte sie eben wieder die Augen geschlossen, als Casanova eintrat. Mit einem Schrei sank sie halbentseelt auf ihr Kissen zurück.

Der Cavaliere setzte sich auf ihr Bett, legte seine Hand auf ihre Stirn und flüsterte mit liebesüßem Tone:

„Angioletta, Angioletta, erwache! Casanova ruft Dich! Hörst Du's, meine süße Taube? Casanova ist es, der Dich ruft!"

Ein Kuß von ihm rief die Ohnmächtige ins Bewußtsein zurück. Angioletta betrachtete ihn Anfangs mit irrem, träumerischem Blick; endlich erkannte sie ihn.

„Casanova!" schrie sie außer sich vor Freude und sank weinend an sein Herz.

Der Cavaliere drückte sie an seine Brust und bedeckte Mund und Augen, Nacken und Schulter mit zahllosen Küssen.

„Wach' ich oder träume ich?" fragte sie. „Lieg' ich denn wirklich in Deinen Armen? Aefft mich kein böser Traum? Ach ja, Du bist es! Das ist der süße Ton Deiner Stimme, nach dem ich mich seit gestern so innig, wie ein Erdurstender nach einem Trunke Wasser gesehnt. Ach, Ca-

sanova, was habe ich seit gestern um Deinetwillen gelitten! Mir, die ich Dir Alles, Alles geopfert, mir hast Du eine Andere vorgezogen!"

„Angioletta, ich schwöre . . ."

„Schwöre nicht, Casanova! Ich will Dir Alles, Alles verzeihen, versprichst Du mir, keine Andere zu lieben, als mich. Verdiene ich es nicht, von Dir geliebt zu werden? Habe ich Dir nicht Ehre und Zukunft geopfert? Ach, und dennoch bin ich glücklich, überglücklich, denn wisse, ich fühle mich Mutter. Ich trage ein Kind, ein Kind von Dir, unter meinem Herzen. O Wonne, o Glück, o Seligkeit!"

„Angioletta, sprich nicht so laut, man könnte es hören."

„Mag man es hören! Ich selber will es Allen und selbst meinem Gemahle sagen, daß ich, aus Liebe zu Dir, den Eid der Treue gebrochen. Er ist edel, er ist großmüthig, er wird, er muß mir verzeihen!"

„Nein, das wird er nicht!" schrie Saint Germain, der wie ein deus ex machina aus dem Kleiderschranke, oder richtiger gesagt, wie ein auf seine Beute lauernder Tiger aus seinem Versteck hervorgesprungen war und wie ein Engel der Rache vor den erbleichenden Sündern stand.

„Gott im Himmel!" schrie die Gräfin.

„Höll' und Teufel!" fluchte Casanova.

„Ihr glaubt mich in Brüssel; ich aber blieb in Paris, um Euch zu beobachten. Ich sah, wie die keusche, tugendhafte Gräfin heute Mittag zu Herrn Casanova und von dort zur Mademoiselle Guimard fuhr. Ich weiß Alles, Alles! Ihr seid entlarvt," fuhr er fort und zog aus seiner

Brusttasche ein geladenes Pistol hervor. „Dein Leben, elender Verführer, liegt jetzt in meiner Hand ...“

„Denken Sie an die Bleikammern von Venedig zurück. Was sagten Sie damals? »Der Mann, der eine Frau verführt, ist nur halb so strafbar, als die Frau, die sich verführen läßt!«“

Der Graf versank in tiefes Nachdenken. Es trat eine kurze, unheimliche Pause ein.

„Aus meinen Augen, Räuber meiner Ehre, Räuber meines Glücks!“ schrie Saint Germain, erwachend aus seinem dumpfen Hinbrüten. „Ich mag mein Gewissen nicht mit Deinem Blute besudeln, fort, fort!“

Casanova, niedergedrückt vom Bewußtsein seiner Schuld, entmuthigt durch den gerechten Zorn des tiefgekränkten Gatten, wollte gehen.

„Halt, halt!“ donnerte der Graf. „So lasse ich Dich nicht fort von hier! Du warst nicht bei der Gräfin Saint Germain, Du warst bei einer leichtsinnigen, ehrlosen, pflichtvergessenen Hetäre, der Du für das Vergnügen, das sie Dir bereitet hat, den Lohn schuldig bist. Bezahle, bezahle.“

Wie vom Schlage getroffen, fiel Angioletta mit einem gellendcrassen Schrei auf ihre Kissen zurück.

„Graf, Sie tödten Ihre Frau.“

„Den Lohn, den Lohn!“ schrie Saint Germain in einem Tone, der wie das wüthende Geheul einer Hyäne klang. „La bourse ou la vie!“ rief er, den Lauf der Pistole auf den zitternden Verbrecher richtend.

Casanova holte, wie ein willenloser Automat, seine

Börse hervor und legte sie, zitternd und bebend, in die Hand des wuthentbrannten Rächers. Der Graf wog die volle Börse.

„Das ist zu viel für ein ehrloses Weib," sagte Saint Germain mit einer Kälte, die selbst den boshaftesten Teufel beschämt hätte, öffnete die Börse, nahm ein Stück Geld heraus und setzte mit satanischem Lächeln hinzu: „Fünf Livres sind genug für sie!"

Das Silberstück warf er wüthend auf den Tisch, die Börse vor die Füße des Verführers.

„Nun aber packe Dich, Schurke," rief er aus, „sonst erschieß' ich Dich!"

Wie von tausend Furien gepeitscht, eilte Casanova zur Thür hinaus. Der Graf stand leblos wie eine Bildsäule da. Es schien, als hätten seine Füße Wurzel gefaßt; seine Augen starrten den Fußboden an. Was waren die Qualen Laokoon's gegen die Leiden Saint Germains? Was schmerzt tiefer, als Undank und Verrath einer Frau, die man liebt? O hätte er weinen können! Ein Königreich für eine Thräne! Sein Auge aber blieb thränenleer; sein Herz war ein ausgebrannter Vulkan; es war lebendig todt; sein Geist hatte nur noch Raum für einen Gedanken und dieser eine Gedanke sagte ihm: Räche Deine Schmach! „Wie aber?" fragte er sich. „Sie tödten? O dann wäre ihr wohl! Sie soll leben! Aber jede Minute ihres Lebens soll sich wie ein glühender Nagel, wie ein vergifteter Dorn in ihre Schläfe drücken und sie wahnsinnig machen durch Qual und Reue. Denn was sind alle Qualen der Hölle

gegen das brennende, langsam tödtende Gift der Reue? Habe ich nicht dort das Silberstück? Dieses Sündengeld, an dem das Bewußtsein ihres Frevels klebt, soll das Werkzeug meiner Rache, ihrer Marter werden. Täglich, stündlich will ich's ihr vor Augen halten und ihr in's Gewissen rufen: Gedenke Deiner Schmach!"

Dieser Einfall erfüllte ihn plötzlich mit satanischer Lust; ein teuflisches Lächeln umzuckte seine Lippen; das Gefühl der Rache schien ihn von Neuem zu beleben. Er ergriff das Silberstück und küßte es.

„Du wirst mich rächen!" sagte er.

Darauf näherte er sich dem Bette seiner Frau, die, mit geschlossenen Augen, wie eine Leiche da lag.

„Ist sie todt?" fragte er sich und fühlte ihren Puls. „Gottlob, sie lebt, sie lebt! Ihr Schmerz soll mein Vergnügen, ihre Qual meine Wonne sein! So rächt sich Graf Saint Germain!"

Gleich darauf verließ er das Gemach. In derselben Sekunde schlug Angioletta, die das Selbstgespräch des Grafen vernommen hatte, die Augen auf, faltete die Hände und murmelte ein kurzes Gebet vor sich hin; dann holte sie aus ihrem Busen das Bildniß Casanova's hervor, bedeckte es mit Küssen und Thränen und sagte zu ihm:

„Auf Wiedersehn in einer bessern Welt!"

Dann zog sie aus den Flechten ihrer Haare eine lange, goldene Nadel — ein Geschenk des Cavaliere — hervor und bohrte sie, ohne den leisesten Schmerzenslaut zu äußern, tief und immer tiefer in das Herz, das langsam verblutete.

Eine Stunde später war sie todt.

„Das Leben,“ sagt Sterne, „ist nur ein Epigramm und der Tod die Pointe desselben.“

LXI.

Casanova war eben am Fuße der Treppe angelangt, als ihm Jemand, den er in der Dunkelheit nicht erkennen konnte, Halt! entgegen rief.

„Wer da?“ fragte der Cavaliere.

„Benjamin!“ lautete die Antwort.

„Was willst Du?“

„Ihr könnt noch fragen? Die Ehre meines Herrn rächen!“

„Junge, bist Du toll? Was kümmert Dich die Ehre Deines Herrn?“

„Ich liebe ihn mehr als mich selbst, und wer ihn beleidigt, der beleidigt mich! Signor Casanova, Ihr habt das Lebensglück meines Herrn mit Füßen getreten: Ihr habt ihm das Liebste und Theuerste auf Erden, die Liebe seines Weibes geraubt. Die Schmach, die Ihr meinem Herrn zugefügt, läßt sich nur durch Euer Blut wegwaschen . . . Ihr müßt Euch mit mir schlagen!“

„Schlagen? Schlagen mit Dir? Knabe, wer bist Du denn?“

„Ich bin ein treuer Diener meines Herrn . . .“

„Mit Domestiken schlage ich mich nicht.“

„Dann seid Ihr ein ehrloser Schuft, ein elender Schurke, eine feige Memme!“

„Knabe, Du dauerst mich," erwiderte Casanova mit erzwungenem Lächeln. „Um Dir Beweise vom Gegentheil zu geben, will ich mich herablassen, Deine Herausforderung anzunehmen."

„Morgen früh mit dem Glockenschlage Acht erwarte ich Euch im Bois de Boulogne."

„Ich komme, doch gebe ich Dir im Voraus den guten Rath, mit dem Leben abzuschließen, denn noch nie hat mein Pistol sein Ziel verfehlt."

„Ein Schurke, der nicht kommt!" sagte Benjamin und stürzte die Treppe hinauf. — — —

Casanova beschloß, um sich von dem Schrecken jenes furchtbaren Auftritts mit dem Grafen zu erholen, Mademoiselle Guimard zu besuchen. Die Fenster ihrer Wohnung waren noch erleuchtet. Er lief hinauf und klingelte. Der kleine Mohr öffnete.

„Zu wem wünschen Sie?" fragte Acajou.

„Tölpel, zu Madeleine!"

„Hier wohnt keine Madeleine . . ."

„Aber Mademoiselle Guimard . . ."

„Die ist für Sie nicht mehr zu sprechen," sagte der Schwarze und schlug ihm vor der Nase die Thür zu.

„Sage Deiner Herrin," schrie Casanova so laut, daß es im Vorzimmer gehört werden konnte, „daß sich ein Mann, wie ich, nicht ungestraft abweisen läßt. Die Hexe soll an mich denken!"

Und dann stürmte er wüthend fort. Mehr als alles Unglück, in das er den Grafen und die Gräfin gestürzt,

peinigte ihn die Schmach, die ihm die Tänzerin zugefügt.

„Mich abweisen! Das soll sie büßen!“

Und mißmuthiger als je schlich er nach seiner Wohnung heim. Unausgekleidet warf er sich aufs Bett, las ein Paar Oden seines Lieblingsdichters Horaz, leerte ein Glas Zuckerwasser nach dem andern, legte dann den alten Klassiker unter sein Kopfkissen und sprach:

„Meister Horaz, nun wollen wir schlafen!“

LXII.

Der Graf verbrachte eine traurige Nacht. Schlaflos wälzte er sich auf seinem Lager und dachte an sein Weib, an sein Weib, das ihn so tief gekränkt, das ihn so namenlos unglücklich gemacht. Und dennoch, dennoch fühlte er, daß er Angioletta noch immer liebe, daß sie noch immer sein Liebstes, sein Theuerstes auf Erden sei. Sein unendlicher Schmerz lös'te sich in Thränen auf; an die Stelle der Rachegedanken zog der milde, beruhigende Hauch der Vergebung in sein Herz. Sich rächen ist menschlich, vergeben ist göttlich, sagte er zu sich und fühlte sich erleichtert. Jede Thräne ist ein Lethestrom, der alles Peinigende, das die Erinnerung mit sich führt, versöhnend hinwegspühlt. Die Thräne ist ein Balsam, der jede Wunde heilt.

Als er gegen Morgen eingeschlafen und nach einer kurzen Stunde wieder erwacht war, glaubte er das Schreckliche, das er gestern erlebt hatte, nur geträumt zu haben.

„Ja, ja," rief er aus, „es war nur ein böser Traum, der mich geneckt! Mein Weib, mein schönes, liebes, süßes Weib hat den Schwur der Treue nicht verletzt. Alles war nur Schein und Trug!"

Aber diese Selbsttäuschung währte nur einen kurzen Augenblick; dann erwachte von Neuem das bittere Gefühl der Gewißheit in ihm, daß Alles, was er geträumt zu haben geglaubt, wirklich geschehen war, denn in seiner krampfhaft geschlossenen Hand brannte wie eine glühende Höllenkohle das verwünschte Geldstück, der Lohn ihrer Schande, die Bezahlung ihres Frevels.

„Weh mir, ich habe nicht geträumt!" rief er und schleuderte das Sündengeld mit neuerwachter Wuth an die Wand, an der Angioletta's Bildniß hing.

Das Glas fiel, in tausend Scherben zerschmettert, auf die Erde nieder. Die frischen Farben des Bildes schienen in den Augen des Grafen vor Schreck erbleicht zu sein. Aus dem Rahmen starrte ihn ein grinsender Todtenschädel an. Es wehte ihm Leichengeruch entgegen. Eine dunkle Ahnung, ein schwarzes Vorgefühl jagte ihn aus dem Bette; er hatte keine Ruhe mehr; ein unwiderstehliches Gefühl trieb ihn hin zu seinem Weibe.

„Himmel und Hölle!" schrie Saint Germain und stürzte sich auf Angioletta's Leiche. „Todt, todt? Und wer hat Dich getödtet? Du? Du? Nein, Angioletta, nein! Ich, ich habe Dich getödtet! Mein Zorn hat Dich zerschmettert, meine Rache hat Dich vernichtet. Angioletta, Angioletta!" schrie er im Tone der gräßlichsten

Verzweiflung, umhalste die Leiche, herzte und küßte sie, „Angioletta, Angioletta, erwache zu neuem Leben und ich will Dir Alles, Alles verzeihen! Knieend will ich mich vor Dir im Staube wälzen und Dich um Vergebung anflehen. Denn ich allein bin an Allem Schuld! Angioletta, nur ein Mal noch schlage Deine süßen Augen auf! Ach, sie ist todt und kann nicht hören, daß ich um Verzeihung flehe . . .“

In demselben Moment öffnet sich die Thür. Zwei Träger bringen einen langen Korb, der mit einem schwarzen Tuche überdeckt ist.

„Was bringt Ihr?“ fragt der Graf, sich emporraffend.

„Einen Todten,“ antworten die beiden Träger.

Saint Germain stürzt auf den Korb zu und reißt die schwarze Decke weg.

„Benjamin!“ schreit er in einem Tone, den keine Sprache der Welt zu bezeichnen vermag, „Benjamin! Mein Sohn! Mein lieber Sohn! Mein Kind, mein einziges Kind! Sprecht, Leute, wo fandet Ihr diesen Todten?“

„Im **Bois de Boulogne**,“ sagte der Eine.

„Getroffen von einer Pistolenkugel,“ spricht der Andere. „Als ich hinzukam, röchelte der Sterbende seine letzten Worte: »Tragt mich zum Grafen Saint Germain und sagt ihm: der treue Diener habe die Beschimpfung seines Herrn rächen wollen; der Mann, der mich getödtet, ist Casanova.«“

„Casanova!“ brüllte der Graf. „Fluch Dir, Urheber meines ganzen Unglücks. Du hast mir die Liebe meines

Weibes, das Leben meines Kindes geraubt! Giebt's einen Gott, so wird, so muß er Dich strafen, hier oder jenseits, denn drei Herzen hast Du gebrochen, drei Leben hast Du getödtet. Zwischen zwei Leichen knieet ein Sterbender und fleht zum Ewigen: »Barmherziger Gott, nimm mich zu Dir!«"

Der Vater beugt sich über den Leichnam seines Sohnes und zerfließt in Thränen. Die beiden Träger scheiden tief gerührt. Unten im Hofe spielt ein Blinder, für den ein Pudel Almosen sammelt, die Drehorgel und singt dazu:

„Au claire de la lune,
Mon ami Pierrot,
Prête-moi ta plume,
Pour t'écrire un mot;
Ma chandelle est morte,
Je n'ai plus du feu,
Ouvre-moi la porte,
Pour l'amour de Dieu."

Der Graf blickt trostlos gen Himmel und wiederholt mit gebrochener Stimme die zwei letzten Verse:

Ouvre-moi la porte,
Pour l'amour de Dieu!

Dann sinkt er auf die Leiche.

LXIII.

Ich bin meinen Lesern über Benjamin eine Aufklärung schuldig.

Dieser junge, schöne, treue Diener seines Herrn war ein uneheliches Kind des Grafen. Die Mutter Benja-

mins war die berühmte Schauspielerin Adrienne Lecouvreur, deren Lebenslauf im fünfunddreißigsten Capitel dieser Erzählung flüchtig skizzirt ist.

Adrienne war des Grafen erste Liebe gewesen. Ein Jahr nach der Geburt Benjamins hatte sie die Bekanntschaft des Grafen Moritz von Sachsen gemacht. Der jugendliche, sieggekrönte Held war mit klingendem Spiele in das wetterwendische Herz dieser Künstlerin eingezogen. Mademoiselle Lecouvreur, in deren Macht es gestanden, die Gemahlin des Grafen Saint Germain zu werden, hatte es vorgezogen, die Maitresse des Herzogs von Kurland zu sein. Man sagt, sie sei an Gift gestorben. Ob vielleicht der Graf sie vergiftet hat? —? Der einzige Trost, den der arme Mann aus dem Schiffbruche seiner ersten Liebe gerettet hatte, war dieser Benjamin, den er mehr als sich selbst geliebt. Aber bei all' dieser Liebe hatte der Graf seinem Sohne niemals das Geheimniß seiner Geburt offenbart; nie hatte Benjamin erfahren, wer sein Vater, wer seine Mutter gewesen war.

Armer Benjamin, ruhe sanft in Frieden!

LXIV.

Noch an demselben Tage verbreitete sich die Nachricht von dem traurigen Ende Angioletta's und Benjamins wie ein Lauffeuer durch ganz Paris. Gleich darauf erhielten auch Ludwig XV. und Frau von Pompadour Kunde davon. Ersterer sandte sogleich einen seiner Adjutanten, Letztere ihren Bruder, den Herrn von Marigny, nach der

Hauptstadt, um an der Quelle, beim Grafen, die genauesten Erkundigungen einzuziehen.

Als sie ankamen, war er verschwunden. Niemand wußte, wo er hingekommen war. Alle Erkundigungen der Polizei blieben fruchtlos. — — — —

Ob er sich unsichtbar machen konnte??? Es gab Leute, die auch das glaubten. — — — —

Vier Wochen später streuten müssige Köpfe hundert lächerliche Gerüchte aus. Der Eine wollte wissen, der Graf habe, wie Cardinal Bellarmin, in seinem Testamente die eine Hälfte seiner Seele dem Heiland, die andere Hälfte der Jungfrau Maria vermacht, und sei dann in die Seine gesprungen. Der Andere behauptete, er wäre nach Sicilien gegangen und habe sich, wie Empedokles, in den Krater des Aetna gestürzt.

Ein Spottvogel dichtete folgende Grabschrift auf ihn:

Hic conditur
Charlatanus
Josephus Sanct Germanus
Novus Nostradamus.

Acht Monate später verbreitete sich das Gerücht: Graf Saint Germain sei in Ostindien am Hofe des Großmoguls gesehen worden.

Was von Allem sollte man glauben???

LXV.

Es war im Mai des Jahres 1759.

Eines Morgens erschien in einer Londoner Zeitung folgende Nachricht:

„Seit einigen Wochen verweilt ein sonderbarer Kauz in unsern Mauern. Er kann wie weiland Proteus hundert Gestalten annehmen und hat mehr Namen als es Tage im Jahre giebt. Zu Pecking in China, von wo er erst unlängst zurückgekehrt sein will, führte er, wie es heißt, gar keinen Namen, und als die Polizei ihn darüber befragte, versicherte er, er wüßte selbst nicht, wie er heiße. In Venedig rufe man ihm, indem man die Hand an's Kinn lege; in Hamburg nenne man ihn blos »mein Herr!«, in Rom »Monsignor«, in Wien »Pst! Pst!«, in Neapel pfeife man ihm, in Paris betrachte man ihn durch Ferngläser, und auf diese Zeichen ginge er willig zu denen, die sich mit ihm unterhalten wollten. Dem Träger, der ihm seinen Koffer in den Gasthof trug, gab er ein leeres Blatt Papier, ein Papilotte, worauf ihm ein Londoner Bankier ohne Weiteres ein Trinkgeld von zweihundert Dukaten ausgezahlt hat. Der Mann erhält Briefe, worauf keine Adresse, sondern weiter nichts als das Wort London steht, und täglich erscheint er auf der Post, um anzufragen, ob Briefe ohne Adresse für ihn angekommen seien.

„Dieser närrische Kauz besitzt ein Stammbuch mit Inschriften von Personen, die er alle persönlich gekannt haben will, ob sie gleich schon vor Jahrhunderten gestorben sind. Unter Anderm zeigt er eine Handschrift von Michel Montaigne aus dem Jahre 1550. Sie lautet:

»Es giebt keinen Menschen in der Welt, welcher, trotz dem, daß er seine Gedanken und Handlungen nach den

Gesetzen der Rechtschaffenheit eingerichtet, nicht schon zehn Mal in seinem Leben den Galgen verdient hätte, weshalb es sehr ungerecht ist, sich gegenseitig zu verdammen.«

„Dieser schlaue Fuchs will nicht allein Gold machen, sondern auch Edelsteine und Gott weiß was mehr fabriciren können.

„Obgleich er sich in London schon seit einigen Wochen befindet, ist es doch noch keinem Sterblichen gelungen, dessen Wohnung zu ermitteln. Bittet man ihn um seine Adresse, so giebt er ein leeres Blatt Papier und sagt: Sie treffen mich überall!

„Wir können aus guter Quelle versichern, daß dieser originelle Kauz Niemand anders ist als der bekannte — Graf Saint Germain."

Dieser Name fiel wie ein Funke in ein Pulverfaß. Ganz London wollte den Grafen sehen, den Wundermann kennen lernen, aber Keiner konnte dessen Wohnung ausfindig machen.

Eines Nachmittags verbreitete sich in einem Kaffeehause auf dem Piccadilly-Square die Nachricht, der Wundermann wohne im Hôtel des französischen Gesandten. Alles, was Beine hatte, rannte nach der Regent-Street und umlagerte das Haus und verlangte den Grafen zu sehen, mit solcher Heftigkeit, daß die bewaffnete Macht einschreiten mußte, um Ruhe und Ordnung wieder herzustellen.

Der Premierminister William Pitt, Graf von Chatam, der von diesem Volksauflaufe sogleich unterrichtet

worden war, hatte von dem Wundermanne schon so viel Widersprechendes gehört, daß auch er gespannt war, diesen schlauen Fuchs kennen zu lernen. Nachdem er alle Mittel aufgeboten, die Wohnung des Grafen auskundschaften zu lassen, ließ er die letzte Mine springen und folgende Bitte in alle Zeitungen Londons einrücken:

„Der Minister Pitt ersucht den Grafen Saint Germain, ihm sobald als möglich die Ehre eines Besuches angedeihen zu lassen."

Diese Einladung verfehlte ihre Wirkung nicht.

LXVI.

Schon am andern Morgen erschien in der Antichambre des Herrn Pitt der sehnlich erwartete Besuch. Der Graf wurde augenblicklich vorgelassen.

„Ich bin erfreut, daß Sie meiner Einladung so schnell Folge geleistet haben. Seit wann sind Sie in London?"

„Seit drei Wochen."

„Und warum haben Sie mich nicht früher besucht?"

„Weil Ihre Zeit so kostbar ist, daß es mehr als zudringlich gewesen wäre, hätte ich eine Viertelstunde für mich in Anspruch nehmen wollen."

„Dem Grafen Saint Germain opfert man gern ein Stündchen."

„Sie sind eben so herablassend und leutselig wie Ihr Herr Großvater ..."

„Kannten Sie ihn?"

„Thomas war mein Freund. Als er Gouverneur von

Madras war, wohnte ich zwei Monate in seinem Hause und verlebte im Kreise seiner Familie die schönsten Tage meines Lebens. Ihr Großvater war ein leidenschaftlicher Bücherfreund."

„Auch ich bin Bibliomane. Ist es Ihnen gefällig, meine Bibliothek in Augenschein zu nehmen? Ich habe, wie ich mir schmeicheln darf, einige höchst seltene Werke, die Sie vielleicht noch nirgends angetroffen haben."

„Ich brenne vor Neugier ..."

„Kommen Sie, lieber Graf."

Der Minister führte seinen Gast in den Büchersaal. Saint Germain, einer der größten Bücherkenner, war hier ganz in seinem Elemente.

„Hier ist ein Exemplar des berüchtigten Buches „De tribus impostoribus," ein Werk, von dem in der ganzen Welt nur drei Exemplare existiren. Es wird Ihnen bekannt sein, lieber Graf, daß die gelehrten Bibliographen sich den Kopf zerbrechen, wer der Autor dieses gottlosen Werkes ist. Der Eine schreibt es Kaiser Friedrich II., der Andere dem Pietro Aretino, der Dritte dem Thomas Campanella, der Vierte dem Arnold de Villanova, der Fünfte dem Guillaume Postel zu. Ich für meinen Theil halte keinen von allen Fünf für den Verfasser dieses Buches. Es mag gottlos sein, ich gebe es zu, doch werden Sie, Falls Sie es kennen, einräumen müssen, daß es ungemein geistreich ist ...".

„O ich bitte, Sie beschämen mich ..."

„Ich beschäme Sie? Wodurch?"

„Durch die huldvolle Nachsicht, mit der Sie eine meiner Jugendarbeiten beurtheilen ...“

„Eine Ihrer Jugendarbeiten?“

„Nun ja, ich schrieb sie anno 1512 in Salamanca.“

Der Minister wollte dem Grafen in's Gesicht lachen.

„Sie schrieben dieses Buch?“

„Es giebt Dinge, die Niemand glauben will und die dessenungeachtet wahr sind. Wer glaubt z. B., daß ein Italiener, Camillo Zampieri, das Buch Hiob in ottave rime übersetzt hat, und dennoch ist es wahr. Wer glaubt z. B., daß ein Engländer, John Dee, ein Wörterbuch herausgegeben hat, in welchem die Sprache mitgetheilt ist, die Vater Adam im Paradiese gesprochen hat, und dennoch ist es wahr. Das Buch erschien 1659 zu London. Wer glaubt z. B., daß ein Deutscher, Samuel Hafenreffer, ein Werk geschrieben hat, worin er den menschlichen Pulsschlag nach musikalischen Rhythmen beurtheilt, und dennoch ist auch das wahr. Das Buch erschien 1640 zu Ulm und gehört zu den größten Seltenheiten.“

„Ich bewundere Ihre Bücherkenntniß; sie kann mich jedoch nicht überzeugen, daß Sie der Verfasser der bewußten Schrift sind.“

„Vielleicht glauben Sie es dann, wenn ich Ihnen den Inhalt des ganzen Buches von der ersten bis zur letzten Zeile aus dem Gedächtnisse hersage ...“

„Voyons!“

Saint Germain recitirte das ganze Werk mit einer Geläufigkeit, die den Minister in Erstaunen setzte.

„Sie haben ein beneidenswerthes Gedächtniß.“

„Ich wollte, ich könnte Manches vergessen.“

„Ist Ihnen die Abhandlung „Killing no murder“ (Tödten kein Mord) bekannt?“

„Sie erschien zur Zeit Oliver Cromwells, im Jahre 1656, und machte auf das ganze Volk einen tiefen, unbeschreiblichen Eindruck. Sie beschäftigt sich mit den drei Fragen: Ob der Lord-Protector ein Tyrann sei? Ob das Gesetz erlaube, einen Tyrannen zu tödten?? Und ob ein Mensch, der einen Tyrannen tödtet, seinem Vaterlande dadurch einen Dienst erweise??? Diese drei Fragen werden bejaht.“

„Wissen Sie, lieber Graf, wer der Verfasser dieser Schrift gewesen ist?“

„Er hieß Sherby und war ein eingefleischter Anhänger Carls II. Der gute Mann hatte sich die fixe Idee in den Kopf gesetzt: einen Tyrannen tödten, sein kein Mord. Er kam nach London, ward entdeckt, ergriffen und nach dem Tower gebracht. Der Lord-Protector ließ ihn nicht vor Gericht stellen, aber ungehört im Gefängnisse schmachten. Sherby starb am 13. Januar 1658, im sechsten Monate seiner Gefangenschaft. Cromwell, sagt man, habe ihn ermorden lassen. — Bald nach Sherby's Tode gab ich, unter dem Namen William Allen, eine französische Uebersetzung seiner Schrift unter dem Titel: „Traité politique, que tuer un tyran n'est pas un meurtre,“ zu Leyden heraus.“

Der Minister schüttelte ungläubig den Kopf.

„Nur eine Frage noch! Kennen Sie die englische Satyre: „Lucina sine concubitu“?“

„Sie stellt die Behauptung auf, daß Frauen ohne Zuthun eines Mannes Mütter werden können.“

„Wen halten Sie für den Autor dieser köstlichen Persiflage?“

„Viele glauben, sie sei aus der Feder des Doctors Abraham Johnson geflossen; ich aber weiß aus zuverlässiger Quelle, daß kein Anderer als John Hill der Verfasser dieser Satyre ist. Von dieser Schrift existirt eine französische Uebersetzung, betitelt: „Lucine affranchie des lois du concours,“ welche 1750 in Paris, und eine deutsche, welche unter dem Titel des Originals 1751 in Frankfurt erschienen ist.“

„Sie sind eine lebendige Bibliographie.“

„Es giebt kein Buch, das mir unbekannt ist.“

„Haben Sie Lust, eine Bibliothekarstelle anzunehmen?“

„Mehr als Alles liebe ich die Unabhängigkeit.“

In demselben Augenblicke erschien einer der Secretäre des Ministers, um demselben eine soeben angekommene Depesche aus dem Cabinet von Versailles zu überreichen.

„Vom Herzoge von Choiseul,“ sagte Graf Chatam.

Saint Germain wollte sich verabschieden.

„Gedulden Sie sich noch einen Augenblick.“

Der Minister durchflog den Inhalt des Schreibens.

„Sie sehen mich bestürzt, lieber Graf,“ sagte Pitt.

„Und warum, wenn ich fragen darf?“

„Der Herzog von Choiseul ersucht mich, im Namen seines Monarchen Sie festnehmen zu lassen.“

„Weshalb?“

„Weil Sie, wie der Ausdruck der Depesche lautet, ein Betrüger sind.“

„Jeder, der das zu behaupten wagt, ist ein elender Verleumder.“

„Unter Vorspiegelungen aller Art sollen Sie dem Könige und der Marquise von Pompadour bedeutende Summen abgelockt haben.“

„Das ist erlogen! Für Dienste, die ich der Marquise geleistet, hat sie mir nach und nach 500,000 Francs geschenkt. Geschenke anzunehmen ist, so viel ich weiß, kein Verbrechen.“

„Sie haben ihr ein Verjüngungsmittel gegeben ...“

„Das seinen Zweck nicht verfehlt hat ...“

„Wodurch wollen Sie das beweisen?“

„Durch ein Zeugniß, das ich zufällig bei mir habe,“ sagte Saint Germain und überreichte ihm jenen Schein, den ihm die Marquise von Pompadour (im 33sten Capitel unserer Erzählung) ausgestellt hatte.

„Dessenungeachtet werde ich, wie sehr ich auch von Ihrer Unschuld überzeugt bin, mich genöthigt sehen, Sie arretiren zu lassen.“

„Thun Sie, was Sie vor dem Gesetze und Ihrem Gewissen verantworten können. Aber glauben Sie ja nicht, daß Sie durch meine Gefangennehmung dem Cabinet von Versailles einen Dienst erweisen. Von meinem Kerker aus

werde ich Englands freie Presse benutzen, um dem Könige von Frankreich die Schuppen von den Augen zu reißen, und ihm beweisen, wie schmählich er von der Marquise von Pompadour und vom Herzoge von Choiseul, der mit ihr unter einer Decke steckt, hintergangen und betrogen wird. Frau von Pompadour drang mir ihre Gunst auf…"

„Und auch dies wollen Sie beweisen?"

„Durch diese Locke, die Sie mir geschenkt hat," erwiderte Saint Germain, und legte jenen Haarbüschel, den sie ihm zur Anfertigung des bewußten Wachsbildes abgeschnitten hatte, als Beweis ihrer Untreue in die Hand des Grafen Chatam.

„Sonderbar!" sprach der Minister und überlegte einen Augenblick, was er beschließen sollte. „Graf Saint Germain," begann er nach kurzer Pause, „ich will Ihnen einen guten Rath ertheilen. Sagen Sie Keinem, daß Sie bei mir gewesen sind, und verlassen Sie London, wo möglich noch heute, längstens aber morgen früh."

„Erbschaftsangelegenheiten rufen mich ohnedies nach Lissabon."

„Nun denn, so reisen Sie mit Gott," sagte Graf Chatam, indem er Jenem Zeugniß und Locke zurückgab. — —

Zwei Stunden später war Graf Saint Germain nicht mehr in London.

LXVII.

Ihr fragt mich, wo er hingekommen? Niemand wußte es. — — —

Im Februar des Jahres 1760 tauchte er plötzlich in Berlin auf.

Friedrich II. schreibt in seiner „Histoire de la guerre de sept ans," Capitel XI., Seite 73:

„Précisement lorsque cet émissaire (Mr. d'Edelsheim) arriva à Berlin, il y parut un autre phénomène politique, *un homme, qu'on n'a pu jamais déchiffrer.* Il se produisit sous le nom de Comte de Saint Germain. Il avait été au service de France et même si avant dans la faveur de Louis XV., que ce Prince avait voulu lui donner le château de Chambord. Cet homme joua le rôle de ministre, il se mêla de négocier sans mission, il tint en même temps des propos injurieux sur Madame de Pompadour et sur le Duc de Choiseul. Les Anglais le traitèrent en aventurier et le renvoyèrent." — — —

Ueber seinen Aufenthalt in Berlin ist mir weiter nichts als eine einzige Anekdote bekannt. Bei einer Aufführung von Voltaire's „Zaire" saß er in der Hofloge neben dem Marquis Boyer d'Argens, dem Präsidenten der Berliner Akademie. Bei Zairens Erscheinen fing der Graf tief zu seufzen an.

„Warum so betrübt?" fragte der Marquis.

„Zaire war so schön!"

„Sie kannten sie?"

„Wir waren Freunde!" antwortete der Graf.

Der Marquis fing zu lachen an.

— — — —

LXVIII.

Dreizehn Jahre später befand er sich im Haag.

Man erlaube mir, meinem Leser den Auszug eines Briefes mitzutheilen, den er im Jahre 1773, von Mantua aus, an den Grafen Maximilian Joseph von Lamberg, den Verfasser des „Mémorial d'un Mondain" geschrieben hat.

„Als ich im Haag arretirt werden sollte, drang ich darauf, zuvor mit dem französischen Gesandten, Grafen von Afry, zu sprechen; von einem Polizeibeamten begleitet, wurde ich hingeführt. Der Gesandte empfing mich mit sichtbarem Erstaunen, ließ aber bald darauf meinen Begleiter abtreten und sagte, daß ich, so lange ich in Holland bliebe, unter dem Schutze seines Königs stünde. Ich wollte dem Polizeibedienten einen schönen Diamanten zum Geschenke machen; er aber schlug ihn aus, worauf ich den Stein, mit Hilfe eines großen Hammers, in tausend kleine Stücke zerschlug, die von den umstehenden Bedienten des Gesandten aufgesammelt wurden. — Dieser Diamant, dessen Anfertigung mir ungemein viel Mühe gekostet hatte, war selbst in Brasilien und im Reiche des Großmoguls für ächt anerkannt worden. Ich habe mehrere dergleichen in Gegenwart des Grafen Zabor, Kammerherrn des verstorbenen Kaisers, verfertigt. — Der Fürst T..... kaufte vor sechs Jahren einen solchen Stein von meiner Arbeit für 5500 Louisd'or; der Fürst verhandelte ihn später an einen reichen Narren mit 1000 Dukaten Gewinn.

Man muß wirklich, wie Graf Barre sagt, ein König oder ein Narr sein, um für einen einzigen Diamanten so große Summen wegzuwerfen. — Es unterliegt keinem Zweifel, daß man mit Hilfe der Kunst der Natur sehr nahe kommen kann, obwohl ein Pott, ein Marggraf, ein Rouelle auf ihrem Dreifuß behaupten, daß es unmöglich sei, Diamanten nachzumachen. Wenn aber diese Herren mehr die Menschen als die Bücher studirten, so würden sie Geheimnisse entdecken, die man in der **Aurea Catena Homeri**, im großen und kleinen Albert und im Picatrix vergebens sucht. Die wichtigsten Geheimnisse lernt man nur auf Reisen kennen. Die Kunst, Edelsteine zu verfertigen, habe ich auf meiner zweiten Reise nach Indien, im Jahre 1755, die ich in Gesellschaft des Generals Clive, der unter dem Vice-Admiral Watson stand, gemacht, erlernt." —

Hören wir, was Franz Gräffers allerliebster „Papagey" (Band I. Seite 16) vom Grafen ausschwatzt:

„Sicher war Graf Saint Germain auch ein Goldmacher? Allerdings! Aber diese Kunst war ihm zu leicht, zu gemein, zu umständlich. Welche Weitläufigkeiten mit diesen Schmelztiegeln, Kohlen und Blasebälgen! Wenn man aus kleinen Diamanten große machen kann, so rentirt das viel besser. Der Graf nimmt den nächstbesten Diamantsplitter aus dem Kehricht irgend eines Edelsteinschleifers, tritt in eine Fenstervertiefung, streut eine kleine Prise blauen Pulvers darauf und der Splitter ist ein Diamant, so groß wie ein Hühnerei. Nun hat Graf Saint Ger-

main seine Million Gulden, oder Thaler, oder Dukaten, wie er will, es hängt ganz davon ab, ob er viel oder wenig blaues Pulver aufstreut. Solch ein Künstler wird sich doch nicht mit Goldmachen abgeben?"

Hat der „Papagey" nicht Recht? Gewiß, gewiß!

Die Kunst, Gold zu machen, erinnert mich an einen armen Teufel von Adepten, Aurelio Augurelli, der für sein lateinisches Gedicht: „Chrysopeia", das er Papst Leo X. gewidmet hatte, eine leere Börse mit den Worten erhielt: „Wer Gold machen kann, braucht ja nur einen Beutel dazu." Wie kann ein heiliger Vater so boshaft sein!

Pierre Borel, Leibarzt Ludwigs XIV., zählt in seiner „Bibliotheca chemica", die im Jahre 1654 in Paris herauskam, nicht weniger als viertausend Schriften auf, die sich mit der Kunst, Gold zu machen, beschäftigen.

Guter Boileau, wie Recht hast Du, wenn Du sagst:

„Le monde est plein de fous et qui n'en veut pas voir,
Doit se tenir tout seul et casser son miroir."

LXIX.

Ein Jahr später, 1774, finden wir unsern Wundermann, als Grafen Tzarogy, in Schwabach. Der Markgraf von Brandenburg, Karl Alexander, der ihn im December bei der berühmten Schauspielerin Clairon, die sich zu jener Zeit am Hofe zu Anspach aufhielt, kennen gelernt hatte, lud ihn auf's Frühjahr nach Triersdorf — dem Sommeraufenthalte des Fürsten — ein. Dort wurden ihm

die untern Zimmer des Schlosses eingeräumt; die obern bewohnte Hippolyte Clairon, die Geliebte des Markgrafen.

In Schwabach blieb der Graf bis gegen Ende des Jahres 1776. Dann reiste er mit dem Markgrafen, der ihn sehr lieb gewonnen hatte, nach Nürnberg, um dort den aus Italien zurückkehrenden Grafen Alexis Orloff, den Sieger von Tschesme, zu begrüßen. In Nürnberg trug Graf Saint Germain russische Generals-Uniform. Orloff nannte ihn caro amico, caro padre, und schenkte ihm am Tage seiner Abreise 20,000 Zecchinen.

Es ist ziemlich gewiß, daß Graf Saint Germain nach seiner Abreise von London nach Petersburg gegangen sei und dort bei der Revolution des Jahres 1762, so wie bei der Ermordung Peters III., Gott weiß unter welchem Namen, die Hand im Spiele gehabt habe.

Der Markgraf von Brandenburg, der bald darauf nach Italien ging, erfuhr erst in Livorno durch den englischen Consul John Dyck, daß der geheimnißvolle Graf Tzarogy, der sich am Hofe von Anspach für den letzten Sprossen des unter Kaiser Leopold I. geächteten Fürsten Ragoczi ausgegeben hatte, kein Anderer, als Graf Saint Germain gewesen sei. In Neapel erfuhr der Markgraf, daß dieser in hundert Masken auftretende Wundermann aus Sanct Germano, einer kleinen Stadt in Savoyen, gebürtig und der uneheliche Sohn eines Steuereinnehmers gewesen sei, der Guiseppe Rotondo geheißen, wegen Gelder, welche

er unterschlagen, die Flucht ergriffen und seinen Sohn in ein Findelhaus gebracht habe, dem dieser, kaum vierzehn Jahre alt, entlaufen sei.

In Paris fand der Markgraf bei Madame d'Urfé ein von ihrer Hand gemaltes Portrait Saint Germains. Mit Thränen in den Augen nannte sie den Grafen ihren Freund und Wohlthäter. Karl Alexander erbat sich eine Copie von diesem Bilde. Madame d'Urfé schenkte ihm das Original, das noch bis zum heutigen Tage im Schlosse zu Triersdorf, in einem der Zimmer, welche der Graf Tzarogy bewohnt hatte, zu sehen ist. Nicht minder interessant ist ein anderes Bild, das im Schlafgemache des Markgrafen hängt. Es ist das Portrait der Clairon.

LXX.

Von Schwabach reiste Graf Saint Germain über Dresden, Leipzig und Hamburg nach Eckernförde im Schleswig'schen, woselbst er beim Landgrafen von Hessen-Cassel ein gastfreies Asyl fand.

Der arme Wundermann muß, nachdem er sich dort gegen vier Jahre aufgehalten hatte, das Unglück gehabt haben, das bewußte Lebensthee-Recept zu verlieren, denn zu Anfang des Jahres 1780 soll er zu Schleswig, von Gewissensbissen gequält und von einem Schlagflusse getroffen, in den Armen des Landgrafen gestorben sein.

LXXI.

Jean Jacques Casanova, der zweite Held meiner Erzählung, starb 23 Jahre später, im Juni 1803, zu Wien als Bibliothekar des Grafen von Waldstein. Die letzten achtzehn Jahre seines abenteuerlichen Lebens hatte er zu Dux in stiller Abgeschiedenheit verlebt und hier, außer seinen zwölfbändigen Memoiren, noch eine Histoire de ma fuite des prisons de Venise (Prague 1788) und einen fünfbändigen Roman „Icosameron, ou histoire d'Edouard et d'Elisabeth, qui passèrent 80 ans chez les Megameikes, habitants aborigènes du Protocosme dans l'intérieur de notre globe“ (Prague 1790) geschrieben.

Seine Memoiren kennt wohl Jeder: sie sind lasciv, aber geistreich. Auffallend ist es, daß er darin mit keiner Sylbe der Gräfin Saint Germain erwähnt. Vom Grafen sagt er: „In meinem ganzen Leben habe ich keinen geschickteren und verführerischeren Betrüger gesehen.“

Casanova starb, wie ich von einem Augenzeugen weiß, so sanft und ruhig, als ob er in seinem Leben nicht die kleinste Sünde begangen.

Noch eine Stunde vor seinem Tode las er im dritten Buche seines Lieblingdichters die 27ste Ode an „Venus“:

„Vixi puellis nuper idoneus,
Et militavi non sine gloria.“

Dann schlug er das Buch zu und sagte, wie in jener schreckenvollen Nacht: „Meister Horaz, nun wollen wir schlafen!“ — — —

Wohl Jedem, der so ruhig sterben kann wie Casanova!

Ravisius Textor theilt in seinem „Epitome historiarum" ein Verzeichniß von Personen mit, welche lachend gestorben sind. Zu diesen Glücklichen gehörten zwei Dichter: Philistion und Pietro Aretino.

Plato starb schreibend, Petrarca lesend.

Cornelius v. Witt recitirte, während die Wuth des Pöbels ihn in Stücke riß, die dritte Ode des dritten Buches vom Horaz.

Lefort, der bekannte Günstling Peters des Großen, ließ, als er im Sterben lag, Musikanten kommen, um mitten unter Pauken und Trompeten zu entschlafen.

Der berühmte Arzt Jacob Sylvius zog sich kurz vor seinem Ende große Reiterstiefel an, um zu Fuße durch den Styx zu waten und das Fährgeld zu ersparen.

Gilbert starb, eine heilige Ode stammelnd, die er im Todeskampfe gedichtet hatte.

Metastasio dichtete fünf Minuten vor seinem Ende zwei seiner schönsten Strophen.

Barthélémy starb beim Lesen des Horaz.

Anacharsis Cloots beschäftigte sich auf dem Schaffot, kurz vor seiner Hinrichtung, mit Feststellung neuer Prinzipien.

Fabre d'Eglantine sann auf dem Wege nach dem Richtplatze über den letzten Act seines letzten Lustspiels nach.

Wohl Jedem, der ruhig sterben kann!

LXXII.

Und die Marquise? Und Mademoiselle Guimard? Was ist aus der Einen und was aus der Andern geworden?

Ach, lieber Gott, Beide nahmen ein trauriges Ende. Die Geliebte Ludwigs XV. starb, angeekelt von der Welt, am 15. März 1764 in einem Alter von vierundvierzig Jahren. In ihrer Sterbestunde ließ sie den Pfarrer der Magdalenen-Kirche rufen und sich von ihm Absolution ertheilen. Als der alte ehrwürdige Herr ihr die letzte Oelung gereicht hatte und sich entfernen wollte, erhob sich die Marquise und sagte lächelnd:

„Warten Sie noch einen Augenblick, wir gehen dann zusammen!“

Mademoiselle Guimard spielte 1786, um ihre Gläubiger zu befriedigen, ihr Hôtel für 300,000 Francs aus und heirathete, drei Jahre später, nachdem sie Laune und Waden, Zähne und Anbeter verloren hatte, den Violinisten Despréaux.

Sie starb im Jahre 1816.

LXXIII.

Das Merkwürdigste hätte ich beinahe vergessen.

Der gute, ehrliche Michel de Montaigne erzählt in seinen „Essais“, Buch I. Seite 20, folgende Geschichte:

„Eine sehenswürdige Person ist der unter dem Namen Saint Germain bekannte Marquis Aymar oder Belmar.

Er sagt, er sei zu Vitry geboren; der Cardinal von Lenoncourt, damaliger Bischof von Chalons, habe ihm den Beinamen Saint Germain gegeben. Alle Einwohner von Vitry haben den Grafen bis zum 22sten Jahre als Mädchen gekannt und Maria geheißen. Damals war er sehr bärtig, mannbar und lebendig. Als er sich im Springen einige Gewalt anthat, wurde er plötzlich zum Manne. Es ist unter den dortigen Mädchen noch jetzt ein Lied im Gange, durch das sie sich wechselseitig warnen, große Luftsprünge zu machen, aus Furcht, zum Buben zu werden, wie Joseph Maria Saint Germain."

Les't den französischen Michel und — glaubt!

LXXIV.

Im Jahre 1835 befand ich mich in Paris. Es war an einem jener Sonntage, die ich in der Rue Tournon, Nummer 8, im Salon Jules Janins, hinzubringen pflegte. Gegen eilf Uhr Abends, als ich mich eben im Billardzimmer aufhielt, trat ein Mann herein, dessen Aeußeres mich ungemein frappirte.

„Wer ist dieser Herr?" fragte ich die Freundin Janins.

„Ein Mann, von dem Sie gewiß schon viel gehört haben werden, ein Mann, der in jeder Beziehung eine höchst merkwürdige Erscheinung ist..."

„Sie machen mich rasend neugierig. Dieser Mann ist..."

„Der berühmte Graf Saint Germain!"

Vor Schreck fiel mir der Queue aus der Hand.

Staatliche Bibliothek Bamberg

„Zum Teufel, wer hat mir denn gesagt, daß der Graf 1780 zu Schleswig gestorben sei?“

„Das muß ein Irrthum sein. Dieser Mann stirbt nie.“

„Wer sagt das?“

„Er selbst!“

„Und Sie glauben es ihm?“

„Ich glaube Alles und gar Nichts.“

Nun, Leser, was glaubst denn Du???

Staatliche Bibliothek Bamberg

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Oettinger, Eduard Maria,

Saint-Germain

Leipzig 1846

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.571-d
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11721896-8